L. gen. 62 xb - 1

<36634168070010

<36634168070010

Bayer. Staatsbibliothek

Vorlesungen

über die

Wissenschaft der Sprache.

Von

Dr. Max Müller,

Taylorian Professor in the University of Oxford, Fellow of All Souls College, Correspondent de l'Institut de France, Foreign Member of the Royal Bavarian Academy, Honorary Member of the Royal Society of Literature, etc. etc.

Für das deutsche Publikum bearbeitet

von

Dr. Carl Böttger,

Professor am Herzogl. Gymnasium zu Dessau.

„Opera naturale è ch'uom favella;
Ma, così o così, natura lascia
Poi fare a voi, secondo che v'abbella.“
DANTE, *Paradiso*, 26, 130.

Autorisirte Ausgabe.

Leipzig.

Verlag von Gustav Mayer.

1863.

505-9

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

117 G

Vorwort.

Meine Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache sind hier so abgedruckt, wie ich sie im Manuscript für das königliche Institut *von Grossbritannien, wo sie im April, Mai und Juni 1861 gehalten wurden,* vorbereitet habe. Als ich mich anschickte, sie zu halten, musste ein grosser Theil des Niedergeschriebenen ausgelassen werden, und indem ich sie jetzt in grösserer Vollständigkeit dem Publikum vorlege, bin ich gern einem von vielen Zuhörern ausgesprochenen Wunsche nachgekommen. So wie sie vorliegen, bilden sie nur einen kurzen Auszug aus verschiedenen, an der Universität Oxford von Zeit zu Zeit gehaltenen Vorlesungen und wollen gar nicht mehr sein, als eine Einleitung zu einer Wissenschaft, die bei weitem umfassender ist, als dass sie in so engen Schranken mit Erfolg behandelt *oder gar erschöpft* werden könnte.

Dennoch werde ich meine Absicht für erreicht halten, wenn es mir gelingen sollte, die Aufmerksamkeit nicht bloss der Gelehrten, sondern auch der Philosophen, Geschichtschreiber und Theologen auf eine Wissenschaft zu lenken, welche sie alle angeht und welche, obgleich sie nur von Wörtern zu handeln vorgiebt, uns lehrt, dass in den Wörtern mehr liegt, als mancher unserer Philosophen sich träumen lässt. Bacon sagt: „Die Menschen glauben, dass die Vernunft Herrin ihrer Worte ist, aber es ge-

schieht auch, dass die Worte eine wechselseitige und zurückwirkende Kraft auf unsere Einsicht ausüben. Die Worte schiessen, wie der Bogen eines Tataren, auf den Verstand des Weisesten zurück und vermögen unser Urtheil mächtig zu verwirren und zu verkehren.

Oxford, 11. Juni 1861.

Max Müller.

Vorwort des Verfassers zur deutschen Bearbeitung.

Der Uebersetzung meiner Vorlesungen über Sprachwissenschaft aus dem Englischen in meine eigene Muttersprache habe ich nichts hinzuzufügen, als den Wunsch, dass sie in Deutschland denselben Anklang und dieselbe freundliche Beurtheilung finden mögen, welche ihnen in England zu Theil geworden. Was ich durch diese Vorlesungen beabsichtigte, habe ich in der Einleitung so ausführlich besprochen, dass es keiner weitern Erklärung hier bedarf. Es ist fast unmöglich, eine Wissenschaft, wie die hier behandelte, populär, d. h. klar und allgemein verständlich darzustellen, und wenn es mir nur gelungen ist, die Aufmerksamkeit philosophisch gebildeter Männer auf die Ergebnisse hinzulenken, welche die Sprachwissenschaft bereits geliefert hat und in noch reicherm Maasse zu liefern verspricht, so ist mein Zweck vollkommen erreicht. Die Sprachen enthalten die ältesten und wichtigsten Annalen für die Geschichte des menschlichen Geistes, und wenn es die Aufgabe der Wissenschaft der Sprache ist, diese Annalen zu entziffern, so wird es nun die Aufgabe der Wissenschaft des Geistes, mit diesen neu geöffneten Quellen die

wahre Geschichte des menschlichen Denkens herzustellen. Ich berufe mich auf die Worte eines der grössten deutschen Philosophen und Sprachforscher: „Je crois véritablement que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain, et qu'une analyse exacte de la signification des mots ferait mieux connaître que toute autre chose les opérations de l'entendement.“

Mein Freund, Professor C. Böttger, hat es an nichts fehlen lassen, um diese Vorlesungen auch für ein deutsches Publikum lesbar und geniessbar zu machen, und die von ihm selbst beigefügten Anmerkungen und Zusätze werden allen Lesern willkommen sein. Vielleicht wird ihr deutsches Gewand meinen Vorlesungen besser stehen als ihre englische Maske, denn obgleich englisch geschrieben, sind sie doch, wie Alles, was ich in England schreibe, deutsch gedacht. Das Schreiben in einer andern als seiner Muttersprache hat grosse Schwierigkeiten und Nachtheile, aber ich glaube, es hat einen Vortheil. Es zwingt zur Klarheit in der Auffassung und zur Einfacheit in der Darstellung, und beim Hindurchschütteln der Gedanken durch das Sieb einer fremden Sprache fliegt viel Gedankenspreu auf und davon.

Im nächsten Frühjahr habe ich einen neuen Cursus von Vorlesungen über Sprachwissenschaft übernommen, und ich hoffe in diesem die Gesetze des Lautwechsels und des Bedeutungswechsels mehr im Einzelnen darzustellen.

Oxford, den 20. November 1862.

Max Müller.

Vorwort des Bearbeiters.

Da bereits Professor Max Müller, mein hochgeehrter Freund, selbst die Freundlichkeit gehabt hat, meine Bearbeitung seines interessanten Werkes mit einem Vorworte einzuleiten, so hätte ich ganz schweigen können; ich fühle mich aber doch verpflichtet, wenigstens über die äussere Form meiner Uebersetzung eine Bemerkung vorauszuschicken. Das in einem sehr reinen, eleganten Englisch geschriebene Original hat zunächst dem Uebersetzer in seinem Streben nach einer ächt deutschen Form mehr Schwierigkeiten dargeboten, als es nach den bescheidenen Aeusserungen des geehrten Verfassers in obigem Vorworte scheinen dürfte. Ausserdem hat es der Verfasser als Vorleser so trefflich verstanden, das englische Publikum zu fesseln, dass der Uebersetzer in seinem Versuche, sich, wo irgend möglich, dem deutschen Publikum gegenüber in eine ähnliche Stellung zu bringen, manchmal zum Bearbeiter werden musste. Ich habe mir daher an einigen Stellen Zusätze und Bemerkungen erlaubt, aber diese, so wie alle wesentlichen Abänderungen jedesmal zwischen * * gestellt. Das in England höchst günstig aufgenommene und auch bereits von der deuschen Kritik nach Verdienst gewürdigte Werk ist in Frankreich durch den Preis der kaiserl. Academie ausgezeichnet und in das Französische übersetzt worden, sowie auch eine italienische Uebersetzung und eine amerikanische Ausgabe des Originals erschienen ist. (Ich bitte, auf Seite 399 zu achten.)

Dessau, den 27. November 1862.

Carl Böttger.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung.
Die Sprachwissenschaft gehört zu den physischen Wissenschaften 1

Zweite Vorlesung.
Das Wachsthum der Sprache in seinem Gegensatze zur Geschichte der Sprache 26

Dritte Vorlesung.
Die empirische Stufe in der Sprachwissenschaft 72

Vierte Vorlesung.
Die classificirende Stufe in der Sprachwissenschaft 96

Fünfte Vorlesung.
Die genealogische Classification der Sprachen 137

Sechste Vorlesung.
Vergleichende Grammatik 179

Siebente Vorlesung.
Die wesentlichen Bestandtheile der Sprache 209

Achte Vorlesung.
Morphologische Classification der Sprachen 231

Neunte Vorlesung.
Die theoretische Stufe und der Ursprung der Sprache 293

Anmerkungen . 339

Anhang . 377

Register . 381

Erste Vorlesung.

Die Sprachwissenschaft gehört zu den physischen Wissenschaften.

Als ich vor einiger Zeit aufgefordert wurde, einen Cursus von Vorlesungen über vergleichende Philologie zu halten, erklärte ich mich aus mehreren Gründen sofort dazu bereit. Ich setzte zunächst ein so unbedingtes Vertrauen auf meinen Gegenstand, dass ich ihn nicht einmal durch eine noch theilweise ungenügende Darstellung zu gefährden glaubte. Ferner hegte ich die Ueberzeugung, dass die Untersuchungen über die Geschichte der einzelnen Sprachen und über die Natur der menschlichen Sprache überhaupt, welche in Deutschland, England und Frankreich während der letzten 50 Jahre angestellt worden sind, eine lebhaftere Theilnahme des gesammten gebildeten Publikums verdienten, als ihnen bisher zu Theil geworden ist, und die Entdeckungen in diesen neu eröffneten Fundgruben wissenschaftlicher Forschung schienen mir an Neuheit und Wichtigkeit den glänzendsten Entdeckungen der Neuzeit nicht nachzustehen.

Erst als ich meine Vorlesungen zu entwerfen anfing, wurde ich die Schwierigkeiten der Aufgabe gewahr, die ich mir gestellt. Das Gebiet der Sprachwissenschaft hat eine so gewaltige Ausdehnung, dass man in neun Vorlesungen unmöglich mehr, als einen sehr allgemein gehaltenen Ueberblick über dasselbe geben kann; da aber bei dieser Wissenschaft

ein ganz besonderer Reiz in jenen ins Einzelne gehenden Analysen liegt, durch die jede Sprache, jeder Dialekt, jedes Wort, jede grammatische Form fast mikroskopisch untersucht wird, so fühlte ich wohl, dass es fast unmöglich war, meinem Gegenstand volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen und zugleich die Leistungen der Begründer und Pfleger der Sprachwissenschaft in das gehörige Licht zu stellen. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Trockenheit mancher Probleme, welche ich zu erörtern habe. Declinationen und Conjugationen lassen sich nicht amüsant darstellen, und ich stehe in dieser Beziehung gegen Vorleser entschieden im Nachtheil, welche Zeichnungen vorlegen oder Experimente anstellen können. Dennoch eröffne ich zuversichtlich meine Vorträge über blosse Wörter, über Nomina, Verba und Partikeln, denn ich kann, wenn ich auch Misstrauen hege gegen meine eigene Kraft und Befähigung, meinem Gegenstand nicht misstrauen. Das Studium der Wörter kann wohl dem Schulknaben lästig sein, wie das Steinklopfen dem Chausseearbeiter; aber dem Kennerblick des Geologen sind dieselben Steine, welche jener gedankenlos hinschleudert, höchst interessant; er sieht viel Wunderbares an der Chaussee herumliegen und liest Chroniken in jedem Graben. Auch die Sprache hat ihre eigenthümlichen Wunder, die sie dem prüfenden Blick des beharrlichen Forschers entschleiert. Chroniken liegen unter ihrer Oberfläche, ganze Geschichten in jedem Worte verborgen. Die Sprache ist ein geheiligter Boden genannt worden, weil sie der Niederschlag ist des Gedankens. Wir können noch nicht sagen, was die Sprache ist. Sie kann ein Naturprodukt, ein Werk menschlicher Kunst, eine Gabe Gottes sein. Aber wohin wir sie auch stellen mögen, sie scheint in ihrer Sphäre unübertroffen, mit Nichts auch nur vergleichbar, dazustehen. Ist sie ein Erzeugniss der Natur, so ist sie deren höchstes, vollkommenstes Produkt, das diese dem Menschen allein aufsparte; ist sie ein Werk der Menschenkunst, so könnte sie den menschlichen Künstler mit dem göttlichen Schöpfer fast auf gleiche Stufe zu stellen scheinen; ist sie eine Gabe Gottes,

so ist sie Gottes grösstes Geschenk; denn durch sie sprach Gott zum Menschen, durch sie spricht der Mensch mit Gott, verehrend, betend und betrachtend.

Obgleich der vor uns liegende Weg lang und mühselig ist, sein Ziel ist lockend und anziehend und ich kann, wie ich hoffe, versprechen, dass die Aussicht, welche sich unseren Blicken von der Höhe der Wissenschaft eröffnet, den unverdrossenen Wanderer für alle Mühen des Emporklimmens reichlich belohnen und seinem Führer dafür, dass er vielleicht zu viel gewagt, Verzeihung auswirken wird.

Die Wissenschaft der Sprache gehört der Neuzeit an. Wir können ihren Stammbaum kaum bis in das vorige Jahrhundert zurück verfolgen und sie wird auch heute mit den älteren Zweigen der Gelehrsamkeit noch nicht auf gleichen Fuss gestellt. Selbst ihr Name steht noch nicht fest und die verschiedenen Titel, die ihr in Deutschland, England und Frankreich gegeben wurden, sind so unbestimmt und wechselnd, dass sie im grossen Publikum in Bezug auf das eigentliche Objekt dieser neuen Wissenschaft die wirrsten Ideen hervorgerufen haben. Man hört von ihr sprechen als „vergleichender Sprachforschung und Philologie, wissenschaftlicher Etymologie, Phonologie, Glossologie, *Glottik*" u. s. w. In Frankreich hat sie den passenden, aber etwas barbarischen Namen „Linguistik" erhalten. Wenn unsere Wissenschaft durchaus einen griechischen Namen erhalten soll, so möchten wir denselben entweder von Mythos, Wort, oder von Logos, Rede, herleiten. Aber der Name „Mythologie" ist bereits in anderer Bedeutung allgemein gebräuchlich und „Logologie" klingt für gebildete Ohren unerträglich. Wir wollen überhaupt mit der Kritik dieser Benennungen unsere Zeit nicht verschwenden, da bis jetzt noch keine so allgemeine Aufnahme gefunden hat, wie die Namen anderer modernen Wissenschaften, z. B. der Geologie oder vergleichenden Anatomie; auch wird es ja nicht allzu schwer halten, für die junge Wissenschaft einen Namen zu finden, wenn wir uns erst mit ihrer Geburt, Abstammung und ihrem Charakter vertraut

gemacht haben. Ich selbst gebe der einfachen Benennung „Wissenschaft der Sprache“ den Vorzug, obgleich in unserer volltönende Titel liebenden und sinnreich erfindenden Zeit dieser schlichte Titel kaum allgemeine Aufnahme finden dürfte.

Vom Namen gehen wir nun zu der Bedeutung unserer Wissenschaft über. Ehe wir aber auf eine genauere Definition ihres eigentlichen Gegenstandes eingehen und zugleich die Methode bestimmen, welche bei unseren Forschungen befolgt werden muss, wird es vortheilhaft sein, erstens einen Blick auf die Geschichte der andern Wissenschaften zu werfen, in deren Reihe die Sprachwissenschaft jetzt zum ersten Male eingefügt zu werden beansprucht, und zweitens ihren Ursprung, ihren stufenweisen Fortschritt und ihre schliessliche Feststellung zu untersuchen. Die Geschichte einer Wissenschaft ist, so zu sagen, ihre Biographie, und so wie wir Lebenserfahrungen dadurch auf dem einfachsten und billigsten Wege sammeln, dass wir Biographien studiren, können wir vielleicht unsere junge Wissenschaft dadurch, dass wir die Fehlgriffe und Abirrungen, welche andere Zweige des menschlichen Wissens theuer bezahlen mussten, im Voraus klar erkennen, vor einigen dem jugendlichen Alter anhaftenden Thorheiten und Ausschweifungen bewahren.

Es liegt eine gewisse Gleichförmigkeit in der Geschichte der meisten Wissenschaften. Wenn wir Werke, wie Humboldt's Kosmos oder Whewell's Geschichte der inductiven Wissenschaften lesen, so finden wir, dass der Ursprung, Fortschritt, die Ursachen des Misslingens oder Erfolges fast für jeden Zweig der menschlichen Erkenntniss dieselben gewesen sind. In der Geschichte jeder derselben treten drei Perioden hervor, welche wir die empirische, die classificirende und die theoretische nennen können. So demüthigend es auch scheinen mag, die Spur jeder unserer Wissenschaften, selbst der erhabensten mit ihren stolzklingenden Namen, kann bis zu den bescheidenen, schlichten Tagesgeschäften halbwilder Volksstämme zurückverfolgt werden. Nicht das Wahre, Gute und Schöne spornte die ältesten Philosophen an zu tiefen Unter-

suchungen und kühnen Erfindungen. Der Grundstein zu den glorreichsten Bauten, die der menschliche Erfindungsgeist in ferner Zukunft aufthürmte, wurde von dem drängenden Bedürfniss einer patriarchalischen und halbbarbarischen Gesellschaft dargereicht. Die Namen einiger der ältesten Fächer menschlichen Wissens erzählen von ihrer eigenthümlichen Entwickelung. Die Geometrie, welche sich jetzt für frei erklärt von jedem sinnlichen Eindruck und von ihren Punkten, Linien Flächen und Körpern wie von rein idealen Gebilden im leeren Raume handelt, die nicht zu verwechseln sind mit jenen groben und unvollkommenen Figuren, die auf dem Papiere dem menschlichen Auge sichtbar werden, — die Geometrie begann, wie ihr Name bezeugt, mit der Ausmessung des Ackerbodens.[1]) Die Botanik, die Wissenschaft der Pflanzen, bezog sich ursprünglich auf blosse Futterkräuter[2]); sie müsste eigentlich Phytologie heissen. Die Begründer der Astronomie waren nicht der Dichter oder Philosoph, sondern der See- und Landmann. Der alte Dichter mag immerhin „den wirren Tanz der Planeten“ bewundert und der Philosoph über die Harmonie der Sphären Betrachtungen angestellt haben; aber erst dem Seemann wurde die Bekanntschaft mit seinen glänzenden Himmelsweisern zur Lebensfrage. Er berechnete ihren Auf- und Untergang mit der pünktlichen Genauigkeit eines Kaufmanns und der scharfsinnigen Schlauheit eines Abenteurers, und die Namen, welche einzelnen Sternen oder Sternbildern gegeben wurden, legen es offen dar, dass sie von See- oder Landleuten erfunden wurden. Der Mond z. B., dieser goldene Weiser auf dem dunkeln Zifferblatte des Himmels, wurde von ihnen der Messer, der Zeitmesser genannt; denn die Zeit wurde schon lange nach Nächten und Monden und Wintern gemessen, ehe man sie nach Tagen und Sonnen und Jahren berechnete. „Mond“[3]) ist ein sehr altes Wort und in allen teutonischen Sprachen ein Masculinum, so auch das angelsächsische môna und das gothische mena. Der Monat heisst im Gothischen menoth, im Angelsächsischen mônâdh. Im Griechischen finden wir mēn (Dor. man), ein Masc., für Monat

und mēnē, ein Fem. für Mond. Im Lateinischen haben wir die abgeleitete Form mēnsis und im Sanskrit findet sich mâs für Mond und mâsa für Monat, beides Masc.[4]) Dieses mâs ist aber im Sanskrit offenbar von der Wurzel mâ, messen, herzuleiten. Im Sanskrit heisst mâ-mi ich messe, mâ-si du missest, mâ-ti oder mimî-te er misst. Ein Mess-Instrument heisst mâ-tram, griechisch metron, Meter. Wenn nun der Mond von dem Landbauer ursprünglich der Messer, der Ordner der Tage, Wochen und Jahreszeiten, der Regler der Fluthen, der Herr ihrer Feste und Herold ihrer Volksversammlungen genannt wurde, so folgt ganz natürlich, dass sie sich ihn als Mann dachten und nicht als eine liebeskranke Mondgöttin, welche die modern sentimentale Poësie erzeugt hat.

Der Seefahrer wartete, ehe er sein Leben und seine Waaren den Winden und Wogen des Meeres anvertrauete, auf den Aufgang derjenigen Sterne, welche er Fahrsterne, Pleiades, *ionisch* Plēïades (von plein, zu Schiffe fahren) nannte. Die Schifffahrt wurde in den griechischen Meeren nach der Rückkehr der Pleïaden für sicher gehalten und sie schloss ab mit ihrem Verschwinden. Der lateinische Name für Pleïaden, Vergiliæ, weist auf virga, eine Ruthe, ein Zweig. Dieser Name wurde ihnen von dem italischen Landwirth gegeben, weil sie in Italien, wo sie im Mai sichtbar werden, die Rückkehr des Sommers bezeichnen.[5]) Eine andere Sterngruppe, das Siebengestirn im Kopfe des Stiers, empfing den Namen Hyades, im Lateinischen Pluviæ, weil man annahm, dass sie zu der Zeit, wo sie zugleich mit der Sonne aufgingen, Regen verkündeten. Der Astronom behielt diese und viele andere Namen bei; er spricht noch immer vom Himmelspol, von Wander- und Fixsternen,[6]) aber er pflegt zu vergessen, dass diese Bezeichnungen nicht das Resultat wissenschaftlicher Beobachtung und Classification sind, sondern der Sprache Derer entlehnt wurden, welche selbst Wanderer waren auf der Meereswüste oder in dem Wüstenmeere und denen die Fixsterne in vollem Ernst am Himmelsgewölbe festgeheftet erschienen, als Sterne, durch deren Hülfe sie auch in den

Tiefen des Meeres gleichsam mit himmlischen Ankern Grund finden könnten.

Aber obgleich vom historischen Standpunkte aus die Behauptung gerechtfertigt ist, dass der erste Geometer ein Ackerbauer, der erste Botaniker ein Gärtner, der erste Mineralog ein Bergmann war, so kann doch vernünftigerweise der Einwand erhoben werden, dass die Wissenschaft auf einer so tiefen Entwickelungsstufe kaum Wissenschaft genannt werden kann, dass Feldmessen keine Geometrie, Gemüsebau keine Botanik ist und dass ein Fleischer keinen Anspruch auf den Titel eines vergleichenden Anatomen hat. Dies ist vollkommen wahr, aher es ist dennoch nicht zu verwerfen, dass jede Wissenschaft an diese ihre bescheidenen Anfänge und an die praktischen Anforderungen erinnert werde, denen sie in ihrer Kindheit entsprechen musste. Die Wissenschaft sollte, wie Bacon sagt, ein reiches Vorrathshaus für den Ruhm Gottes sein, sie sollte wirksam helfen zur Veredelung des Menschenlebens. Obgleich es nun in der gegenwärtigen hohen Ausbildung der Gesellschaft scheinen könnte, als ob die Jünger der Wissenschaft ohne Seitenblick auf die praktischen Resultate ihrer Bemühungen ihre Zeit ganz allein der Erforschung der Erscheinungen und Gesetze der Natur oder der Betrachtung der Geheimnisse der Gedankenwelt widmen könnten, so hat doch keine Wissenschaft, namentlich in England, längere Zeit geblüht, wenn sie nicht irgendwie zugleich den praktischen Interessen der Gesellschaft diente. Mag *ein Liebig neue Gebiete der Chemie erobern*, ein Lyell sammeln und ordnen, ein Faraday abwägen und analysiren, ein *Dove, Encke oder* Herschel beobachten und berechnen, ohne dass sie dabei irgendwie an die unmittelbar zu verwerthenden Resultate ihrer Arbeiten denken, es existirt dennoch ein gewisses allgemeines Interesse, welches ihre Untersuchungen stützt und belebt, und dies Interesse hängt wieder von den praktischen Vortheilen ab, welche die Gesellschaft mittelbar aus ihren wissenschaftlichen Studien zieht. Man sollte nur zu der Ueberzeugung kommen, dass die aufeinander folgenden

Ablagerungen des Geologen den Bergmann täuschten, dass die astronomischen Tafeln dem Seefahrer unnütz wären, dass die Chemie als ein leerer, kostspieliger Zeitvertreib sich für Fabriken und Landbau nutzlos erwiese — und die Geologie, Astronomie und Chemie würden bald dem Schicksal der Alchymie und Astrologie verfallen. So lange als die ägyptische Wissenschaft noch die Hoffnung des Patienten durch mysteriöse Recepte [7]) erweckte und so lange sie die Habsucht ihrer Beschützer durch die Aussicht auf Goldmacherei anstachelte, genoss sie auch an den Fürstenhöfen und in den Klosterzellen freigebiger Unterstützung. Wenn nun auch die Alchymie nicht zum Goldmachen führte, so bahnte sie doch den Weg zu noch werthvolleren Entdeckungen. Ebenso verhält es sich mit der Astrologie. Die Sterndeuterei läuft nicht so vollständig auf Betrug hinaus, wie man sehr allgemein angenommen hat. Sie wird von einem so verständigen und nüchternen Gelehrten wie Melanchthon zu den Wissenschaften gerechnet und selbst ein Bacon räumt ihr eine Stelle unter den Wissenschaften ein, obgleich er zugiebt, dass sie mit der Einbildungskraft des Menschen in besserem Vernehmen und engerem Bündniss steht, als mit seiner Vernunft. Ungeachtet des strengen Verdammungsurtheils, das Luther über die Astrologie verhängte, herrschte sie doch noch unausgesetzt über die Geschicke Europa's, und hundert Jahre nach Luther war der Astrolog noch der Rathgeber der Fürsten und Feldherren, während der Begründer der neuern Astronomie in Armuth und Verzweiflung hinstarb. Gegenwärtig sind sogar die Elemente der Astrologie verloren gegangen oder doch vergessen. [8]) Selbst reelle und nützliche Künste siechen, sobald ihr Nutzen schwindet, dahin und ihre Geheimnisse gehen bisweilen unwiederbringlich verloren. Als nach der Reformation so manche Kirche und Kapelle ihres künstlerischen Schmuckes beraubt wurde, damit die christliche Kirche auch ihrer äussern Erscheinung nach in ihrer Reinheit und Einfachheit wieder hergestellt werde, da verblichen auch die Farben der gemalten Fenster und erst in der neuesten Zeit fangen sie langsam an,

ihre frühere Sättigung und Harmonie wiederzugewinnen. Die Erfindung der Buchdruckerkunst versetzte der Kunst des schmuckvollen, zierlichen Schreibens und des zu der Ausschmückung der Handschriften benutzten Miniaturmalens den Todesstoss und die besten Künstler der Gegenwart verzweifeln daran, mit jener Zierlichkeit, Zartheit und Farbengluth zu wetteifern, die der bescheidene Verfertiger des mittelalterlichen Messbuches in schönem Verein zu entfalten wusste.

Ich spreche nicht ohne besondere Absicht von der Nothwendigkeit, dass jede Wissenschaft irgend einem praktischen Bedürfniss genügen sollte, weil ich wohl weiss, dass die Sprachwissenschaft jenem Nützlichkeitsprincip unserer Zeit nicht viel zu bieten vermag. Sie kann sich nicht anheischig machen, uns bei der Erlernung fremder Sprachen erheblich zu helfen, sie erregt auch keine Hoffnung, dass je der Traum einer Universalsprache in Erfüllung gehen könnte. Sie erklärt nur ganz einfach, lehren zu wollen, was das Wesen der Sprache ist, und dies erscheint kaum hinreichend, um einer neuen Wissenschaft die Theilnahme und Unterstützung des Publikums zu sichern. Dennoch giebt es gewisse Probleme, welche, obgleich scheinbar von dunkelm und rein speculativem Charakter, dennoch einen mächtigen Einfluss im Guten und Bösen in der Geschichte der Menschheit auszuüben vermochten. Die Menschen haben vorzeiten für eine Idee gestritten und für ein Wort ihr Leben gelassen; aber manche der Probleme, welche die Welt von den ältesten Zeiten bis jetzt erschüttert haben, gehören ganz eigentlich der Wissenschaft der Sprache an.

Die Mythologie, welche das Gift der antiken Welt war, kann in der That als eine Krankheit der Sprache aufgefasst werden. Mythos bedeutet eigentlich ein Wort, aber ein Wort, das als Name oder Attribut eine substantiellere Existenz annehmen durfte. Die meisten der griechischen, römischen, indischen und anderen heidnischen Götter sind nichts als poëtische Namen, die nach und nach eine von ihren ersten Erfindern gar nicht in Betracht gezogene göttliche Persönlich-

keit annahmen. Eos war der Name der Dämmerung, bevor sie später zur Göttin, zur Gattin des Tithonos oder des sterbenden Tages wurde. Fatum bezeichnete ursprünglich einen Ausspruch und ehe das Fatum zu einer Macht wurde, vor der sich selbst ein Jupiter beugte, bedeutete es das, was einmal vom Jupiter ausgesprochen war und nicht mehr geändert werden konnte — selbst nicht vom Götterkönig selbst. Zeus bezeichnete ursprünglich den hellglänzenden Himmel, im Sanskrit Dyaus, und viele der von ihm als obersten Gott erzählten Sagen hatten nur ihre Bedeutung insofern, als sie auf den hellen Himmel bezogen werden, dessen Strahlen wie ein goldner Regen in den Schooss der Erde, der Danae, fallen, die ihr Vater in dem dunkeln Kerker des Winters gefangen hält. Niemand zweifelt daran, dass Luna einfach ein Name des Mondes war, aber ein solcher Name war auch Lucina und beide sind von lucere, leuchten, herzuleiten. Auch Hekate wurde der Mond genannt; dieser Name ist aber das Femininum zu Hekatos oder Hekatebolos, der weitschiessenden, weithin werfenden Sonne; Pyrrha, die Eva der Griechen, war nichts als ein Name der rothen Erde und im Besondern Thessaliens. Wenn nun auch diese mythologische Krankheit in den modernen Sprachen nicht mehr so bösartig auftritt, so ist sie doch noch keineswegs erloschen.

Während des Mittelalters war der Streit zwischen dem Nominalismus und Realismus, der die Kirche Jahrhunderte lang aufregte und schliesslich der Reformation den Weg bahnte, wiederum, wie schon der Name anzeigt, nur eine Controverse über Namen, über die Natur der Sprache und über die Beziehung der Wörter zu unseren Begriffen einerseits und andererseits zu den wirklichen Dingen der Aussenwelt. Man nannte Diejenigen Ketzer, welche glaubten, dass Worte wie Gerechtigkeit oder Wahrheit nur Begriffe unseres Geistes, nicht reelle, im hellen Tageslicht herumwandelnde Dinge bezeichneten.

In der Neuzeit ist die Sprachwissenschaft herbeigezogen worden, um einige der verwickeltsten politischen und socialen

Fragen zu lösen. „Nationalitäten und Sprachen im Gegensatz zu Dynastien und Verträgen“, dieser Conflict hat schon die Karte Europa's umgestaltet und dürfte sie noch mehr umgestalten; in Amerika wurden vergleichende Philologen aufgemuntert, die Unmöglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprachen und Menschenraçen zu beweisen, um durch wissenschaftliche Argumente die unselige Theorie der Sclaverei zu begründen. Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendwo die Wissenschaft tiefer herabgewürdigt worden wäre, als auf dem Titelblatte jenes Erzeugnisses der amerikanischen Literatur, wo unter den Profilen der verschiedenen Menschenraçen das Affenprofil absichtlich menschlicher gezeichnet ist, als das des Negers.

In der letzten Zeit hat das Problem der Stellung des Menschen auf der Grenzlinie zwischen der materiellen und geistigen Welt einen sehr hervorragenden Platz zwischen den Problemen der Wissenschaften der Natur und des Geistes eingenommen. Es hat die ganze Geisteskraft von Gelehrten in Anspruch genommen, welche nach einem langen, dem Sammeln, Beobachten und Analysiren gewidmeten Leben zu seiner Lösung sich in solcher Weise und Ausdehnung befähigten, wie sie in früheren Jahrhunderten nirgends erreicht wurde, und wenn wir Schlüsse ziehen dürfen aus der grössern Begeisterung, die sich in gewöhnlich mit der gesetzten Ruhe eines Gerichtshofes und nicht mit der Leidenschaftlichkeit eines öffentlichen Gerichtsverfahrens durchgeführten Discussionen entfaltet, so dürfte es nach alledem scheinen, als ob die erhabenen Probleme unseres Wesens, des wahren Adels unseres Blutes, unserer himmlischen Abstammung, obgleich ohne irgend eine Beziehung zu dem, was man gemeinhin praktisch nennt, doch noch ihren eigenen Reiz bewahrt hätten — einen Zauber, der über des Menschen Geist und Herz auf ewig seine Macht bewahren wird. So weit nun auch die Gränzen des Thierreichs ausgedehnt worden sind, so dass zu Zeiten die Demarkationslinie zwischen Thier und Mensch nur von einer Falte im Gehirn abzuhängen schien, eine Schranke

ist doch stehen geblieben, an der bisher noch Niemand zu rütteln gewagt hat — die Schranke der Sprache. Selbst jene Philosophen, die da sagen: penser c'est sentir[9]), die alles Denken auf das Fühlen zurückführen und behaupten, dass wir jene Fähigkeiten, welche den Gedanken hervorzubringen vermögen, mit den Thieren gemeinsam besitzen, sehen sich doch gezwungen, einzugestehen, dass bis jetzt noch keine Thierrace irgend eine Sprache hervorzubringen vermocht hat. Lord Monboddo z. B. giebt zu, dass man noch kein Thier entdeckt hat, welches eine Sprache besässe, „selbst der Biber nicht, der von allen bekannten Thieren, die nicht wie der Orang-Utang unserer Species angehören, uns an Scharfsinn am nächsten kommt."

Locke, der im Allgemeinen diesen materialistischen Philosophen beigesellt wird, und der gewiss einen grossen Theil unseres intellectuellen Vermögens als ein Eigenthum unserer Sinne in Anspruch nahm, hat dennoch die Schranke vollkommen anerkannt, welche die Sprache als solche zwischen Mensch und Thier aufbaut. „Das darf ich wohl bestimmt behaupten, schreibt er, dass das Vermögen der Abstraction sich durchaus nicht in den Thieren vorfindet und dass die Bildung allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründet. Denn offenbar entdecken wir in den Thieren keine Spur davon, dass sie sich allgemeiner Zeichen für universelle Ideen bedienen, und wir haben desshalb Grund, anzunehmen, dass sie keine Fähigkeit des Abstrahirens oder Bildens allgemeiner Ideen besitzen, da sie auch keine Worte oder irgend andere allgemeine Zeichen zu gebrauchen verstehen."

Wenn uns demnach die Wissenschaft der Sprache einen tiefen Blick in das Wesen des Unterschiedes gestattet, der nach dem Urtheil Aller zwischen dem Menschen und anderen belebten Geschöpfen besteht, wenn sie eine nie zu beseitigende Schranke aufrichtet zwischen Mensch und Thier, so dürfte sie auch im gegenwärtigen Augenblick ganz besondere Ansprüche auf die Aufmerksamkeit Derer zu haben scheinen,

welche, indem sie mit aufrichtiger Bewunderung die Fortschritte der vergleichenden Physiologie verfolgen, sich doch für verpflichtet halten, gegen das Wiederaufleben der seichten Theorien eines Lord Monboddo energisch zu protestiren.

Doch wir kehren zu unserem geschichtlichen Ueberblick der physischen Wissenschaften zurück. Wir haben die empirische Periode, welche jede Wissenschaft einmal durchmachen muss, näher betrachtet. Wir haben gesehen, dass z. B. in der Botanik ein Forscher, der fremde Länder durchreist, der grosse Massen von Pflanzen gesammelt hat, der ihre Namen, ihre Eigenthümlichkeit, ihre medicinischen Eigenschaften kennt, noch nicht ein Botaniker, sondern nur ein Pflanzenkenner, ein Sammler, ein dilettante ist, wie die Italiener sagen (von dilettare, sich vergnügen). Die wirkliche Wissenschaft der Pflanzen beginnt, wie jede andere, mit dem Werk der Classification. Die empirische Bekanntschaft mit Thatsachen erhebt sich zur wissenschaftlichen Kenntniss derselben, sobald der Geist in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Produkte die Einheit eines organischen Systems entdeckt. Diese Entdeckung wird durch Vergleichung und Classification ermöglicht. Wir hören auf, jede Blume um ihrer selbst willen zu studiren und dadurch, dass wir die Sphäre unserer Beobachtungen fortwährend erweitern, suchen wir zu entdecken, was vielen gemein ist und jene wesentlichen Punkte darbietet, an und nach welchen sich Gruppen oder natürliche Classen aufstellen lassen. Diese Classen werden wieder in ihren allgemeineren Grundzügen unter einander verglichen; neue Elemente der Verschiedenheit oder Aehnlichkeit von einem allgemeinern und höhern Charakter treten hervor und befähigen uns, weiter vorschreitend Classen der Classen oder Familien zu entdecken. Wenn dann das ganze Reich der Pflanzen so überblickt und ein einfaches Gewebe von Namen über den weiten Garten der Natur ausgebreitet ist, wenn wir es gleichsam aufheben und in unserem Geiste als ein Ganzes, als ein wohl definirtes, vollständiges System betrachten können, dann sprechen wir von der Wissenschaft der Pflanzen, von der Botanik. Wir

sind in eine ganz neue Sphäre der Erkenntniss eingetreten, in welcher das Einzelwesen dem Allgemeinen, jede Erscheinung einem Gesetz unterworfen ist; wir entdecken Gedanken, Ordnung, Zweckmässigkeit in dem ganzen Reiche der Natur, wir bemerken, wie in das Chaos der Materie die Reflection eines göttlichen Geistes immer heller hineinleuchtet. Solche Einblicke können richtig oder falsch sein. Zu hastige Vergleichungen oder allzuscharfe Unterscheidungen können den Blick des Beobachters getrübt haben, so dass er die weiten Umrisse oder die feinen Linien des Planes der Natur nicht wahrnimmt. Dennoch wird mit jedem System, wie unzulänglich es sich auch später erweisen mag, ein Schritt vorwärts gethan. Wenn der Menschengeist einmal die Ueberzeugung gewonnen hat, dass Ordnung und Gesetz überall herrschen muss, so ruht er nicht wieder, bis alles scheinbar Unregelmässige entfernt, bis die Natur in ihrer vollen Schönheit und Harmonie erfasst ist, bis das Menschenauge das Auge Gottes erkannt hat, das aus allen seinen Werken strahlend herausblickt. Die fehlgeschlagenen Versuche der Vergangenheit bereiten nur die Triumphe der Zukunft vor. So gelang es, um zu unserem frühern Beispiele noch einmal zurückzukehren, der systematischen Anordnung der Pflanzen, welche Linné's Namen trägt und auf die Zahl und den Charakter der Fortpflanzungsorgane begründet ist, noch nicht, die natürliche Ordnung, welche die ganze Pflanzenwelt durchdringt, vollständig herzustellen. Breite Unterscheidungslinien, welche grosse Pflanzensippen und Familien verbinden oder trennen, blieben von diesem Standpunkt aus unsichtbar. Aber trotzdem war sein Werk wahrlich nicht fruchtlos. Die Thatsache, dass die Pflanzen in jedem Theile der Welt einem grossen Systeme angehörten, war ein für alle Mal festgestellt und selbst in späteren Systemen sind die meisten seiner Classen und Abtheilungen beibehalten worden, weil der Bau der Fortpflanzungsorgane der Pflanzen zufällig mit anderen noch charakteristischern Merkmalen der wirklichen Verwandtschaft parallel lief. Ebenso verhält es sich in der Geschichte der Astronomie.

Obgleich das Ptolemäische System falsch war, so wurden doch von seinem irrigen Standpunkte aus Gesetze entdeckt, welche die wahren Bewegungen der Himmelskörper zu bestimmen vermochten. Die Ueberzeugung, dass noch etwas unerklärt bleibt, führt sicher zur Entdeckung unseres Irrthums. In der Natur giebt es keinen Irrthum, er liegt nothwendig in uns. Diese Ueberzeugung lag in der Seele des Aristoteles verborgen, als er, trotz seiner unvollkommenen Kenntniss der Natur, erklärte, dass in der Natur nichts unterbrochen oder unzusammenhängend sei, wie in einer schlechten Tragödie, und seit seiner Zeit bis zum heutigen Tage hat jede neu entdeckte Thatsache, jedes neue System seine Ansicht bestätigt.

Der Zweck der Classification ist klar. Wir verstehen das, was wir umfassen können, d. h. wenn wir es vermögen, einzelne Facta zu ergreifen und zusammenzuhalten, isolirte Eindrücke zu verknüpfen, zwischen dem Wesentlichen und bloss Zufälligen zu unterscheiden und so das Generelle von dem Individuellen auszusagen und das Individuelle unter das Allgemeine zu classificiren. Dies ist das Geheimniss aller wissenschaftlichen Erkenntniss. Viele Wissenschaften nennen sich, während sie diese zweite oder classificatorische Entwickelungsstufe durchmachen, comparativ. Wenn der Anatom viele verschiedene Körper secirt hat, wenn er jedem Organ seinen Namen gegeben und die unterscheidenden Functionen eines jeden entdeckt hat, so wird er dazu hingeleitet, da Aehnlichkeiten wahrzunehmen, wo er zuerst nur Unähnlichkeit sah. Er entdeckt in den niederen Thierklassen die rohen Grundlinien zu der vollkommenern Organisation der höheren und er gewinnt die Ueberzeugung, dass im Thierreiche dieselbe Ordnung und Zweckmässigkeit herrscht, welche die endlose Mannigfaltigkeit der Pflanzen und jedes andere Reich der Natur durchdringt. Er lernt, wenn er es nicht schon vorher wusste, dass alle Dinge nicht auf's Gerathewohl oder in wüster Masse geschaffen wurden, sondern dass es eine Stufenleiter giebt, welche unmerklich von den kleinsten Infusorien hinaufführt zu der krönenden Spitze der Schöpfungs-

pyramide — zum Menschen; dass Alles die Offenbarung einer und derselben ununterbrochenen Kette schöpferischer Gedanken ist, das Werk ein und desselben allweisen Schöpfers.

Auf diesem Wege führt uns die zweite oder classificatorische Stufe naturgemäss zur dritten und letzten weiter — zu der theoretischen oder metaphysischen. Wenn die Arbeit des Classificirens gehörig durchgeführt ist, so lehrt sie uns, dass in der Natur Nichts durch Zufall existirt; dass jedes Einzelwesen einer Species, jede Species einem Genus angehört und dass es Gesetze giebt, welchen die scheinbare Freiheit und Mannigfaltigkeit der Schöpfung unterliegt. In diesen Gesetzen suchen wir den Plan, der in der Allweisheit des Schöpfers verborgen ruht, wenigstens in seinen Grundzügen, zu erkennen und während alte Naturphilosophen die materielle Welt wie eine blosse Täuschung, eine Anhäufung von Atomen oder wie das Werk eines bösen Princips ansahen, lesen und deuten wir die Seiten dieses wunderbaren Buches als eine Offenbarung göttlicher Weisheit, Macht und Liebe. Dies hat dem Naturstudium einen neuen Charakter verliehen. Nachdem die Naturforschung Thatsachen gesammelt, die Classification sie ordentlich aufgestellt hat, fragt nun der Forscher, woher dies Alles stamme und was es bedeute, und er versucht auf inductivem, bisweilen sogar auf divinatorischem Wege, in Regionen emporzusteigen, welche dem blossen Sammler nicht zugänglich sind. Bei diesem Emporstreben ist dem Menschengeiste freilich nicht selten Phaëton's Schicksal zu Theil geworden; aber wenn er auch herabstürzt, so stirbt er doch nie, unverzagt verlangt er immer wieder die Sonnenrosse des Vaters. Man hat wohl behauptet, dass diese sogenannte Naturphilosophie nie etwas zu Wege gebracht, dass sie stets nur bewiesen habe, dass die Dinge genau so sein müssen, wie sie der Beobachter und Sammler vorgefunden habe. Die Naturwissenschaft würde jedoch nimmermehr zu ihrem gegenwärtigen Zustand sich fortentwickelt haben, wenn ihr nicht die Philosophie, ja selbst die Poësie so manchen Anstoss gegeben hätten. „An der Grenze des beschränkten

Wissens, sagt v. Humboldt, wie von einem hohen Inselufer aus, schweift gern der Blick in ferne Regionen. Lange vor der Entdeckung der Neuen Welt glaubte man, von den canarischen Inseln oder den Azoren aus, Länder im Westen zu sehen. Es waren Trugbilder," die sich aber verwirklichten, indem sie zur Entdeckung einer neuen Welt führten.

Copernicus gesteht in der an den Papst Paul III. gerichteten Zueignung seines Werkes (es wurde 1517 begonnen, 1530 vollendet und 1543 veröffentlicht), dass er auf die Entdeckung der centralen Stellung der Sonne und der täglichen Umdrehung der Erde nicht durch Beobachtung oder Analyse, sondern durch ein gewisses Etwas gebracht worden sei, welches er das Gefühl eines Mangels an Symmetrie im Ptolemäischen Systeme nennt. Wer hatte ihm aber gesagt, dass in allen Bewegungen der Himmelskörper Symmetrie herrschen müsse, oder dass ein complicirtes System nicht erhabener sei, als ein einfaches? Symmetrie und Einfachheit wurden, ehe sie der Beobachter entdeckte, von dem Philosophen gefordert. Die erste Idee zu diesem Umsturz der ganzen Astronomie wurde dem Copernicus, wie er selbst erzählt, von einem alten griechischen Philosophen, dem Pythagoräer Philolaos, eingegeben. Ohne Zweifel war dem Philolaos die Bewegung der Erde nur eine Vermuthung oder, wenn man will, eine glückliche Intuition. Dessenungeachtet ist es, wenn wir den Worten des Copernicus trauen wollen, ganz wohl möglich, dass man ohne jenes „Errathen" nie vom Copernicanischen System etwas gehört haben würde. Die Wahrheit wird nicht allein durch Addition und Multiplication gefunden. Indem Sir David Brewster von Kepler spricht, dessen Schlussreihen von seinen Zeitgenossen und auch noch von späteren Astronomen für unsicher und phantastisch gehalten wurden, bemerkt er sehr wahr, „dass als Werkzeug der Forschung der Einfluss der Einbildungskraft von denen, welche der Philosophie Gesetze vorzuschreiben wagten, zu sehr übersehen worden sei." Die Fackel der Phantasie ist dem, welcher nach Wahrheit ausschaut, eben

so unentbehrlich, als die Lampe des ernsten Studiums. Kepler benutzte beide, und mehr noch, er hatte auch noch den Stern des Glaubens, um sich von ihm in allen Dingen durch Nacht zum Licht leiten zn lassen.

In der Geschichte der physischen Wissenschaften erscheinen die drei Stufen, welche wir eben als die empirische, classificirende und theoretische beschrieben haben, im Allgemeinen in chronologischer Ordnung, doch nur im Allgemeinen; denn es sind Fälle vorgekommen, wie z. B. der schon erwähnte des Philolaos, wo die eigentlich der dritten Stufe zugehörenden Resultate schon in der ersten vorweggenommen wurden. Dem Scharfblick des Genies kann ein Fall tausenden gleichen und ein wohlgewähltes Experiment kann zu der Entdeckung eines absoluten Gesetzes führen. Auch zeigt die Geschichte der Wissenschaft grosse Lücken. Die Ueberlieferung ganzer Menschengeschlechter wird von politischen oder ethnischen Erschütterungen unterbrochen und ein beinahe vollendetes Werk hat oft nochmals ganz von vorn begonnen werden müssen, wenn mit dem Aufblühen einer neuen Civilisation sich zugleich durch jenes geistige Erdbeben eine neue Oberfläche gebildet hatte. Die Aufeinanderfolge der drei Stufen ist aber ohne Zweifel eine natürliche und sie wird sehr passend in dem Studium jeder Wissenschaft beobachtet. Der Botaniker beginnt seine Studien als Pflanzensammler. Indem er jede Pflanze für sich betrachtet, untersucht er ihren besondern Charakter, wo und wann sie wächst, wie ihr populärer oder unwissenschaftlicher Name lautet. Er lernt zwischen Wurzel, Stamm, Blättern, Blüthe, Kelch, Staubfäden und Stempeln unterscheiden. Er lernt, so zu sagen, die praktische Grammatik der Pflanze, ehe er anfangen kann zu vergleichen, zu ordnen und zu classificiren. Wiederum kann Keiner zu der dritten Stufe irgend einer physischen Wissenschaft mit Vortheil emporsteigen, wenn er nicht vorher die zweite durchgemacht hat. Niemand kann die Pflanze studiren, Niemand ein Werk, wie z. B. Prof. Schleiden's „Leben der Pflanze“ [10]) verstehen, der nicht vorher das Leben der

Pflanzen in der wunderbaren Mannigfaltigkeit und der noch wunderbarern Ordnung der Natur studirt hat. Diese letzten und höchsten Ziele der inductiven Philosophie werden erst erreichbar, nachdem der Weg zu ihnen durch Classificationen gebahnt worden ist. Der Naturphilosoph muss über seine Classen wie über Regimenter commandiren, die dem Commando ihres Generals gehorchen. So allein kann die Schlacht ausgefochten und die Wahrheit erobert werden.

Nach diesem flüchtigen Seitenblick auf die Geschichte der andern Naturwissenschaften kehren wir zu unserer Sprachwissenschaft zurück, um nun zunächst zu untersuchen, ob sie wirklich eine Wissenschaft ist und ob sie den inductiven Wissenschaften beigesellt werden kann. Wir wünschen zu erfahren, ob sie jene drei Phasen der physischen Forschung durchlaufen hat oder noch durchläuft, ob sie streng systematisch oder sprungweise sich fortentwickelt, ob sie eine angemessene Methode befolgt hat, oder nicht. Doch ehe wir noch dazu schreiten, wird es wohl noch etwas anderes zu untersuchen geben. Man wird bemerkt haben, dass ich es als eine ausgemachte Sache annahm, dass die Wissenschaft der Sprache oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die comparative Philologie eine physische Wissenschaft sei und dass desshalb ihre Methode denjenigen gleichen sollte, welche man in der Botanik, Geologie, Anatomie und in anderen Zweigen des Naturstudiums mit Erfolg befolgt hat. Wir sehen uns aber in der Geschichte der physischen Wissenschaften vergebens nach einer der vergleichenden Philologie angewiesenen Stelle um und selbst ihr Name scheint anzudeuten, dass sie einer wesentlich andern Sphäre menschlicher Erkenntniss angehört. Es giebt zwei Hauptabtheilungen menschlicher Erkenntniss, welche nach dem ihnen zu Grunde liegenden Stoffe die physische und historische heissen. Die physische Wissenschaft hat mit den Werken Gottes, die historische mit denen des Menschen zu thun. Wenn wir nun nach dem Namen urtheilen wollten, so könnte es scheinen, als ob die vergleichende Philologie, ebenso wie die classische,

den historischen, nicht den physischen Wissenschaften beizuzählen sei, und die für sie geeignete Methode müsste dann dieselbe sein, welche in der Geschichte der Kunst, des Rechts, der Politik und Religion befolgt wird. Dennoch darf uns der Name „vergleichende Philologie" nicht irre führen. Es ist schwer zu sagen, von wem dieser Name erfunden worden ist; aber Alles, was zu seiner Vertheidigung vorgebracht werden kann, besteht darin, dass die Begründer der Sprachwissenschaft hauptsächlich Gelehrte oder Philologen waren und dass sie ihre Untersuchungen über die Natur und die Gesetze der Sprache auf eine Vergleichung so vieler Thatsachen begründeten, als sie nur in den ihnen wohlbekannten Kreisen des Studiums sammeln konnten. Weder in Deutschland, der eigentlichen Geburtsstätte dieser Wissenschaft, noch in Frankreich, wo sie mit Erfolg cultivirt worden ist, wurde dieser Titel allgemein angenommen. Es kann nicht schwer fallen zu zeigen, dass, wenn schon die Sprachwissenschaft dem classischen Gelehrten viel verdankt und sich ihm ihrerseits wieder überaus nützlich erwiesen hat, doch die comparative Philologie mit der Philologie in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes durchaus nichts gemein hat. Die Philologie mag sich mit classischen oder orientalischen Sprachen beschäftigen, sie mag alte oder neuere, feingebildete oder barbarische Sprachen behandeln, sie ist und bleibt eine historische Wissenschaft. Die Sprache wird hier einfach als ein Mittel behandelt. Der classische Gelehrte gebraucht sein Griechisch oder Latein, der orientalische sein Hebräisch oder Sanskrit oder irgend eine andere Sprache wie einen Schlüssel zum Verständniss literarischer Denkmäler, welche uns verflossene Jahrhunderte hinterlassen haben, als eine Zauberformel, um aus dem Grabe der Vorzeit die Gedanken grosser Männer verschiedener Zeiten und Nationen wachzurufen und schliesslich als ein Mittel, die socialen, moralischen, intellectuellen und religiösen Fortschritte des Menschengeschlechts zu verfolgen. In derselben Weise suchen wir uns bei dem Studium lebender Sprachen mit der Grammatik und

dem Wortschatz derselben nicht um ihrer selbst willen bekannt zu machen. Wir studiren sie wegen ihres praktischen Nutzens. Wir gebrauchen sie wie Empfehlungsschreiben, welche uns in die beste Gesellschaft und in die besten Literaturwerke der ersten Nationen Europa's einführen sollen. Mit der vergleichenden Philologie verhält sich dies durchaus anders. In der Sprachwissenschaft werden die Sprachen nicht wie ein Mittel behandelt, die Sprache selbst wird hier zum alleinigen Object wissenschaftlicher Forschung. Dialekte, welche gar keine Literatur aufzuweisen haben, das Kauderwälsch wilder Stämme, die Naturlaute der Hottentotten, und die Stimmmodulationen der Indo-Chinesen erscheinen uns als ebenso wichtig, ja für die Lösung einiger von unsern Problemen als noch wichtiger, als die Poësie Homers oder die Prosa Cicero's. Wir wollen nicht Sprachen, sondern die Sprache kennen lernen; wir wollen ergründen, was die Sprache ist und wie sie zu einem Mittel, einem Organ der Gedankenmittheilung werden kann; wir wollen ihren Ursprung, ihre Natur, ihre Gesetze erkennen, und nur um zu dieser Erkenntniss zu gelangen, sammeln, ordnen und classificiren wir alle die sprachlichen Facta, deren wir irgend habhaft werden können.

Gleich auf der Schwelle meines Lehrgebäudes muss ich nun hier gegen die Voraussetzung Protest einlegen, dass der, welcher die Sprache studirt, ein grosser Linguist oder Sprachkundiger sein müsste. Ich werde im Laufe dieser Vorlesungen von Hunderten von Sprachen zu sprechen haben, von denen vielleicht viele noch nicht einmal dem Namen nach bekannt sein dürften. Man möge nun nicht glauben, dass ich diese Sprachen so kenne, wie jeder Gebildete etwa Griechisch und Lateinisch, Französisch oder Englisch versteht. In diesem Sinne kenne ich wirklich sehr wenige Sprachen, und ich habe nie nach dem Ruhm eines Mithridates oder eines Mezzofanti getrachtet. Es ist dem Sprachforscher rein unmöglich, eine praktische Uebung in allen den Sprachen zu erlangen, mit denen er sich abgiebt. Er fühlt kein Ver-

langen die Kachikal-Sprache zu sprechen, für die vor Kurzem eine Professur an der Universität von Guatemala begründet wurde[11]), oder sich in die Feinheiten des Idioms der Tscheremissen zu versenken; auch wird ihn sein Ehrgeiz nicht zu einer Durchforschung der Literatur der Samojeden oder Neu-Seeländer anstacheln. Grammatik und Wörterbuch bilden den Gegenstand seiner Untersuchungen. Diese zieht er zu Rathe, diese unterwirft er einer sorgfältigen Analyse; dagegen belastet er sein Gedächtniss nicht mit Paradigmen der Nomina und Verba oder mit langen Verzeichnissen von Wörtern, die vielleicht niemals in einem Werke der Literatur gebraucht worden sind. Es ist wohl wahr, dass eine Sprache das Gesammtbild ihres Wunderbaues nur dem Forscher vollständig entschleiern wird, der sie gründlich und kritisch in einer Reihe von Literaturwerken, welche die verschiedenen Perioden ihres Wachsthums repräsentiren, studirt hat; dessenungeachtet sind kurze Listen von Vokabeln und selbst unvollkommene Skizzen einer Grammatik in vielen Fällen Alles, was der Sprachforscher zu erlangen erwarten kann oder das zu bemeistern und für seine Zwecke zu benutzen er hoffen kann. Er muss lernen aus seinen fragmentarischen Nachrichten und Belehrungen den möglich grössten Nutzen zu ziehen, gleich dem vergleichenden Anatomen, welcher häufig seine Lehren aus den kleinsten Bruchstücken fossiler Knochen oder den ungenügenden Zeichnungen von Thieren schöpft, wie sie unwissenschaftliche Reisende aus fernen Ländern mitbringen. Wenn es für den vergleichenden Philologen nothwendig wäre, sich eine kritische oder praktische Vertrautheit mit allen den Sprachen zu erwerben, welche Gegenstand seiner Forschungen sind, so wäre die Wissenschaft der Sprache geradezu eine Unmöglichkeit. Wir verlangen aber ebensowenig vom Botaniker, dass er ein erfahrener Gärtner, vom Geologen, dass er ein Bergmann, vom Ichthyologen, dass er ein Fischer sei. Es wäre jedenfalls unvernünftig, bei der Sprachwissenschaft gegen eben die Theilung der Arbeit Einwendungen zu machen, welche für die erfolgreiche Behandlung weit weniger um-

fassender Gegenstände nothwendig ist. Obgleich viel von dem, was wir das Reich der Sprache nennen möchten, für uns auf ewig verloren gegangen ist, obgleich ganze Perioden in der Geschichte der Sprache sich unserer Beobachtung entziehen, dennoch bietet die Masse der menschlichen Sprache, welche sowohl in den versteinerten Schachten der alten Literatur, als in der unendlichen Mannigfaltigkeit der lebenden Sprachen und Dialekte vor uns liegt, ein eben so grosses, ja ein noch grösseres Feld, als irgend ein anderer Zweig physischer Forschung. Die Zahl der bekannten Sprachen lässt sich nicht genau angeben, kann aber schwerlich geringer als neun Hundert sein. Dass dies weite Feld die Wissbegierde des Naturphilosophen vor dem Anfang unseres Jahrhunderts nicht angeregt hat, kann überraschend erscheinen, noch überraschender sogar, als die Gleichgültigkeit, mit welcher frühere Generationen jene Lehren behandelten, welche selbst die Steine über das Leben verkündeten, das noch immer in den Adern und an der Oberfläche der Erde pulsirt. Das, was man täglich sieht und benutzt, pflegt man am wenigsten zu beachten, und so scheint es auch diesen beiden Wissenschaften ergangen zu sein. Der auf unsern Fusspfaden aufgeschüttete Kies schien kaum eine wissenschaftliche Behandlung zu verdienen, und jene Sprache, die jeder Bauerjunge sprechen kann, konnte nur gewaltsam zu der Würde eines wissenschaftlichen Problems emporgehoben werden. Der Mensch hatte jeden Winkel der Natur durchforscht, er hatte die Mineralschätze in den Eingeweiden der Erde, die Blumen jeder Jahreszeit, die Thiere jedes Welttheils, das Gesetz der Winde und die Bewegungen der Himmelskörper studirt, er hatte jede Substanz analysirt, jeden Organismus zergliedert, er kannte jeden Knochen und Muskel, jede Nerve und Fiber seines eigenen Leibes bis auf die letzten Grundstoffe, aus denen Fleisch und Blut zusammengesetzt ist; er hatte nachgesonnen über das Wesen seiner Seele, über die Gesetze der Vernunft und hatte in die letzten Gründe alles Seins einzudringen versucht — und dennoch

war die Sprache, ohne deren Hülfe nicht einmal der allererste Schritt in dieser glorreichen Laufbahn gemacht werden konnte, unbeachtet geblieben. Gleich einem Schleier, der allzu nahe über dem Auge des Menschengeistes hing, wurde sie kaum bemerkt. In einem Zeitalter, wo das Studium des Alterthums die genialsten Männer an sich fesselte, wo man die Asche Pompeji's durchsiebte, um die Kunstschätze und das Spielzeug altrömischen Lebens zu finden, wo unlesbare Pergamente, mit chemischen Mitteln bearbeitet, dennoch die Worte griechischer Denker mittheilen mussten, wo man die Gräber Aegyptens nach ihrem heiligen Inhalte durchstöberte, wo die Paläste Babylons und Niniveh's die thongebrannten Diarien eines Nebuchadnezar herausgeben mussten, wo in der That Alles, was nur irgend eine Spur frühern Menschenlebens zu verrathen schien, eifrigst durchsucht und sorgfältigst in Bibliotheken und Museen aufbewahrt wurde — in einer solchen Zeit ward die Sprache, die an sich uns weit hinausführt über die in Keilschrift überlieferte Literatur Assyriens und Babyloniens und über die hieroglyphischen Urkunden Aegyptens, die uns durch eine nirgends unterbrochene Kette von Worten mit den Stammvätern unseres Geschlechts verbindet und noch immer ihr Leben von den ersten Gedankenäusserungen des menschlichen Geistes herleitet, da ward die Sprache, jener lebende und sprechende Zeuge der ganzen Geschichte der Menschheit, von dem Geschichtsforscher noch immer nicht ins Verhör genommen und um ihre Geheimnisse befragt, bis endlich in den letzten funfzig Jahren das Genie eines Humboldt, Bopp, Grimm, Bunsen und andrer dieses Zeugenverhör eröffnete und die Sprache, sozusagen, wieder zu sich selbst zurückführte. Wenn man erwägt, dass, welche Ansicht wir auch über den Ursprung und die Verstreuung der Sprache hegen mögen, doch niemals der Substanz der Sprache etwas Neues hinzugefügt worden ist, dass alle ihre Wandelungen nur formell gewesen sind, dass in gewissem Sinne keine neue Wurzel, kein Urwort von spätern Generationen je erfunden worden ist, eben so wenig wie der

materiellen Welt, in welcher wir leben, je ein einziges Element neu hinzugefügt worden ist, wenn man bedenkt, dass in gewissen Sinne — und zwar mit vollem Recht — gesagt werden kann, dass wir noch dieselben Worte handhaben, welche aus dem Munde des Sohnes Gottes hervorgingen, als „der Mensch einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen gab", so wird man hoffentlich wohl einsehen, dass die Wissenschaft der Sprache unsere Beobachtung und Aufmerksamkeit eben so sehr, ja mehr noch beanspruchen darf, als irgend eine andere Wissenschaft.

Nachdem ich so die Art und Weise angegeben habe, in der ich die Sprachwissenschaft zu behandeln beabsichtige, gedenke ich in der nächsten Vorlesung die Einwendungen jener Philosophen zu prüfen, welche in der Sprache nichts sehen wollen, als ein durch menschlichen Scharfsinn erdachtes Auskunftsmittel zur leichtern Mittheilung unserer Gedanken, und die sie nicht als ein Erzeugniss der Natur, sondern als ein Werk menschlicher Kunst behandelt sehen möchten.

Zweite Vorlesung.

Das Wachsthum der Sprache in seinem Gegensatze zur Geschichte der Sprache.

Indem ich für die Sprachwissenschaft einen Platz in der Reihe der physischen Wissenschaften beanspruchte, war ich darauf vorbereitet, manchem Widerspruche zu begegnen. Der Kreis der Naturwissenschaften schien in sich geschlossen und es war nicht wahrscheinlich, dass ein neuer Prätendent mitten unter den anerkannten Zweigen und Sprossen der alten Aristokratie der Schulgelehrsamkeit ohne Weiteres willkommen geheissen werden würde. [1])

Der erste Einwand, welcher nun von Seiten solcher Wissenschaften, wie die Botanik, Geologie oder Physiologie, sicherlich erhoben werden wird, ist der folgende: Die Sprache ist ein Werk des Menschen, sie wurde von den Menschen als ein Mittel der Gedankenmittheilung erfunden, als sich blosse Mienen und Gesten als unzulänglich erwiesen, und sie wurde allmählig durch die vereinten Anstrengungen nachfolgender Geschlechter zu jener Vollkommenheit fortentwickelt, welche wir in den Idiomen der Bibel, der Vedas, des Koran, in der Poësie eines Homer, Virgil, Dante, Shakespeare und Göthe bewundern. Es ist allerdings auch vollkommen richtig, dass, wenn die Sprache in demselben Sinne ein Werk des Menschen ist, wie eine Bildsäule, ein Tempel, ein Gedicht oder ein Gesetz recht eigentlich ein Menschenwerk genannt

werden, die Sprachwissenschaft in die Classe der historischen Wissenschaften gehören müsste. Wir würden eine Geschichte der Sprache haben, so wie wir eine Geschichte der Kunst, der Poësie, der Rechtswissenschaft besitzen, aber wir könnten für sie keine Stelle an der Seite der verschiedenen Zweige der Naturgeschichte beanspruchen. Es ist auch wahr, dass man, wenn man die Werke der ausgezeichnetsten Philosophen der Neuzeit zu Rathe zieht, stets finden wird, dass sie, so oft bei ihnen von der Sprache die Rede ist, es für eine ausgemachte Sache ansehen, dass die Sprache eine Erfindung der Menschen sei, dass die Wörter künstliche Zeichen seien und dass die Verschiedenheiten der menschlichen Rede daher rührten, dass verschiedene Nationen sich darüber verständigten, verschiedene Laute als die angemessensten Bezeichnungen für ihre verschiedenen Ideen zu benutzen. Diese Ansicht über den Ursprung der Sprache wurde von den bedeutendsten Denkern des letzten Jahrhunderts so energisch verfochten, dass sie selbst bei denen unbestritten in Umlauf geblieben ist, welche gegen die Lehre jener Schule, fast in jedem andern Punkte, entschieden Front machen. Einige wenige Stimmen erhoben sich allerdings, um gegen die Theorie zu protestiren, dass die Sprache ursprünglich eine Menschenerfindung sei. Es scheint aber, dass sie in ihrem Eifer, den göttlichen Ursprung der Sprache zu vertheidigen, sich so weit haben fortreissen lassen, dass sie nun gegen die ausdrücklichen Angaben der Bibel verstossen. Denn in der Bibel giebt nicht der Schöpfer jedem Dinge seinen Namen, sondern Adam. „Aus der Erde, lesen wir, machte Gott der Herr allerlei Thier auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel und brachte sie zu Adam, dass er sähe, wie er sie nennete; denn wie Adam allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heissen.“[2]) Aber mit Ausnahme dieser nicht zahlreichen Classe von Philosophen, welche noch orthodoxer sind, als die Bibel selbst,[3]) ist die allgemein angenommene Meinung über den Ursprung der Sprache noch dieselbe, welche Locke hegte, Adam Smith in seiner Abhand-

lung über den Ursprung der Sprache, die einen Anhang seines Werkes über die moralischen Empfindungen bildet, vertheidigte, und welche auch Dugald Stewart mit unbedeutenden Modificationen annahm. Nach ihnen muss der Mensch eine Zeit lang in einem Zustande der Stummheit gelebt haben, indem er als Mittel der Mittheilung zuerst nur die Gesten seines Körpers, die Mienen seines Gesichtes benutzte, bis er zuletzt, als sich die Ideen, auf welche sich nicht länger mit Fingern hinweisen liess, vervielfältigten, es für nothwendig erfand, künstliche Bezeichnungen zu ersinnen, deren Bedeutung durch gemeinsame Uebereinstimmung unter den Menschen festgestellt wurde. Wir brauchen bei unbedeutenden Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf den vermuthlichen Hergang der künstlichen Sprachbildung nicht zu verweilen. Adam Smith möchte uns gern glauben machen, dass die ersten künstlichen Wortbildungen Verba waren. Nomina zuerst zu erfinden, erscheint ihm nicht so dringend nöthig, weil der Mensch auf die Objecte der Welt hinweisen oder sie nachahmen konnte, während er dies mit den Handlungen, wie sie das Verb bezeichnet, nicht vermochte. (?) Er nimmt also an, dass die Leute, wenn sie einen Wolf heranlaufen sahen, auf ihn hinwiesen und einfach ausriefen: „Er kommt“. Dugald Stewart glaubt im Gegentheil, dass die ersten künstlichen Wörter Nomina waren, und dass die Verba durch Körperbewegungen ersetzt werden konnten. Wenn man also einen Wolf kommen sah, hätte man nicht geschrieen: „Er kommt“, sondern „Wolf, Wolf“ und das Uebrige der Einbildungskraft überlassen, *welcher vielleicht ein Gestus noch zu Hülfe kam.[1])*

Es erscheint uns nicht sonderlich wichtig, über die Priorität der Verb- oder Nomen-Erfindung zu entscheiden; auch können wir zu Anfang unserer Untersuchungen über das Wesen der Sprache unmöglich auf eine genaue Prüfung einer Theorie eingehen, welche die Sprache als ein Werk menschlicher Kunst darstellt und sie als ein nach wechselseitiger Verabredung angenommenes Mittel der Mittheilung

erscheinen lässt. Während ich unbedingt einräume, dass, wenn diese Theorie richtig wäre, die Wissenschaft der Sprache nicht in den Bereich der Naturwissenschaften zugelassen werden könnte, muss ich mich für den Augenblick mit dem Hinweis begnügen, dass bis jetzt noch Niemand erklärt hat, wie denn, ohne Sprache, eine Discussion über die Tauglichkeit jedes einzelnen Wortes, wie sie doch einer wechselseitigen Uebereinkunft nothwendigerweise vorausgehen musste, eröffnet werden konnte. Da aber mit diesen Vorlesungen gerade der Beweis geführt werden soll, dass die Sprache nicht in demselben Sinne wie die Malerei, Bau-, Schreib- oder Druckerkunst ein Produkt menschlicher Kunst sei, so darf ich mir wohl in diesen einleitenden Betrachtungen die Erlaubniss erbitten, einfach meine Verwahrung gegen eine Theorie einzulegen, welche, obgleich noch immer in Schulen gelehrt, dennoch, wie ich glaube, sich auf keine einzige sichere Thatsache stützt.

Aber es sind auch noch andere Einwürfe ausser diesem vorhanden, welche der Sprachwissenschaft den Eintritt in den Kreis der physischen Wissenschaften zu versperren scheinen. Welches auch immer der Ursprung der Sprache gewesen sein mag, es ist mit einiger Wahrscheinlichkeit geltend gemacht worden, dass ja die Sprache, wie die Kunst, das Recht, die Religion, ihre eigene Geschichte hat und dass desshalb die Wissenschaft der Sprache in den Kreis der historischen oder, wie sie genannt zu werden pflegen, der moralischen Wissenschaften gehört, im Gegensatz zu den physischen. Es ist eine allbekannte Thatsache, welche auch die neueren Forschungen nicht wankend zu machen vermochten, dass die Natur nicht fähig ist, fortzuschreiten und sich zu verbessern. Die Blume, welche der Botaniker heute beobachtet, war von Anbeginn eben so vollkommen. Thiere, welche mit einem sogenannten Kunstinstinkt begabt sind, haben diesen Instinkt nie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben vermocht. Die sechseckigen Zellen der Bienen werden im 19. Jahrhundert nicht regelmässiger gebaut, als in irgend

einer frühern Periode, und die Gabe des Gesanges ist, so viel wir wissen, von unserer Nachtigall nie weiter fortentwickelt worden, als von der Philomele der Griechen. „Die Naturgeschichte“, um Whewell's Worte anzuführen, „schliesst, wenn sie systematisch behandelt wird, alles Historische aus, denn sie classificirt die Gegenstände nach ihren permanenten und universellen Eigenthümlichkeiten und hat mit der Erzählung besonderer oder zufälliger Facten durchaus nichts zu thun.“ Wenn wir nun die grosse Zahl der in den verschiedenen Theilen der Welt gesprochenen Sprachen nebst allen ihren dialektischen und provinziellen Verschiedenheiten betrachten, wenn wir die bedeutenden Veränderungen ins Auge fassen, welche jede dieser Sprachen im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, wie sich das Latein zum Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Provençalischen, Französischen, Walachischen und Rhätoromanischen umgestaltet hat, wie wieder das Latein zusammen mit den griechischen und den celtischen, teutonischen und slawischen Sprachen, und ebenso zusammen mit den alten Dialekten Persiens und Indiens aus einer frühern Sprache, der Mutter der ganzen indo-europäischen oder arischen Sprachenfamilie hervorgegangen sein muss; wenn wir sehen, wie das Hebräische, Arabische und Syrische nebst verschiedenen Nebendialekten nur als verschiedene Ausprägung desselben Grundtypus erscheint, wie alle diese Sprachen aus derselben Quelle entsprungen sein müssen, der Originalsprache der semitischen Raçe, und wenn wir diesen zwei Sprachfamilien, der arischen und semitischen, wenigstens noch eine sicher festgestellte Classe von Sprachen, die Turanische beifügen, welche die Dialekte der über Central- und Nord-Asien zerstreuten Nomadenstämme, das Tungusische, Mongolische, Türkische, Samojedische und Finnische, alles von einem gemeinsamen Sprachcentrum ausgehende Strahlen, umfasst; — wenn wir diesen Sprachenstrom in diesen drei mächtigen Armen durch die Jahrhunderte dahinrollen sehen, und bemerken, wie sie, bevor sie in weiter Ferne unsern Blicken entschwinden, offenbar eine Convergenz

gegen eine gemeinschaftliche Quelle zeigen, — so könnte es in der That scheinen, als wenn der Sprache ein historisches Leben inwohne und als wenn sowohl der Wille des Menschen als die Macht der Zeit, wenn auch nicht von ihrem innern Wesen, so doch wenigstens von ihrer äussern Form erzählen könnte. Und selbst wenn die blossen lokalen Verschiedenheiten der Sprache noch nicht für einen hinreichenden Grund gehalten werden sollten, die Sprache an sich von dem Bezirk der Naturwissenschaft auszuschliessen, so würde immer noch die grössere Schwierigkeit zurückbleiben, die historischen Wandelungen, welche jede dieser Abarten durchgemacht hat, mit den anerkannten Principien der physischen Wissenschaft zu vereinigen. Jeder Theil der Natur, sei es ein Mineral, eine Pflanze oder ein Thier bleibt in seiner Art vom Anfang bis zum Ende seines Daseins derselbe, während gewiss wenige Sprachen nach Verlauf von nur tausend Jahren als dieselben wiedererkannt werden möchten. *Die Sprache Ulfilas' ist so verschieden vom jetzigen Hochdeutsch, dass wir sie auf dieselbe Weise wie Griechisch und Lateinisch studiren müssen; dasselbe begegnet dem Engländer mit der Sprache Alfred's. Wir lesen Luther und entziffern auch noch die originelle Prosa Fischart's, aber wenn wir auf Heinrich von Veldeke, auf die Dichtungen der Minnesänger, auf die Nibelungen zurückgehen, so können wir die Bedeutung meist nur errathen und vermögen auch dies kaum mehr in unserer noch ältern Literatur.* Ebenso geht es den Engländern mit dem Englisch des 13. Jahrhunderts, und Werke vor dem Ormulum und Layamon verstehen nur noch die Gelehrten. Die historischen Umgestaltungen der Sprache mögen schneller oder langsamer erfolgen, aber sie finden Statt zu allen Zeiten und in allen Ländern. Sie haben das reiche und kraftvolle Idiom der Vedadichter zu dem magern und unreinen Jargon des modernen Sepoy herabgewürdigt. Sie haben die Sprache des Zend-Avesta und der Bergchroniken Behistúns in die des Firdusi und der heutigen Perser umgestaltet, die Sprache Virgil's in die Dante's, die Sprache des Ulfilas in die Karl's

des Grossen, diese wieder in die der Minnesänger und die letztern in das Deutsch Göthe's. Wir haben Grund zu glauben, dass dieselben Umwandlungen und zwar mit noch grösserer Hast und umfassender in den Dialekten wilder Stämme stattfinden, obgleich es bei dem Mangel einer niedergeschriebenen Literatur äusserst schwierig ist, sich darüber zuverlässig zu belehren. Aber in den wenigen Fällen, wo über diesen interessanten Gegenstand sorgfältige Beobachtungen angestellt werden konnten, hat man gefunden, dass unter den wilden und rohen Volksstämmen Sibirien's, Afrika's und Siam's schon zwei oder drei Generationen hinreichen, um das ganze Aussehen ihrer Dialekte zu verändern. Die Sprachen hochgebildeter Nationen nähern sich im Gegentheil mehr und mehr einem gewissen Stillstand und scheinen bisweilen ihre Fähigkeit der Umbildung fast gänzlich zu verlieren. [4]) Wo eine klassische Literatur vorhanden ist und wo die Sprache derselben sich bis in die kleinsten Städte und Dörfer verbreitet hat, da scheint es fast unmöglich, dass noch irgend weitere Umgestaltungen eintreten sollten. Dessenungeachtet wurde die Sprache Rom's, das so viele Jahrhunderte eine Königin der civilisirten Welt war, durch die modernen romanischen Dialekte und das Altgriechische schliesslich durch die moderne romanische Sprache verdrängt. Obgleich die Buchdruckerkunst und die weite Verbreitung der Bibeln, Gebetbücher und Zeitungen wie ein noch mächtigerer Damm gewirkt hat, um den ununterbrochenen Fluss der menschlichen Rede aufzustauen und zurückzuhalten, so können wir doch leicht bemerken, dass die Sprache der Bibel, obgleich vollkommen verständlich, doch nicht mehr allgemein gesprochen wird. Besonders auffällig ist dies auch an der autorisirten englischen Bibelübersetzung. In Booker's Schrift- und Gebetbuch-Glossar [5]) beläuft sich die Zahl der Wörter und Wortbedeutungen, welche seit 1611 veraltet sind, auf 388 oder ungefähr ein Fünfzehntel aller in der Bibel gebrauchten Wörter. Unbedeutendere Veränderungen, namentlich in der Wortbedeutung, die Aufnahme neuer und die

Vernachlässigung alter Wörter, *also das Entstehen von Neologismen und Archaismen,* können wir bei einiger Aufmerksamkeit vor unsern Augen vor sich gehen sehen. [6])

*Sehr auffällig ist dies im Deutschen zunächst an den Fremdwörtern; eine grosse Zahl derselben ist allerdings während der Blüthezeit der deutschen Literatur ausser Cours gesetzt worden; dafür sind aber wieder andere und darunter sehr seltsam gebildete aufgetaucht, z. B. postalisch, Waggon, Offerte, Restauration (für Speisehaus) u. s. w. Aber auch an den echt deutschen Wörtern zeigt sich ein ähnliches Vor- und Zurücktreten und namentlich ein Streben nach Einfachheit und Kürze. Wer getraut sich heute noch Ausdrücke, wie „Mähre (Stute), Wanst, Gauch, Aass“ (cibus), selbst „sich entbrechen“ oder gar entbrosten sein, entbrinnen u. s. w., im höhern Stile zu gebrauchen? Wer findet nicht Wortformen wie sintemal und alldieweil, dafern, alleweile, benebst, anhero, jetzo, nunmehro, dannenhero, geruhig, zumalen, halbwege und ähnliche unerträglich? Es ist ferner bekannt, dass der Consonantismus des Neuhochdeutschen sich namentlich in der Schrift, weniger in der Aussprache, von dem des Mittelhochdeutschen schon vielfach unterscheidet, so wie auch in den Vocalen eine Tendenz zur Vereinfachung der Formen bemerkbar ist. Auch macht sich die Assimilation im Neuhochdeutschen in vieler Beziehung mehr und mehr geltend. Wer schreibt oder spricht jetzt noch das b oder p nach m, z. B. Zimber? Im Gegentheil neigt sich das Volk, der Schriftsprache vorauseilend, zu Assimilationen und Erleichterungen der Aussprache, wie Kinner (Kinder), Wunner, anner, Dresen (Dresden), wennen (wenden), sogar kammer (kann man), sommer (sollen wir), während umgekehrt in Mond das nicht zum Stamm gehörende d noch unangefochten stehen geblieben ist. (Vergl. das englische thunder mit Donner.) Besonders auffallend ist ferner die langsam, aber unaufhaltsam weitergehende Abschleifung der Endungen bei der Wortbildung und Flexion, wodurch bekanntlich das hier und da selbst im Verschwinden begriffene e im Neuhochdeutschen

ein eben so bedeutendes Uebergewicht gewonnen hat, wie das i im Neugriechischen und die Vocale überhaupt im Portugiesischen. Oft ist dieses e allein der letzte Rest sehr volltönender Endungen, gleichsam nur noch eine Säule, die von dem reichen Gebäude der altdeutschen Grammatik übrig geblieben ist und die, „schon geborsten, kann stürzen über Nacht." Wenn man z. B. hier und da auch noch der Glauben hört, so ist doch der Hasen längst verschwunden. Besonders die modernsten deutschen Dichter gehen in diesen Abschleifungen der Endungen sehr weit, so wie sie auch eine grosse Menge von Neologismen gewagt haben, von denen sich indess nur eine kleine Zahl wirklich eingebürgert hat.*

Nach alle dem hat man geschlossen, dass die Sprache, da sie, im Gegensatz zu allen andern Erzeugnissen der Natur, historischen Abänderungen unterworfen sei, sich nicht in derselben Weise, wie der Stoff anderer physischen Wissenschaften, behandeln lasse. Dieser Einwand ist auch scheinbar wohlbegründet, wenn wir ihn aber sorgfältiger prüfen, so finden wir bald, dass er ganz und gar auf einer Verwirrung der Ausdrücke beruht. Wir müssen zwischen historischem Wechsel und natürlichem Wachsthum wohl unterscheiden. Die Kunst, die Wissenschaft, die Philosophie und Religion haben alle ihre Geschichte, die Sprache lässt, wie jedes andere Naturprodukt, nur ein Wachsthum zu.

Man möge zuerst erwägen, dass, wenn schon die Sprache einen beständigen Wechsel zeigt, der Mensch dennoch nicht die Macht besitzt, denselben hervorzubringen oder zu verhüten. Wir könnten eben so gut daran denken, die Gesetze, welche unsern Blutumlauf beherrschen, zu modificiren, oder unserm Körpermaasse einen einzigen Zoll zuzufügen, als die Gesetze der Sprache abzuändern oder nach Belieben neue Wörter zu erfinden. So wie der Mensch nur über die Natur gebietet, insofern er ihre Gesetze kennt und sich denselben unterwirft, so werden Dichter und Philosophen nur dann ihre Sprache bemeistern, wenn sie die Gesetze derselben kennen und ihnen gehorchen.

Als der Kaiser Tiberius einen Sprachfehler gemacht hatte und desshalb vom Marcellus getadelt wurde, so bemerkte ein anderer zufällig anwesender Grammatiker, Capito, dass Alles, was der Kaiser sagte, gutes Latein sei, oder, wenn es das noch nicht wäre, bald werden würde. Marcellus, mehr Grammatiker als Höfling, erwiederte: „Capito ist ein Lügner; denn du kannst, o Cäsar, das römische Bürgerrecht wohl Menschen, aber nicht Worten ertheilen.“ Eine ähnliche Anekdote wird von dem deutschen Kaiser Sigismund erzählt. Als er dem Concilium zu Costnitz präsidirte und an die Versammlung eine lateinische Rede richtete, in der er sie zu der Ausrottung des Schismas der Hussiten aufforderte, sagte er: „Videte, Patres, ut eradicetis schismam Hussitarum.“ Er wurde ziemlich rücksichtslos von einem Mönch zur Ordnung gerufen, welcher ausrief: „Serenissime Rex, schisma est generis neutri.“[7]) Der Kaiser fragte aber, ohne seine Geistesgegenwart zu verlieren, den naseweisen Mönch: „Woher weisst du das?“ Der alte böhmische Schulmeister entgegnete: „Alexander Gallus sagt es.“ „Und wer ist Alexander Gallus?“ — „Er war ein Mönch.“ „Gut“, sagte der Kaiser, „und ich bin der Kaiser von Rom und mein Wort wird eben so gut sein, als das irgend eines Mönches.“ Ohne Zweifel hatte der Kaiser die Lacher auf seiner Seite, aber trotzdem blieb Schisma ein Neutrum, und selbst ein Kaiser konnte das Geschlecht und die Endung des Wortes nicht ändern.

Die Idee, dass die Sprache von den Menschen verändert und verbessert werden könne, ist keineswegs neu. Wir wissen, dass Protagoras, ein alter griechischer Philosoph, nachdem er einige Gesetze über das Geschlecht aufgestellt hatte, wirklich im Texte Homer's Fehler zu finden anfing, weil dieser mit seinen Regeln nicht übereinstimmte. Aber hier erwies sich, wie in jedem ähnlichen Falle, der Versuch unnütz. Man versuche nur die einfachste Sprachregel abzuändern und man wird sich bald überzeugen, dass dies physisch unmöglich ist. *Man vergleiche z. B. die eigentliche Superlativform „der bescheidenste“ mit der Umschrei-

bung des absoluten Superlativs, mit „höchst" oder mit „sehr" und „recht" oder „am meisten".* So ist im Englischen scheinbar der Unterschied zwischen much und very unbedeutend, und doch dürften beide wohl nie mit einander zu vertauschen sein.[8]) So können die westlichen romanischen Dialekte, das Spanische, Portugiesische und auch das Walachische nur das lateinische magis zur Bildung der Comparative brauchen (Sp. mas dulce; Port. mais doce; Walach. mai dulce), während das Französische, Provençalische und Italienische nur plus zu demselben Zwecke zulässt (Ital. più dolce; Prov. plus dous, Franz. plus doux). Es ist indess keineswegs unmöglich, dass diese Unterscheidung zwischen dem englischen very, das nur zu Adjectiven gesetzt wird, und much, das vor Participien steht, mit der Zeit ebenso verschwindet, wie die lateinische Comparativformation in den romanischen Sprachen. In der That sagen die Amerikaner schon very pleased, very delighted, *sowie man in deutschen Dialekten umgekehrt auch viel statt sehr findet.* Wenn aber solch ein Wechsel stattfindet, so wird er nicht durch das Machtgebot eines Einzelnen oder die wechselseitige Uebereinkunft einer grössern Zahl von Menschen, sondern vielmehr trotz der abwehrenden Bemühungen der Grammatiker und Akademiker eintreten. Hier also bemerken Sie den ersten wesentlichen Unterschied zwischen Geschichte und Wachsthum. Ein Kaiser kann die Gesetze der Gesellschaft, die Formen der Religion, die Regeln der Kunst abändern: es liegt in der Macht einer Generation oder selbst eines Individuums, eine Kunst auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu heben, während die nächste sie wieder herabsinken lässt, bis ein neuer Genius sie wieder mit frischer Begeisterung ergreift; bei alledem haben wir mit der selbstbewussten Thätigkeit von Individuen zu thun und wir bewegen uns daher auf historischem Grund und Boden. Wenn wir die Schöpfungen eines Michael Angelo oder Raphael mit den Statuen und Fresken des alten Rom's vergleichen, können wir von einer Geschichte der Kunst sprechen. Wir können zwei durch Jahrtausende getrennte

Perioden durch die Werke derer verknüpfen, welche die Tradition der Kunst von Jahrhundert zu Jahrhundert überlieferten, wir werden aber nie jenem ununterbrochenen und unbewussten Wachsthum begegnen, welches die Sprache eines Plautus mit der eines Dante verknüpft. Der Process, durch welchen die Sprache sich festsetzt und wieder löst, vereinigt in sich die beiden entgegengesetzten Elemente der Nothwendigkeit und des freien Willens. Obgleich das Individuum bei der Hervorbringung neuer Wörter und neuer grammatischer Formen zuerst und vorzüglich thätig zu sein scheint, so ist es der Einzelne doch nur, nachdem seine Individualität in der gemeinsamen Thätigkeit der Familie, des Stammes oder der Nation, der er angehört, untergegangen ist. Für sich allein kann er gar nichts schaffen, und wenn auch der erste Anstoss zu einer neuen sprachlichen Bildung von einem Individuum ausgehen mag, so wird derselbe doch meistens, wenn nicht immer, ohne Vorbedacht, ja sogar fast unbewusst gegeben. Der Einzelne als solcher ist machtlos und die von ihm scheinbar erzielten Erfolge hängen nur von Gesetzen ab, die er nicht beherrscht, und von der Mitwirkung aller derjenigen, welche mit ihm eine Classe, einen Körper, ein organisches Ganze bilden.

Aber obgleich, wie wir dies auch eben versuchten, gezeigt werden kann, dass die Sprache durch den Geschmack, die Phantasie oder das Genie der Menschen sich nicht verändern oder umformen lässt, so ist es doch nicht leicht zu erklären, was eigentlich das Wachsthum der Sprache verursacht. Schon seit der Zeit des Horaz pflegte man oft das Wachsthum der Sprache mit dem der Bäume zu vergleichen. Aber alle Vergleiche hinken. Was wissen wir denn von den wirklichen Ursachen des Pflanzenwachsthums und was können wir dadurch gewinnen, dass wir nicht ganz verständliche Dinge mit solchen vergleichen, welche wir sogar noch weniger verstehen? Viele sprechen z. B. von den Endungen eines Verbs, als wenn sie aus der Wurzel, wie aus einem Mutterstamme hervorsprossten. [9]) Aber welche Gedanken

können sie mit solchen Ausdrücken verbinden? Wenn wir einmal die Sprache mit einem Baum vergleichen wollen, so kann allerdings ein Punkt durch diesen Vergleich aufgehellt werden, nämlich der, dass die Sprache eben so wenig wie der Baum durch sich selbst bestehen oder wachsen kann. Ohne Boden, ohne Luft, Wasser und Licht würde der Baum nicht leben können, selbst nicht in unsern Gedanken. Ebenso verhält es sich mit der Sprache. Die Sprache kann nicht durch sich selbst bestehen; sie verlangt einen Boden, um darauf zu wachsen, und dieser Boden ist der Menschengeist. Von der Sprache zu sagen, dass sie an und für sich bestehe, ein eigenes Leben lebe, zur Reife gedeihe, Sprösslinge erzeuge und absterbe, ist leere Phrase und obgleich wir manchmal nicht umhin können, metaphorische Ausdrücke zu brauchen, so sollten wir stets, besonders bei Untersuchungen, wie die vorliegenden, auf unserer Hut sein, uns gerade von den Worten, die wir brauchen, irre leiten zu lassen.

Was wir nun das Wachsthum einer Sprache nennen, umfasst zwei Processe, welche man stets sorgfältig auseinander halten müsste, obgleich sie zu gleicher Zeit wirksam sein können. Diese beiden Vorgänge bezeichne ich als

1) dialektische Wiedererzeugung,
2) phonetischen Verfall.

Ich beginne mit dem zweiten, weil er mehr in die Augen springt, obgleich seine Operationen in der Wirklichkeit auf die der dialektischen Wiedererzeugung zu folgen pflegen. Ich muss nun zuerst als zugestanden ansehen, dass in der Sprache Alles ursprünglich eine Bedeutung hatte. Da die Sprache keinen andern Zweck haben kann, als unsere Gedanken auszudrücken, so dürfte daraus wohl gewissermassen mit Nothwendigkeit folgen, dass die Sprache weder mehr noch weniger enthalten sollte, als was zu diesem Zwecke erforderlich ist. Es könnte auch daraus hervorzugehen scheinen, dass, wenn die Sprache nicht mehr enthält, als was zur Ausprägung einer bestimmten Bedeutung nothwendig ist, es unmöglich sein würde, mit irgend

einem Theile derselben Aenderungen vorzunehmen, ohne ihr eigentliches Ziel zu verrücken. Dies ist auch in einigen Sprachen wirklich der Fall. Im Chinesischen heisst z. B. zehn schĭ. Es würde unmöglich sein, an der Form schĭ das geringste zu ändern, ohne ihr die Fähigkeit, zehn zu bedeuten, zu rauben. Wenn wir statt schĭ t̔sĭ sprächen, so würde dies sieben bedeuten. Aber nun angenommen, dass wir das Doppelte der Zahl zehn ausdrücken wollten, also zweimal zehn oder zwanzig. Wir müssten im Chinesischen eúl, das zwei heisst, nehmen, es vor schĭ setzen und sagen eúl-schĭ, zwanzig. Dieselbe Vorsicht, welche bei schĭ zu nehmen war, muss auch bei eúl-schĭ beobachtet werden. Sobald nur das Geringste geändert, nur ein einziger Buchstabe zugefügt oder weggestrichen wird, so haben wir ein Wort von anderer oder gar keiner Bedeutung. Wir begegnen ganz derselben Erscheinung in anderen Sprachen, die, gleich der chinesischen, einsilbige genannt werden. Im Tibetanischen heisst tschu zehn und nyi zwei, nyi-tschu zwanzig, im Burmesischen schi zehn, nhit zwei, nhit-schi zwanzig.

Aber wie verhält sich dies im Gothischen, Deutschen, Englischen oder im Lateinischen, Griechischen und im Sanskrit? Man sagt nicht zwei-zehn, oder duo-decem, oder dvi-dasa im Sanskrit. Wir finden[10]) im Sanskrit vin'sati, im Griechischen eikosi (dor. eikati), im Lateinischen viginti, Englisch twenty.

Wir bemerken nun hier zuerst, dass im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen uns nur lokale Modificationen ein und desselben Originalworts entgegentreten, während das englische twenty ein neues Compositum und das gothische tvai tigjus (zwei Dekaden) und das angelsächsische tuêntig (zwanzig) aus teutonischen Materialien geformt ist; ein Erzeugniss dialektischer Wiedererzeugung, wie wir gleich sehen werden.

Wir beobachten zunächst, dass der erste Theil des lateinischen viginti und des Sanskritworts vin'sati dieselbe Zahl enthält, welche von dvi zu vi verkürzt ist. Dies ist nichts aussergewöhnliches; denn das lateinische bis, was noch

in der Musik gebräuchlich ist, steht gleichfalls für ein ursprügliches dvis, engl. twice, griech. dis. Dieses dis erscheint wieder als lateinische Präposition mit der Bedeutung „entzwei“, so dass z. B. Discussio ursprünglich das Entzweischlagen bedeutet, und zu unterscheiden ist von Percussio, dem Durchunddurchschlagen. Discussion ist gleichsam das Zerknacken einer Nussschale, um zum Kerne derselben zu gelangen. Wir haben also dasselbe Wort dvi oder vi im Lateinischen vi-ginti (Sanskrit vin-'sati).

Es kann aber ebenfalls bewiesen werden, dass der zweite Theil von viginti aus dem alten Wort für zehn corrumpirt ist. Zehn heisst im Sanskrit da'san; davon ist abgeleitet da'sati, eine Dekade, und dieses da'sati wurde wieder zu 'sati verkürzt, woraus in Verbindung mit vi oder dvi (zwei) die Sanskritform vi'sati oder vin'sati hervorgeht. Das lateinische viginti und dorisch-griechische eikati verdanken einem ähnlichen Process ihren Ursprung, der sich auch im deutschen zwan-zig sehr deutlich verfolgen lässt.

Nun beachte man den gewaltigen Unterschied — ich meine nicht im Ton, sondern in ihrem ganzen Charakter — zwischen zwei solchen Wörtern, wie das chinesische eúl-schǐ, zweizehn oder zwanzig, und diesen gleichsam verkrüppelten Wörtern, denen wir im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Deutschen begegnen. Im Chinesischen ist weder zu viel noch zu wenig zu finden. Das Wort spricht für sich selbst und bedarf keines Commentars. Im Sanskrit dagegen sind die wesentlichsten Theile der beiden Bestandtheile des Compositums verloren gegangen und der Ueberrest ist eine Art verwandeltes Agglomerat, das nur vermöge einer genauen mikroskopischen Analyse verstanden werden kann. Hier begegnen Sie also einem Beispiele zu dem, was mit dem Ausdruck „phonetische Corruption“ bezeichnet wird und Sie werden bemerken, wie nicht nur die Form, sondern die ganze Natur der Sprache durch dieselbe zerstört wird. Sobald sich diese phonetische Corruption in einer Sprache zeigt, hat auch die Sprache das verloren, was wir als den wesent-

lichen Charakter aller menschlichen Rede betrachteten, nämlich dass jeder Theil derselben seine Bedeutung haben sollte, *das Sprachgefühl stirbt ab.* Das Volk, welches Sanskrit sprach, dachte bei der Form vin'sati eben so wenig daran, dass sie zweimal zehn, zwan-zig bedeutet, als ein Franzose in vingt die Reste jener Zahlen, von deux und dix, erkennen wird. Die Sprache ist desshalb in ein neues Stadium eingetreten, sobald sie den Angriffen des phonetischen Wechsels weicht. Das Leben der Sprache erstarrt oder erlischt auch gänzlich in den Worten oder Worttheilen, welche die ersten Spuren dieser phonetischen Umbildung zeigen. Von nun an können solche Worte oder Worttheile allein noch künstlich oder durch Tradition aufrecht erhalten werden, und was besonders wichtig ist, es tritt von jetzt an ein Unterschied ein zwischen dem wesentlichen oder radikalen und dem bloss formellen oder grammatischen Bestandtheil des Wortes.

Wir wollen jetzt ein anderes Beispiel wählen, welches es noch klarer machen wird, wie die phonetische Corruption zu dem ersten Erscheinen sogenannter grammatischer Formen führt. Wir sind gewiss nicht gewohnt, etwa zwanzig als den Plural oder Dual von zehn anzusehn. Aber wie wurde ursprünglich ein Plural gebildet? Im Chinesischen, das sich vom Anfang an von der ihm fremden phonetischen Corruption am sorgfältigsten abgeschlossen hat, wird der Plural auf eine sehr in die Sinne fallende Weise gebildet. So heisst z. B. der Mensch im Chinesischen g̋in, kiai das Ganze oder die Totalität; dies zu g̋in gefügt, giebt g̋in-kiai, was nun die Mehrzahl, Menschen, bezeichnet. Es giebt noch andere Wörter im Chinesischen, welche zu demselben Zwecke gebraucht werden, z. B. péi, welches Classe bedeutet. So lässt man z. B. auf ì, Fremder, péi, Classe, folgen und ì-péi bedeutet nun „Fremde". Wir haben ähnliche Plurale im Deutschen, zählen sie aber nicht zu den grammatischen Formen; so ist z. B. Menschengeschlecht gerade wie ì-péi, Fremdenclasse, Fremdengeschlecht gebildet, ebenso im Englischen man-kind und woman-kind; Christenheit ist gleich

der Gesammtheit, kiai, der Christen (christendom) und Klerisei (clergé, clergy) ist synonym mit clerici. Dasselbe Verfahren befolgen andere verwandte Sprachen. Im Tibetanischen wird der Plural durch Ansetzung von Wörtern wie kun, alle, und t́sogs, Menge[12]) gebildet. Sogar die Zahlwörter neun und hundert werden zur Umschreibung der Mehrzahl benutzt. Auch hier wieder leisten diese Wörter, so lange sie völlig verstanden und lebendig erhalten werden, der phonetischen Corruption Widerstand; aber sobald sie nur, so zu sagen, ihre Geistesgegenwart verlieren, stellt sich auch der phonetische Verfall ein, und sobald dieser einmal mit seinen Verheerungen angefangen hat, behalten die von ihm betroffenen Worttheile nur noch ein ihnen nach Uebereinkommen gewährtes, künstliches Dasein und schwinden zu grammatischen Endungen zusammen.

Ich fürchte, Ihrer Geduld allzuviel zuzumuthen, wenn ich hier auf eine Analyse der grammatischen Endungen im Sanskrit, Griechischen oder Lateinischen eingehen wollte, um zu zeigen, wie diese Endungen aus unabhängigen Wörtern hervorgegangen sind, die nach und nach durch das fortwährende Abreiben und Abnutzen der Sprache gleichsam zu Staub zermahlen wurden. Aber um das Princip des phonetischen Verfalls zu erklären, wollen wir uns nach Sprachen umsehen, mit welchen wir vertraut sind. *Wie viele tonlose e finden wir nicht in unsern deutschen Endungen, und doch sind sie alle schwache Ueberreste volltönender Formen, die sich im Altdeutschen vorfanden!* Betrachten wir, um ein Beispiel aus dem Französischen zu wählen, die Adverbien. Die Grammatiker[13]) sagen uns, dass man, um das Adverbium zu bilden, ment anzuhängen hat. So wird von vrai, wahr, vraiment, wahrlich, von bon, gut, bonnement gebildet. Diese Endung ist im Lateinischen nicht vorhanden. Aber wir begegnen im Lateinischen[14]) Ausdrücken, wie bona mente, in guter Absicht. Wir lesen im Ovid „Insistam forti mente“, ich werde mit starkem Geiste beharren, j'insisterai fortement, I shall insist with a strong mind or will. Bei dem

Fortwachsen des Latein oder bei dessen Umwandlung in das Französische ist also folgendes eingetreten: in Phrasen wie forti mente wurde das letzte Wort nicht mehr als ein besonderes gefühlt und zu gleicher Zeit tonlos, fast undeutlich ausgesprochen. Mente, der Ablativ von mens, verwandelte sich in ment und wurde nun als ein rein formelles Element beibehalten; als Wort ausser Activität gestellt, erschien es als Adverbialendung und zwar selbst in solchen Fällen, wo eine Vergegenwärtigung der Grundbedeutung (mit Gemüth etc.) die Anwendung desselben vollkommen unmöglich gemacht haben würde. Wenn man im Französischen sagt, dass ein Hammer „lourdement" zu Boden falle, so ahnen wir wohl nicht, dass wir einem Stück Eisen eine schwerfällige Seele beilegen. Obgleich man auch im Italienischen die Endung mente nicht mehr als ein für sich bestehendes Wort fühlt, so ist sie doch phonetisch rein erhalten, und im Spanischen wird sie bisweilen noch als besonderes Wort gebraucht, obgleich auch in solchen Fällen die Grundbedeutung nicht mehr deutlich hervortritt. So sagt man im Spanischen statt: „claramente, concisamente y elegantemente" eleganter: „clara, concisa y elegante mente".[15]) *Im Portugiesischen erkennt man an Formen, wie doutamente (von douto, gelehrt), fortissimamente, nimiamente (zugleich altlat.) noch ganz deutlich, dass mente nur der Femininalform der Adjective angehängt werden darf.*

Was wir eben als phonetischen Wechsel beschrieben, hat nun stetig auf die Oberfläche der Sprache umgestaltend eingewirkt, es ist aber schwer, sich irgend eine Vorstellung darüber zu machen, in welcher Ausdehnung dies geschehen sei. Man bedenke, dass das französische vingt dieselben Elemente enthält, die in deux und dix liegen; dass der zweite Theil des französischen douze, zwölf, das lateinische decim in duodecim repräsentirt; dass sich das lateinische triginta, worin ginta wieder aus dem Sanskrit daśa oder daśati hergeleitet und abgekürzt ist, in das französische trente umgestaltet hat. Dann erwäge man auch, wie früh

diese phonetische Verderbniss hereingebrochen sein muss. Denn in derselben Weise, wie vingt (frz.), veinte (span.) und venti (ital.) ein primitiveres viginti voraussetzen, das man im Lateinischen vorfindet, ebenso setzt dieses viginti zusammen mit dem griechischen eikati und dem Sanskrit vin'sati eine frühere Sprache voraus, von der sie ihrerseits wieder hergeleitet sind und in welcher der Form viginti eine vollständigere Form dvi-ginti und dieser wieder ein anderes Compositum vorausgegangen sein muss, das so klar und verständlich war, wie das chinesische eúl-schĭ und aus den alten arischen Namen für zwei dvi und zehn da'sati bestand. So zersetzend wirkt dieser phonetische Wechsel, dass bisweilen der ganze Körper eines Wortes zerfällt und schliesslich nur einige Trümmer und Bruchstücke zurückbleiben. So erscheint Schwester, engl. sister, im Sanskrit svasar, im Pehlvi und im Ossetischen als cho.[16]) Tochter, engl. daughter, welches im Sanskrit duhitar heisst, ist im Böhmischen zu dci (sprich tsi)[17]) zusammengeschmolzen. Wer sollte glauben, dass Zähre, engl. tear und larme aus derselben Quelle geschöpft sind; dass das französische même das lateinische semetipsissimus in sich enthält[18]); dass in aujourd'hui das lateinische Wort dies sogar zweimal vorkommt.[19]) Wer möchte das lateinische pater im armenischen hayr wiedererkennen? Dennoch identificiren wir ohne Schwierigkeit père und pater, und da h als Anfangsbuchstabe im Armenischen mehrmals an die Stelle eines ursprünglichen p tritt[20]), so folgt, dass hayr allerdings mit pater verwandt ist. *Besonders merkwürdig sind auch solche Fälle, wo ein und dasselbe Wort zu ganz verschiedenen Zeiten in eine fremde Sprache eingedrungen ist; so ist z. B. das Wort Caraffe (frz. carafe) ursprünglich ganz identisch mit dem jetzt öfter gehörten Alcarraza, der span. Form für dasselbe arabische Grundwort.*

Wir pflegen diese Umformungen Wachsthum der Sprache zu nennen, es würde aber viel angemessener sein, diesen Process des phonetischen Wechsels „Verfall" zu nennen und ihn so von dem zweiten oder dialektischen Process zu unterscheiden,

den wir nun untersuchen müssen und der, wie Sie sehen werden, ein reelleres Princip des Wachsthums in sich schliesst.

Um nun die Bedeutung der dialektischen Wiedererzeugung zu verstehen, müssen wir zuerst über die Bedeutung des Wortes Dialekt selbst ins Klare kommen. Wir haben bereits gesehen, dass der Sprache keine unabhängige Existenz beizulegen ist. Die Sprache existirt im Menschen; sie lebt, indem sie gesprochen wird; sie stirbt mit jedem Worte, das ausgesprochen ist und nicht länger gehört wird. Es ist ein blosser Zufall, dass die Sprache in der Schrift niedergelegt worden ist und so eine schriftlich abgefasste Literatur vermittelt hat. Selbst heute noch haben die meisten Sprachen keine solche Literatur hervorgebracht. Bei den zahlreichen Stämmen Central-Asiens, Afrika's, Amerika's und Polynesiens lebt die Sprache noch immer in ihrem Naturzustande, in einem Zustande fortwährender Selbstverbrennung, und dorthin müssen wir gehen, wenn wir einen Einblick in das Wachsthum der menschlichen Sprache, ehe dieselbe durch irgend eine Dazwischenkunft der Literatur festgehalten wurde, gewinnen wollen. Was wir Sprachen zu nennen gewohnt sind, die literarischen Idiome Indiens, Griechenlands, Roms, Italiens, Frankreichs und Spaniens, muss weit mehr als eine künstliche, denn als eine natürliche Form menschlicher Rede angesehen werden. Das wirkliche und natürliche Leben der Sprache pulsirt in ihren Mundarten und, trotz der von den klassischen oder literarischen Idiomen oder „Hochsprachen" ausgeübten Tyrannei, liegt der Tag noch sehr fern, an welchem die Dialekte, selbst solcher klassischen Sprachen, wie der italienischen und französischen, vollständig ausgerottet erscheinen möchten. *Auch in Deutschland hat die schon lange dauernde Herrschaft des Hochdeutschen der grossen Menge stark ausgeprägter Dialekte noch wenig Eintrag gethan.* Ungefähr zwanzig der italienischen Mundarten haben ihre geschriebene und durch die Presse verbreitete Literatur.[21]) Champollion-Figeac berechnet die Zahl der unterscheidbarsten französischen Dialekte auf vierzehn.[22]) Die neugriechischen

Mundarten sollen sich nach Einigen auf siebenzig[23]) belaufen, und obgleich manche derselben wohl kaum mehr als lokale Abarten der Hauptdialekte sind, so weichen doch einige, wie der Tzaconische, von der Literatursprache ebenso sehr ab, wie das Dorische vom Attischen. Auf der Insel Lesbos haben Dörfer, die nicht weiter als zwei bis drei Stunden von einander entfernt liegen, häufig ihnen ganz eigenthümliche Wörter und ihre besondere Aussprache.[24]) Wir wollen aber einmal eine Sprache auswählen, welche, obgleich nicht ganz ohne Literatur, doch weniger unter dem Einfluss klassischer Schriftsteller gestanden hat, als die italienische oder französische, und wir werden sogleich wahrnehmen, wie überreich das Wachsthum der Dialekte ist. Das Friesische, welches auf einem kleinen Bezirk an der Nordwestküste Deutschlands zwischen der Schelde und Jütland und auf den Inseln in der Nähe der Küste gesprochen wird, und zwar in derselben Gegend seit wenigstens zwei Tausend Jahren,[25]) welches literarische Dokumente aus dem zwölften Jahrhundert aufweisen kann, zerspaltet sich in zahllose lokale Mundarten. Kohl schreibt in seinem Reisewerk[26]): „Sogar die allergewöhnlichsten Dinge, die beinahe in ganz Europa ziemlich gleich lauten, nennen die Friesen der verschiedenen Inseln und Köge ganz verschieden. So heisst z. B. der Vater auf Amrum „Aatj", auf den Halligen „Baba" oder „Baabe", auf Sylt „Foder" oder „Vaar", in manchen Kögen des festen Landes „Täte", im östlichen Theil von Föhr „Oti" oder auch „Ahitj."

Obgleich alle diese Leutchen nur ein paar Meilen von einander wohnen, so ist hierin doch mehr Unterschied, als in père, pater, padre, Vater und father bei den Franzosen, Lateinern, Italienern, Deutschen und Engländern, die Hunderte von Meilen aus einander wohnen. . . . Selbst die Namen ihrer Landschaften und Inseln lauten in ihren verschiedenen Dialekten sehr verschieden, so z. B. heisst diejenige Insel, welche sonst bei den Hochdeutsch sprechenden Friesen Sylt genannt wird, bei den Syltern selbst „Söl", bei den Friesen

auf Föhr „Sol" und auf Amrum „Sal". Jeder dieser Dialekte mag wohl von einem friesischen Gelehrten entziffert und erklärt werden, ist aber sonst nur den Bauern des engern Bezirkes, in dem er herrscht, vollkommen verständlich. Was daher im Allgemeinen friesische Sprache genannt und als solche in friesischen Grammatiken erläutert wird, ist in der Wirklichkeit nur einer der vielen Dialekte, wenn schon ohne Zweifel der wichtigste; eben dasselbe gilt aber in Bezug auf alle sogenannte Literatursprachen.

Es ist ein Irrthum, sich die Mundarten überall als Entartung der Literatursprache zu denken. Selbst in England[27]) erscheinen die lokalen Patois in mancherlei Formen, welche ursprünglicher sind, als die Sprache Shakespeare's, und ihr Wörterschatz übertrifft in vielen Punkten den der classischen Schriftsteller irgend einer Periode an Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Dialekte sind stets mehr Quellbäche als Nebenkanäle der Literatursprache gewesen; jedenfalls existirten sie als parallel laufende Flussarme schon lange, bevor einer derselben als Hauptarm sich zu jenem zeitweiligen Vorrang erhob, der aus der literarischen Ausbildung, *die gleichsam sein Bett regulirte und vertiefte*, hervorgeht.

Was Grimm über den Ursprung der Dialekte im Allgemeinen sagt, ist nur auf solche anwendbar, welche durch phonetische Corruption hervorgebracht wurden. „Alle mundarten und dialekte, sagt er[28]), entfalten sich vorschreitend, und je weiter man in der sprache zurückschaut, desto geringer ist ihre zahl, desto schwächer ausgeprägt sind sie. ohne diese annahme würde überhaupt der ursprung der dialekte, wie der vielheit der sprachen unbegreiflich sein. alle mannigfaltigkeit ist allmälich aus einer anfänglichen einheit entsprossen." So erscheint dies allerdings, wenn wir unsern Sprachtheorien ausschliesslich die von literarischen Idiomen wie das Sanskrit, Griechische, Lateinische und Gothische, dargebotenen Materialien zu Grunde legen und sie darauf aufbauen. Diese sind auch ohne Zweifel die Königsgeschlechter in der Geschichte der Sprache. Aber so wie die Weltge-

schichte jedenfalls mehr bieten muss, als eine Chronik von Herrscherdynastien, so sollte auch der Sprachhistoriker jene niedern und volksthümlichern Schichten nie aus dem Auge verlieren, aus denen diese Dynastien ursprünglich hervorgingen und von denen sie allein getragen werden.

Hierin erkennen wir nun eben die Hauptschwierigkeit. Wie sollen wir eine Geschichte der Dialekte entwerfen? In der Geschichte alter Sprachen liefern uns nur literarische Dialekte das nöthige Material, während uns in Bezug auf die im Munde des Volks lebenden Dialekte die alten Schriftsteller oft kaum melden, dass sie überhaupt existirt haben.

Plinius erzählt[29]), dass in Colchis sich 300 Stämme vorfanden, welche verschiedene Dialekte sprachen, und dass die Römer, um mit den Eingebornen zu verkehren, 130 Dolmetscher brauchten. Wenn dies auch übertrieben sein mag, so haben wir doch keinen Grund, an der Angabe Strabo's[30]) zu zweifeln, welcher von 70 in jenem Lande, das auch heute noch das „Sprachengebirge" heisst, bei einander wohnenden Stämmen erzählt. Wenn sich in neuerer Zeit Missionäre dem Studium der Sprachen wilder Stämme ohne irgend eine Literatur widmeten, so haben sie sich gewöhnlich auch nur auf die Erlernung eines von ihren vielen Dialekten beschränken müssen, und wenn ihre Bemühungen überhaupt von Erfolg gekrönt wurden, so erlangte der Dialekt, den sie schriftlich aufzeichneten und ihren civilisirenden Einfluss vermitteln liessen, bald eine Art von literarischer Oberherrschaft, so dass die übrigen als barbarischer Jargon in den Hintergrund traten. Jedenfalls verdanken wir alle Kenntniss der Dialekte wilder Stämme hauptsächlich, oft auch ganz allein, den Missionären, und es wäre sehr zu wünschen, dass ihre Aufmerksamkeit sich immer wieder auf dies interessante Problem des dialektischen Lebens der Sprachen richten möchte, welches aufzuhellen nur sie allein die Mittel besitzen. Gabriel Sagard, welcher 1626 als Missionär zu den Huronen gesandt wurde und sein Werk „Grand Voyage du pays des Hurons" 1631 in Paris veröffentlichte, giebt an, dass unter diesen nord-

amerikanischen Stämmen kaum ein Dorf dieselbe Sprache spricht, wie ein anderes, ja dass die einzelnen Familien desselben Dorfes nicht einmal genau dieselbe Sprache reden. Auch fügt er, was besonders wichtig ist, hinzu, dass ihre Sprache sich fast täglich ändert, sodass die alte Huronensprache von der gegenwärtigen fast gänzlich verschieden ist. Es wird freilich auch im Gegentheil behauptet, dass während der letzten 200 Jahre die Sprachen der Huronen und Irokesen sich gar nicht verändert haben[31]. Wir lesen von Missionären[32] in Central-Amerika, welche die Sprache wilder Stämme niederzuschreiben versuchten und mit grosser Sorgfalt eine Sammlung aller Wörter anlegten, deren sie habhaft werden konnten. Als sie nach Verlauf von zehn Jahren zu demselben Stamm zurückkehrten, fanden sie, dass dieses Wörterbuch veraltet und unbrauchbar geworden war. Alte Wortstämme waren im Flusse der Sprache zu Boden gesunken, neue zur Oberfläche emporgestiegen, und ihrer äussern Erscheinung nach war die Sprache vollständig eine andere geworden.

Nichts setzte die Jesuiten-Missionäre so sehr in Erstaunen, als die ungeheure Menge der von den Eingebornen Amerika's gesprochenen Sprachen. Aber weit entfernt, dass dies für eine hohe Culturstufe den Beweis geliefert hätte, es zeugte vielmehr dafür, dass die verschiedenen Raçen Amerika's sich niemals, selbst nur auf kurze Zeit, einer mächtigen politischen Concentration untergeordnet hatten und es ihnen nie gelungen war, grosse nationale Reiche zu begründen. Hervas reducirt allerdings alle Dialekte Amerika's auf 11 Familien[33] — 4 für den Süden, 7 für den Norden — aber dies ist nur durch dieselbe sorgfältige und minutiöse Vergleichung zu ermöglichen, welche uns die in Island und Ceylon gesprochenen Idiome als verwandte Dialekte in dieselbe Sprachklasse setzen lässt. Für praktische Zwecke sind die Dialekte Amerika's durchaus verschieden und die Völkerschaften, welche sie sprechen, verstehen einander nicht.

Wir hören von denselben Beobachtungen überall, wo nur das üppige Wachsthum der Dialekte von Sachkundigen längere Zeit überwacht worden ist. Richten wir unsern Blick auf Burmah, so finden wir, dass das Burmesische eine beträchtliche Literatur hervorgebracht hat und das anerkannte Medium der Mittheilung nicht nur in Burmah, sondern ebenso in Pegu und Arakan ist. Aber die verworrenen Bergketten auf der Halbinsel des Irawaddy[34]) bieten vielen unabhängigen Stämmen einen sichern Zufluchtsort und sie sprechen dort ihre besondern Dialekte; in der Umgegend von Manipura allein hat Hauptmann Gordon nicht weniger als zwölf Dialekte nachgewiesen. „Einige derselben, sagt er, werden von nicht mehr als dreissig oder vierzig Familien gesprochen, und dennoch weichen sie von den übrigen so ab, dass sie schon der nächsten Nachbarschaft unverständlich sind.“ Der treffliche amerikanische Missionär Brown, der sein ganzes Leben darauf verwandte, das Evangelium in jenem Theile der Welt zu verkünden, erzählt uns, dass einige Stämme, welche ihr heimisches Dorf verliessen, um sich in einem andern Dorfe anzusiedeln, nach zwei bis drei Generationen ihren Vorfahren unverständlich geworden waren[35]).

In Nord-Asien haben die Ostiaken, wie dies Messerschmidt nachweist, obgleich sie thatsächlich überall dieselbe Sprache reden, doch so viele jedem Stamme eigenthümliche Wörter und Wortformen hervorgebracht, dass selbst innerhalb eines Bezirks von gegen zwanzig Quadratmeilen der sprachliche Verkehr zwischen ihnen ausserordentlich schwierig wird. Castrèn, der kühne Erforscher der Sprachen Nord- und Central-Asiens[36]), versichert uns, dass einige der mongolischen Dialekte thatsächlich in eine neue Phase grammatischen Lebens eintreten und dass, während die Literatursprache der Mongolen keine Endungen für die Personen des Verbs besitzt, jener charakteristische Zug der turanischen Sprache vor Kurzem in den von den Buriäten gesprochenen Dialekten und in den tungusischen Idiomen in der Nähe von Njertschinsk in Sibirien zum Vorschein gekommen ist.

Noch eine Beobachtung von demselben Charakter liefert uns die Feder des Robert Moffat in seinen: Missionary Scenes and Labours in Southern Africa. „Die Reinheit und Harmonie der Sprache“, schreibt er, „wird bei ihren Pitchos oder öffentlichen Versammlungen, bei ihren Festen und Ceremonien, so wie in ihren Liedern und im fortwährenden Verkehr aufrecht erhalten. Bei den vereinzelten Dörflern der Wüste verhält sich dies aber ganz anders; solche Zusammenkünfte sind bei ihnen nicht möglich; sie sind gezwungen, von ihrem Geburtsdorfe aus die Wildniss oft auf grosse Strecken zu durchziehen. Bei solchen Gelegenheiten begeben sich oft Väter und Mütter und alle, welche eine Last tragen können, wochenlang auf die Reise und lassen ihre Kinder von einigen schwachen Alten beaufsichtigen. Der kleine Nachwuchs, von dem einige zu lallen anfangen, während andere gerade einen ganzen Satz fertig bringen und die noch älteren sich herumbalgen und mit einander spielen, diese einfachen Kinder der Natur gewöhnen sich den lieben, langen Tag an eine selbsterfundene Sprache. Die beweglichern mit geläufigerer Zunge lassen sich zu den weniger reifen herab und so geht aus diesem Kinderbabel ein Dialekt mit einem bunten Gemisch von Wörtern und Phrasen hervor, die regellos an einander geknüpft werden und nach dem Absterben einer Generation ist der Charakter der Sprache total verändert.

Das ist das Leben der Sprache im Naturzustande und in ähnlicher Weise mögen, wie wir zu schliessen berechtigt sind, Sprachen herangewachsen sein, welche wir erst kennen lernen, nachdem ihnen die Literatur Gebiss und Zaum angelegt hat. Es bedarf auch nicht immer geschriebener oder classischer Literatur, um einem von vielen Dialekten eine Ueberlegenheit und seinen Eigenthümlichkeiten eine unbestrittene Autorität zu verschaffen. Reden bei Pitchos oder öffentlichen Versammlungen, volksthümliche Balladen, Nationalgesetze, Orakelsprüche u. s. w. üben, obgleich in geringerer Ausdehnung, denselben Einfluss aus. Sie pflegen den natür-

lichen Fluss der Sprache in den zahllosen Bächen ihrer Dialekte aufzuhalten und gewissen Sprachbildungen einen Halt und eine Dauer zu geben, welche ohne diese äussern Einflüsse sich nur eines ephemeren Daseins erfreut haben würden. Obgleich wir für den Augenblick auf das Problem des Ursprungs der Sprache noch nicht tiefer eingehen können, so können wir doch schon so viel klar erkennen, dass die erste Tendenz der Sprache, mag ihr Ursprung irgend welcher gewesen sein, auf eine unbegränzte Mannigfaltigkeit gerichtet war. Dieser Mannigfaltigkeit treten aber gewisse natürliche Schranken entgegen, welche von Anfang an das Wachsthum nationaler und literarischer Sprachen vorbereiteten. Die Sprache des Vaters wurde zu der der Familie, die Sprache der Familie zu der eines Clans. In ein und demselben Clan mochten verschiedene Familien unter sich ihre eigenen familiären Formen und Ausdrücke bewahren. Sie mochten neue Wörter hinzufügen, einige vielleicht so phantastisch und seltsam, dass sie den andern Genossen desselben Clans schwer verständlich waren. Solche Ausdrücke pflegten dann, wie wir Provincialismen und selbstgewählte Lieblingsworte bei solchen Gelegenheiten vermeiden, in grossen Versammlungen, wo alle Clansgenossen zusammenkamen und man eine Theilnahme an allgemeinen Besprechungen erwarten konnte, natürlich wieder unterdrückt zu werden; aber sie waren am Feuer jedes einzelnen Zeltes um so beliebter, je mehr der gemeinsame Dialekt des ganzen Clans eine charakteristische Form annahm. Auch Dialekte einzelner Classen mochten auftauchen, eine Sprache der Diener, Stallknechte, Hirten, Jäger und Soldaten. Die Hausfrauen mochten ihre besondern Ausdrücke brauchen und die heranwachsende Generation erfand sich wohl bald eine eigene, geistreichere Phraseologie. Selbst wir, die wir in einem literarischen Zeitalter leben und Jahrtausende von jenen uralten Vätern der Sprache entfernt sind, wir sprechen zu Hause nicht ganz so wie öffentlich. *In Deutschland tritt dies am stärksten da hervor, wo im vertraulichen Verkehr selbst der Gebildeten platt ge-

sprochen wird.* Dieselben Umstände, welche die besondere Sprachformation eines Clans als eine über den Dialekten der Familien stehende, entstehen lassen, bringen auch nach einem grössern Massstab die Sprachen einer Clangenossenschaft aufblühender Colonien und sich entwickelnder Nationalitäten hervor. Ehe eine Nationalsprache dagewesen ist, hat es stets Hunderte von Dialekten in Bezirken, Städten, Dörfern, Stämmen und sogar Familien gegeben, und obgleich der Fortschritt der Civilisation und Centralisation dahin wirkt, ihre Zahl zu beschränken und ihre Grundzüge zu assimiliren, so hat derselbe sie doch selbst in unserer Zeit noch nicht ganz zu vernichten vermocht.

Lassen Sie uns nun noch einmal auf das blicken, was gewöhnlich die Geschichte der Sprache genannt wird, aber besser ihr natürliches Wachsthum genannt werden sollte, und wir werden leicht bemerken, dass dies hauptsächlich in der Wirksamkeit zweier Principien besteht, welche wir eben untersucht haben, des phonetischen Verfalls und der dialektischen Wiedererzeugung oder des Wachsthums durch die Mundarten. Lassen Sie uns die sechs romanischen Sprachen zum Beispiel wählen. Man pflegt diese die Töchter des Lateinischen zu nennen. Ich habe gegen die Anwendung der Benennung Mutter und Tochter auf Sprachen nichts einzuwenden; man muss nur nicht zugeben, dass dergleichen klare und einfache Ausdrücke etwa dunklen und unbestimmten Vorstellungen zum Deckmantel dienen. Wenn wir nun das Italienische eine Tochter des Lateinischen nennen, so denken wir dabei nicht daran, dem Italienischen ein neues Lebensprincip beizulegen. Nicht ein einziges Wurzelelement wurde zur Bildung des Italienischen neu geschaffen. Italienisch ist Lateinisch in einer neuen Form; Italienisch ist modernes Latein, oder Latein antikes Italienisch. Die Namen Mutter und Tochter bezeichnen nur verschiedene Perioden im Wachsthum einer in ihrer Substanz sich gleichbleibenden Sprache. Vom Latein zu sagen, dass es absterbend seinem Sprössling das Dasein gegeben habe,

ist durchaus mythisch und es könnte nicht schwer fallen, zu beweisen, dass das Latein noch lange, nachdem das Italienische schon laufen gelernt hatte, eine lebende Sprache war. Wir müssen nur darüber vollkommen im Klaren sein, was eigentlich Latein bedeutet. Das classische Latein ist einer der vielen von den arischen Einwohnern Italiens gesprochenen Dialekte. Es war der Dialekt Latiums, in Latium der Dialekt Rom's, in Rom der der Patricier. Es wurde festgestellt von Livius Andronicus, Ennius, Nævius, Cato und Lucretius, ausgefeilt und verfeinert von den Scipionen, Hortensius und Cicero. Es war die Sprache einer abgeschlossenen Classe, einer politischen Partei, einer Gruppe von Literaten. Vor ihrer Zeit muss die Sprache Rom's starken Schwankungen und Veränderungen unterworfen gewesen sein. Polybius erzählt uns (III., 22), dass selbst wohlunterrichtete Römer die Sprache der alten Verträge zwischen Rom und Carthago nicht ohne Schwierigkeit zu entziffern vermochten. Horaz räumt ein (Ep. II., 1, 86), dass er die alten salischen Gedichte nicht verstehen konnte, und deutet an, dass es allen Andern eben so ergangen sei. Quintilian sagt (I., 6, 40), dass die salischen Priester ihre eigenen heiligen Hymnen kaum verstehen konnten. Wenn die Plebejer die Oberhand über die Patricier gewonnen hätten, würde das Latein ganz anders geworden sein, als das Ciceronianische und wir wissen, dass selbst Cicero, der in Arpinum erzogen worden war, sich einige provincielle Eigenthümlichkeiten, z. B. das Fallenlassen des s am Ende der Wörter, abzugewöhnen hatte, als er sich in die vornehmste römische Gesellschaft zu mischen und für seine neuen patricischen Freunde zu schreiben begann [37]. Nachdem der classische lateinische Dialekt zur Sprache der Religion, Gesetzgebung, Literatur und allgemeinen Bildung auserwählt worden war, verlor er die flüssige Beweglichkeit der Mundarten und stand gleichsam in seinem kunstreich gebauten Bassin still. Er konnte nicht weiter wachsen, weil er sich nicht verändern und von seiner classischen Correctheit durchaus nicht abweichen durfte.

Dieses Latein, das, wie jede Sprache, fortwachsen wollte, wurde von dem classischen Latein der Zeit des Augustus wie von seinem gespenstischen Doppelgänger heimgesucht. Literarische Dialekte oder die gewöhnlich sogenannten classischen Sprachen müssen aber für ihre zeitweilige Grösse durch unvermeidlichen Verfall büssen. Sie gleichen stagnirenden Seeflächen neben munter dahinfliessenden Strömen. Sie nehmen in ihrem Becken alles auf, was einst lebensfrische Sprache war, aber die Hauptströmung geht nicht mehr durch sie hindurch. Zu Zeiten mag es so scheinen, als wenn der ganze Strom der Sprache sich in diese Seen verlöre, und wir können nur noch mühsam kleine Bäche auffinden, die im Hauptbett weiter rinnen; aber wenn wir weiter stromab, das heisst in einer späteren Periode der Geschichte, wieder einer neuen Ansammlung stillstehender Sprache begegnen, die sich eben bildet oder schon gebildet ist, so hatten sicherlich gerade diese kleinen, eine Zeit lang unserm Blick fast entschwindenden Bäche dem neuen Becken sein Wasser zugeführt. Man könnte auch ein classisches oder literarisches Idiom sehr passend mit der gefrorenen Oberfläche eines Flusses vergleichen, der glänzenden, spiegelglatten, aber starren und kalten. Diese Eisfläche der geglätteten und feinausgebildeten Sprache wird dann meistens durch politische Erschütterungen gebrochen und von den unter ihr emporsteigenden Wasserfluthen fortgeführt. Dies geschieht in Zeiten, während welcher die höhern Classen entweder von religiösen oder socialen Kämpfen zerbröckelt werden, oder sich wieder mit den niedern Schichten der Gesellschaft vermischen, um den Angriff fremder Nationalfeinde zurückzuschlagen; in Zeiten, während welcher die literarische Thätigkeit erlahmt, Paläste niedergebrannt, Klöster geplündert und Sitze der Gelehrsamkeit zerstört werden — dann schwellen die volksthümlichen oder, wie sie genannt werden, gemeinen Dialekte, die bisher unter der Eisfläche der Literatursprache unbemerkt hingeflossen, an und reissen, wie ein Frühlingshochwasser, die lästigen Schranken weg, die eine dahinge-

schiedene Zeit gebildet hatte. In friedlicheren Zeiten quillt eine neue und populäre Literatur in einer Sprache hervor, welche durch Eroberungen und Umwälzungen gebildet zu sein scheint, aber in der That schon lange zuvor herangewachsen ist und in sich fertig durch die historischen Ereignisse nur an's Licht gebracht wurde. Wenn wir diesen Standpunkt einnehmen, können wir von keiner literarischen Sprache sagen, dass sie die Mutter irgend einer andern Sprache gewesen sei. Sobald eine Sprache ihre Fähigkeit schrankenloser Veränderung, ihre Gleichgültigkeit gegen Alles, was sie über Bord wirft, und ihre Bereitwilligkeit, augenblicklich allen Bedürfnissen des Geistes oder Herzens zu genügen, verlieren sollte, so verwandelt sich auch ihr natürliches Leben unfehlbar in eine bloss künstliche Existenz. Sie mag noch eine Zeit lang fortleben, aber während sie der saftvolle Schössling zu sein scheint, ist sie in der That nur ein welkender Nebenzweig, der über kurz oder lang von dem Stamm, aus dem er hervorwuchs, abfällt. Die Quellen des Italienischen sind nicht in Rom's classischer Literatur, sondern in den Volksmundarten Italiens zu suchen. *Das moderne Hochdeutsch ist auch nicht direkt aus der alten mittelhochdeutschen Sprache hervorgegangen. Luther bediente sich des zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts üblichen Schrifthochdeutsch in der besondern Färbung, die es im mittlern Deutschland und namentlich in Obersachsen erhalten hatte, und schuf mit genialer Kraft eine Sprache, die der Kern und die Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung wurde, während das Niederdeutsche nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aus der Literatur ganz zu verschwinden anfing.* Das Englische ging nicht allein aus dem Angelsächsischen von Wessex, sondern auch aus den in jedem Theile Grossbritanniens gesprochenen Dialekten hervor, die sich durch lokale Eigenthümlichkeiten unterschieden und zu verschiedenen Zeiten durch den Einfluss des Lateinischen, Dänischen, Normannischen, Französichen und anderer fremder Elemente modificirt wurden. Einige der noch heute gesprochenen

lokalen Dialekte des Englischen wie des Deutschen sind für das kritische Studium beider Sprachen von grosser Wichtigkeit[38]). Hindustani ist nicht die Tochter des Sanskrit, wie wir es in den Veda oder in der spätern Literatur der Brahmanen finden; es ist ein Zweig der lebenden Sprache Indiens, der an demselben Stamm, aus dem das Sanskrit, als es zuerst seine literarische Unabhängigkeit erlangte, hervorwuchs, gewachsen ist.

Indem ich auf solche Weise das Wesen der Dialekte, als der Quellen des Sprachenstroms, in ein helles Licht zu stellen suche, könnte es einigen meiner Leser scheinen, als ob ich ihre Wichtigkeit überschätzt hätte. Sicherlich hätte ich, wenn ich ein anderes Ziel verfolgte, leicht zeigen können, dass die Sprache ohne literarische Ausbildung nie jenen bestimmten, stätigen Charakter, der zur Gedankenmittheilung erforderlich ist, hätte gewinnen können, dass sie nie ihren erhabenen Zweck erfüllt haben würde, sondern nur ein wüstes Geschwätz scheuer Troglodyten geblieben wäre. Da aber die Wichtigkeit der Literatursprachen wohl nicht so leicht verkannt werden dürfte, während die hohe Bedeutung der Dialekte, insofern als sie das Wachsthum der Sprache unterhalten, noch nicht nachgewiesen worden ist, so hielt ich es für zweckmässiger, bei den Vortheilen länger zu verweilen, welche den Literatursprachen von den Dialekten geboten werden, als der Wohlthaten zu gedenken, welche die Dialekte der Schriftsprache zu verdanken haben. Ausserdem bestand der Hauptzweck dieser Vorlesung darin, das Wachsthum der Sprache zu erläutern, und zu dem Ende lässt sich der fortwährende Unterwuchs der Dialekte in seiner hohen Bedeutung gar nicht überschätzen. Man entferne nur eine Sprache von ihrem heimischen Boden, man reisse sie los von den Dialekten, die ihr die Nahrung zuführen, und sofort wird ihr natürliches Wachsthum in Stocken gerathen. Die phonetische Verderbniss mag noch weitere Fortschritte machen, aber der erneuernde Einfluss der dialektischen Regeneration wird wegfallen. Die Sprache, welche die norwegischen

Flüchtlinge nach Island brachten, ist sieben Jahrhunderte lang fast genau dieselbe geblieben, während sie auf ihrem heimathlichen Boden, umgeben von örtlichen Mundarten zu zwei gesonderten Sprachen fortgewachsen ist, zu dem Schwedischen und Dänischen. Man nimmt an[39]), dass im elften Jahrhundert die Sprachen Schwedens, Dänemarks und Islands noch identisch waren, und wir können uns hier nicht auf eine Erobernng durch Fremde, oder auf eine Vermischung fremden und heimischen Blutes berufen, um die Veränderungen zu erklären, welche die Sprache in Schweden und Dänemark, aber nicht in Island erlitt[40]).

Wir können uns von den überreichen Hülfsquellen der Dialekte kaum einen Begriff machen. Wenn in der Literatursprache ein allgemeiner Ausdruck stereotyp geworden ist, so bieten ihre Dialekte oft fünfzig, welche freilich alle feine Nüanzen der Bedeutung zeigen. Es giebt nicht nur örtliche und provincielle Dialekte, sondern auch besondere Wortsammlungen gewisser Classen. So existiren z. B. eine Menge Ausdrücke, welche nur der Schäfer, der Soldat oder der Landbauer gebraucht[41]). * Wie viele sonst in diesen Bedeutungen ganz ungewöhnliche Ausdrücke enthält z. B. die deutsche Jägersprache, die zugleich so sorgfältig erlernt werden muss, dass jeder Verstoss nach edlem Jägerrechte scherzhaft bestraft wird.* Wenn die Literatursprache allen Arten von Thieren „Junge“ giebt, so würden sich Bauern, Schäfer, Jäger u. s. w. schämen, einen so allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen.

„Die sprache der nomaden enthält, wie Grimm sagt, einen reichthum manigfacher ausdrücke für schwert und waffen und für die viehzucht in jeder lage, welche dem gebildeten zustand hernach lästig und überflüssig erscheinen: das begatten, trächtig sein, gebären, sterben, schlachten wird fast bei jedem vieh anders und eigens benannt, wie der jäger am verschiedenen wild den gang und einzelne glieder des leibs mit abweichenden wörtern zu bezeichnen pflegt. dieser in freier luft lebenden hirten auge sieht weiter, ihr ohr hört schärfer, wie sollte nicht überall ihre rede sinn-

liche anschauung und fülle gewonnen haben. (Geschichte der deutschen Sprache. I., 20.)" [42])

Was ich aber in dieser Vorlesung ganz besonders nachweisen wollte, ist der Umstand, dass keine der Ursachen, die das Wachsthum der Sprache bewirken oder nach andern ihre Geschichte ausmachen, in der Gewalt des Menschen steht. Der phonetische Verfall der Sprache ist nicht das Resultat blossen Zufalls; er wird von bestimmten Gesetzen beherrscht, wie wir dies sehen werden, wenn wir an die Untersuchung der Principien der vergleichenden Grammatik gehen werden. Und auch diese Gesetze wurden nicht von Menschen gegeben, im Gegentheil müssen die Menschen ihnen gehorsam sein, ohne nur ihr Dasein zu ahnen.

In dem Hervorwachsen der modernen romanischen Sprachen aus dem Lateinischen können wir nicht allein eine allgemeine Tendenz zur Vereinfachung, nicht allein eine natürliche Abneigung gegen die Anstrengung bemerken, welche die Aussprache gewisser Consonanten und noch mehr ganzer Gruppen derselben den Sprechorganen zumuthet, sondern wir können auch bestimmte Gesetze für jeden der romanischen Dialekte nachweisen, welche uns behaupten lassen, dass z. B. im Französischen das lateinische patrem naturgemäss sich in père verwandeln muss. Das Schluss-m wird in den romanischen Dialekten stets tonlos und war es zum Theil bereits im Lateinischen. So erhalten wir patre statt patrem. Ferner wird ein lateinisches t zwischen zwei Vocalen in solchen Wörtern wie pater im Französischen ohne Ausnahme unterdrückt. Dies ist ein Gesetz und vermittelst desselben können wir sofort entdecken, dass catena chaine, *latrones lairons, petra pierre* werden muss; fata, eine spätere Femininalform für das alte Neutrum fatum wird fée; pratum (Wiese) pré. Von pratum ist prataria abgeleitet, das im Französischen in prairie übergeht; in ähnlicher Weise von fatum fataria, englisch fairy. So muss jedes lateinische Particip auf atus, z. B. amatus, geliebt, im Französischen auf é enden. Dasselbe Gesetz verwandelt also patre (ausgesprochen pătere) in

paëre oder père, matrem in mère, fratrem in frère. Dieser Wechsel tritt allmählig, aber unaufhaltsam ein und, was das Wichtigste ist, er liegt nicht in dem Bereiche und in der Gewalt des freien Willens der Nation.

Das Wachsthum der Dialekte liegt aber noch weit mehr ausserhalb der Controle der Individuen. Denn obgleich ein Dichter wissentlich und absichtlich ein neues Wort erfinden mag, so hängt doch dessen Aufnahme von Umständen ab, welche keine Einmischung Einzelner gestatten. Es giebt einige Neugestaltungen in der Grammatik, von denen es auf den ersten Blick scheinen könnte, als ob sie hauptsächlich der Laune des Sprechers zuzuschreiben seien. Zugegeben z. B., dass der Wegfall lateinischer Endungen das natürliche Ergebniss einer sorglosern Aussprache war; zugegeben, dass die moderne Bezeichnung des französischen Genitivs durch du naturgemäss aus de illo[43]) verderbt ist, so könnte doch die Wahl des de statt irgend einer andern Präposition zur Umschreibung des Genitivs und des illo statt irgend eines andern Fürworts, um damit den Artikel zu bezeichnen, dafür den Beweis zu führen scheinen, dass die Nation in der Fortbildung ihrer Sprache aus freiem Willen handelte. Dem ist aber nicht so. Kein einzelnes Individuum hätte sich je nach eignem Entschluss unterfangen können, den alten lateinischen Genitiv abzuschaffen und an seine Stelle die Umschreibung de illo zu setzen. Der unbequeme Mangel an einem bestimmten, unterscheidbaren Zeichen des Genitivs musste nothwendigerweise von dem Volke gefühlt werden, das einen vulgären lateinischen Dialekt sprach. Es war nothwendig, dass dasselbe Volk die Präposition de in solcher Weise gebrauchte, dass es ihre ursprüngliche örtliche Bedeutung ganz aus den Augen verlor (man vergl. una de multis, eine von vielen, bei Horaz[44]). Es war auch nothwendig, dass dasselbe Volk den Mangel eines Artikels fühlte und illo in vielen Ausdrücken brauchte, wo es seine ursprüngliche pronominale Bedeutung verloren zu haben schien. Es war nothwendig, dass alle diese Bedingungen erfüllt sein wollten, ehe ein

Einzelner und nach ihm ein Zweiter und danach Hunderte, Tausende und Millionen jenes de illo als den Verhältnisszeiger des Genitivs gebrauchen und es in das italienische dello, del und das französische de l' und du verwandeln konnten.

Die Versuche einzelner Grammatiker und Puristen, an der Sprache herumzubessern, sind vollkommen erfolglos, und wir werden wahrscheinlich auch nicht mehr von Schematismen hören, nach denen die Sprachen von ihren Unregelmässigkeiten gesäubert werden sollen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass das allmählige Verschwinden unregelmässiger Declinationen und Conjugationen sowohl in Sprachen mit als ohne Literatur zum Theil dem Dialekte der Kinder zuzuschreiben ist. Die Sprache der Kinder ist regelmässiger als unsere eigene. *Ich habe Kinder sagen hören: güter, bälder, gekommt, gedenkt (gedacht), ich fangte, gehte u. s. w.[45]) und* eben dieses grammatische Gerechtigkeitsgefühl, dieses Streben nach einfach analoger Ausbildung der Sprache hat im Laufe der Jahrhunderte manche sogenannte unregelmässige Form aus der Sprache entfernt. *Man vergleiche z. B. backte, fragte, webte, wurde mit den älteren Formen.* So war z. B. das Hülfszeitwort im Lateinischen sehr unregelmässig. Wenn sumus, wir sind, und sunt, sie sind, heisst, so hätte die zweite Person nach der strengen Kinderlogik wenigstens sutis lauten müssen. Dies klingt ohne Zweifel einem classischen, an estis gewöhnten Ohre sehr barbarisch, und wir sehen, wie z. B. das Französische in nous sommes, vous êtes, ils sont die classischen Formen sorgfältig erhalten hat; aber im Spanischen *und Portugiesischen* finden wir somos, sois, son *são* und dieses sois steht wirklich für sutis. Wir finden ähnliche Spuren grammatischen Nivellirens in den italienischen Formen siamo, siete, sono, die nach Analogie regelmässiger Verben, wie crediamo, credete, credono, gebildet sind. Die zweite Person sei statt es stammt auch aus der Kindergrammatik. In ähnlicher Weise das walachische súntemu (wir sind), súnteti (ihr seid), Formen, die ihren

Ursprung der dritten Person Pluralis sunt verdanken. Was sollen wir aber erst über solche Ungeheuer, wie essendo sagen! Wie credendo von credere, so ist dies Gerundium nach Principien einer strengen Gerechtigkeit von einem Infinitiv essere hergeleitet. Indessen brauchen wir nicht zu erstaunen, denn wir begegnen ähnlichen Barbarismen auch in anderen Sprachen, z. B. im Englischen. Im Angelsächsischen ist die dritte Person der Mehrzahl, sind, durch eine falsche Analogie auf die erste und zweite Person übertragen worden und im Englischen steht are für alle drei Personen. Im Alt-Norsischen heissen diese Personen ĕr-um, ĕr-udh, ĕr-u, im Gothischen sijum [46]), sijuth, sind.

Wie man in deutschen Dialekten wir sein, sie sein hört, so stösst man im Englischen auf I be statt I am, und wenn der Chartismus je die Oberhand gewinnen sollte, so können wir uns darauf gefasst machen, dass Zeitungen Formen wie I says, I knows adoptiren würden.

Diese verschiedenen Einflüsse und Bedingungen, unter welchen die Sprache wächst und sich verändert, lassen sich mit Meeresströmungen vergleichen, aus denen sich, sobald ihre Geschwindigkeit abnimmt, Schichten auf dem Meeresboden ablagern, wo sie sich anhäufen und emporsteigen, bis sie endlich über der Oberfläche sichtbar werden, bis man sie endlich in allen ihren Bestandtheilen, die nicht durch ein inneres Princip des Wachsthums, nicht durch unabänderliche Naturgesetze zusammengebracht wurden, durchforschen und erkennen kann; man wird dann aber auch andrerseits einsehen, dass diese Bestandtheile keineswegs durch reinen Zufall oder als Erzeugnisse gesetzloser und ungeregelter Kräfte sich zusammenfanden. Man kann im Gebrauch des Worts gar nicht sorgfältig genug sein. Genau genommen lassen sich auf die Umgestaltungen der sich stets ändernden Erdoberfläche die Ausdrücke „Geschichte“ oder Wachsthum gar nicht anwenden. Von „Geschichte“ redet man, wo die Wirkungen freier Kräfte eintreten; „Wachsthum“ bezieht sich auf die natürliche Entfaltung und Entwickelung orga-

nischer Wesen. Wir sprechen indess auch vom Wachsthum der Erdrinde, *von dem unaufhaltsamen Wachsthum der Gypskrystalle im Heilbronner Tunnel* und wissen recht wohl, was wir darunter verstehen; in diesem Sinne, nicht etwa wie das Wachsen eines Baumes, sind wir berechtigt, das Wachsthum einer Sprache aufzufassen. Wenn man jene Modificationen, welche mit der Zeit durch fortwährend neue Combinationen gegebener Elemente stattfinden und welche sich der regelmässigen Einwirkung freier Kräfte entziehen und schliesslich als das Resultat natürlicher Einflüsse erkannt werden können, mit dem Namen Wachsthum bezeichnen kann, und wenn wir, nach dieser Definiton, ein Wachsthum der Erdrinde annehmen können, so lässt sich dasselbe Wort in demselben Sinne auch auf die Sprache anwenden, und wird uns das Recht verleihen, die Wissenschaft der Sprache aus dem Bezirke der historischen Wissenschaften zu entfernen und in den der physischen zu verpflanzen.

Noch ein Einwand bleibt zu betrachten, und seine nähere Betrachtung wird uns gerade zu einem klarern Verständniss des eigentlichen, reellen Charakters der Sprache verhelfen. Die grossen Perioden in dem Wachsthum der Erde, welche durch geologische Forschung festgestellt sind, gelangen zu ihrem Abschluss, oder nähern sich wenigstens demselben, sobald wir die ersten Spuren menschlichen Lebens entdecken und sobald die Geschichte des Menschen im weitesten Sinne des Wortes beginnt. Die Perioden in dem Wachsthum der Sprache heben im Gegentheil zugleich mit der Geschichte der Menschheit an und laufen mit ihr parallel. Man hat desshalb behauptet, dass, obgleich die Sprache nicht bloss ein Werk der Kunst sein mag, es dennoch unmöglich sein würde, das Leben und Wachsthum irgend einer Sprache ohne eine historische Kenntniss der Zeiten, in welchen diese Sprache sich bildete, zu verstehen. Wir müssen, wie man sagt, wissen, ob eine Sprache, welche unter dem Mikroskop der vergleichenden Grammatik analysirt werden soll, wild herangewachsen ist, mitten zwischen rohen Stämmen, ohne

irgend eine mündlich oder schriftlich überlieferte, poëtische oder prosaische Literatur; oder ob sie durch Dichter, Priester und Redner eine feinere Cultur erhalten hat, ob ihr der Stempel eines classischen Zeitalters aufgeprägt worden ist. Wiederum können wir nur aus den Jahrbüchern der politischen Geschichte lernen, ob eine Sprache mit einer andern in Berührung gekommen ist, wie lange diese Berührung gedauert hat, welches der zwei Völker in der Civilisation höher stand, welches das siegende, welches das besiegte war, welches von den beiden die Gesetze, die Religion und die Künste des Landes einsetzte und die grösste Zahl nationaler Lehrer, volksthümlicher Dichter und Demagogen hervorbrachte. Alle diese Fragen tragen einen rein historischen Charakter und eine Wissenschaft, welche so viel aus historischen Quellen zu entlehnen und zu schöpfen hatte, könnte wohl wie eine Anomalie in der Sphäre der physischen Wissenschaften angesehen werden.

Wir entgegnen nun darauf, dass unter den physischen Wissenschaften keine einzige so eng mit der Geschichte der Menschheit zusammenhängt, wie die Wissenschaft der Sprache. Ein ähnlicher Zusammenhang, wenn auch nicht so weitgehend, lässt sich zwischen anderen Zweigen physischer Forschung und der Geschichte des Menschen nachweisen. In der Zoologie ist es z. B. von einiger Bedeutung, zu wissen, in welcher besondern Periode der Geschichte, in welcher Gegend und zu welchen Zwecken gewisse Thiere gezähmt und zu Hausthieren gemacht wurden. In der Ethnologie, einer, beiläufig gesagt, von der Sprachwissenschaft durchaus verschiedenen Wissenschaft, würde es schwer fallen, Gründe dafür anzugeben, dass der mongolischen Raçe in Ungarn oder der tatarischen Raçe in der Türkei der kaukasische Stempel aufgedrückt ist, wenn uns nicht schriftlich aufgezeichnete Urkunden von den Wanderungen und Niederlassungen mongolischer und tatarischer Stämme in Europa berichteten. So würde es z. B. auch einem Botaniker, indem er verschiedene Arten von Roggen vergleicht, grosse Schwierigkeiten bereiten, ihre

respectiven Eigenthümlichkeiten zu erklären, wenn er nicht wüsste, dass diese Pflanze in einigen Gegenden seit Jahrhunderten cultivirt worden ist, während sie in andern wie z. B. im Kaukasus noch wild wächst. Die Pflanzen haben, wie die Menschenraçen, ihre Heimath, und dass man in Griechenland Gurken, in Italien Orangen und Kirschen, in Deutschland Kartoffeln, am Cap Weinstöcke findet, dies kann nur der Geschichtsforscher vollständig erklären. Wenn also zwischen der Geschichte der Sprache und der des Menschen eine engere Beziehung besteht, so ist dies immer noch nicht hinreichend, die Wissenschaft der Sprache aus dem Kreise der physischen Wissenschaften zu verbannen. Wir gehen aber noch weiter und behaupten, dass die Sprachwissenschaft, wenn wir sie nur recht genau definiren, sich für vollkommen unabhängig von der Geschichte erklären kann. Wenn wir von der Sprache Englands sprechen wollen, so müssen wir freilich etwas von der politischen Geschichte der britischen Inseln wissen, um den gegenwärtigen Zustand jener Sprache ganz zu begreifen. Ihre Geschichte beginnt mit den alten Briten, welche einen celtischen Dialekt sprachen; sie führt uns weiter zu der sächsischen Eroberung, den dänischen Einfällen, der normannischen Eroberung; wir sehen, wie jedes dieser politischen Ereignisse zur Bildung des Sprachcharakters wesentlich beitrug. Es lässt sich von der Sprache Englands behaupten, dass sie der Reihe nach Celtisch, Sächsisch, Normannisch und Englisch gewesen ist; wenn wir aber von der Geschichte der englischen Sprache reden, so betreten wir ein ganz und gar verschiedenes Gebiet. Die englische Sprache war nie Celtisch, das Celtische wurde nie Sächsisch, das Sächsische nie Normannisch und das Normannische ging nicht in das Englische über. Die Geschichte der celtischen Sprache läuft fort bis auf den heutigen Tag. Es hat nichts zu bedeuten, ob sie von allen Bewohnern der britischen Inseln oder nur von einer kleinen Minderzahl in Wales, Irland und Schottland gesprochen wird. So lange, als eine Sprache von irgend Jemand gesprochen wird, lebt sie auch und hat

ihre selbständige Existenz. Die letzte alte Frau, welche Cornisch sprach und der man jetzt ein Denkmal zu errichten beabsichtigt, repräsentirte in sich selbst die alte Sprache von Cornwall. Ein Celte kann wohl zum Engländer werden, celtisches und englisches Blut kann sich vermischen; wer könnte auch heutzutage das Verhältniss genau angeben, in welchem celtisches und sächsisches Blut in der Bevölkerung Englands gemischt ist? Aber Sprachen vermischen sich niemals. Es ist auch ganz gleichgültig, mit welchem Namen die auf den britischen Inseln gesprochene Sprache bezeichnet wird, ob sie die englische, britische oder sächsische genannt wird; für den Sprachforscher ist das Englische Teutonisch und nichts als Teutonisch. Der Physiolog mag immerhin behaupten und nachweisen, dass in vielen Beziehungen die englische Sprache gleichsam in ihrer Schädel- und Körperbildung einen celtischen Typus zeigt; der Genealog mag behaupten und beweisen, dass die Wappen so mancher englischen Familie normannischen Ursprungs sind; der Sprachforscher muss aber seinen eigenen Weg verfolgen. Historische Nachweise in Bezug auf ein uraltes Substrat celtischer Bevölkerung in Britannien, in Bezug auf sächsische, dänische und normannische Eroberungszüge mögen ihm nützlich sein; aber wenn auch alle Urkunden vernichtet, alle Schädel früherer Landesbewohner verwest wären, die englische Sprache, wie sie irgend ein Bauerjunge spricht, würde doch, wenn man sie nach den Regeln der vergleichenden Grammatik analysirt, ihre eigene Geschichte offenbaren. Ohne den Beistand der Geschichte würden wir sehen, dass Englisch Teutonisch ist, dass es, wie das Holländische und Friesische, dem niederdeutschen Sprachzweige angehört; dass dieser Zweig, zusammen mit den hochdeutschen, gothischen und scandinavischen Zweigen, die teutonische Classe ausmacht; dass diese teutonische Classe, zusammen mit den celtischen, slawischen, hellenischen, italischen, iranischen *oder eranischen* und indischen Sprachclassen der grossen indo-europäischen oder arischen Sprachenfamilie angehört. In dem

englischen Wörterschatze kann der Forscher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft durch seine eigenen Proben celtische, normannische, griechische und lateinische Bestandtheile herausfinden, aber nicht ein einziger Tropfen fremden Blutes ist in das organische System der englischen Sprache eingedrungen. Die Grammatik, das Blut und die Seele der Sprache, ist in dem Englisch, wie es auf den britischen Inseln gesprochen wird, noch eben so rein und unvermischt wie damals, als die Sprache noch an den Gestaden des germanischen Meeres von den Angeln, Sachsen und Jüten des Continents gesprochen wurde.

Indem wir so die Einwürfe betrachteten und widerlegten, welche gegen die Aufnahme der Sprachwissenschaft in den Kreis der physischen Wissenschaften gemacht worden sind oder gemacht werden könnten, sind wir zu einigen Ergebnissen gelangt, halten es aber, ehe wir weiter gehen, für zweckmässig, dieselben erst nochmals in der Kürze zu wiederholen. Wir sahen, dass die vergleichende Philologie die Sprache zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung wählt, während die Philologie sie nur wie ein Mittel behandelt. Nicht das Studium einer Sprache, sondern vieler und am Ende aller Sprachen setzt sich diese neue Wissenschaft zum Ziele. Auch bietet die Sprache Homers in einer wissenschaftlichen Behandlung der menschlichen Rede an sich kein grösseres Interesse dar, als der Dialekt der Hottentotten.

Wir haben zweitens gesehen, dass nach der ersten praktischen Erlernung und nach der sorgfältigen Zergliederung der Stämme und Formen irgend einer Sprache der nächste und wichtigste Schritt in der Classificirung aller der mannigfaltigen Arten der menschlichen Rede besteht, und dass man sich erst, nachdem diese erreicht ist, mit Sicherheit an die grossen Fragen wagen kann, welche jede physische Forschung stellt, an die Fragen nach dem Wesen, dem Ursprung und dem Zweck der Sprache.

Wir haben drittens gesehen, dass ein Unterschied zwischen der sogenannten Geschichte und dem Wachsthum zu

machen ist. Wir suchten die eigentliche Bedeutung des Wachsthums in seiner Beziehung auf die Sprache abzugränzen und bemerkten, wie es von menschlicher Laune unabhängig ist und von Gesetzen regiert wird, welche durch sorgfältige Beobachtung entdeckt und schliesslich weiter verfolgt werden können, bis man die Spur höherer Gesetze entdeckt, welchen die Organe sowohl des menschlichen Gedankens als auch der menschlichen Stimme unterworfen sind. Obgleich wir zugaben, dass die Wissenschaft der Sprache enger als irgend eine andere physische Wissenschaft mit der sogenannten politischen Geschichte der Menschheit zusammenhängt, fanden wir doch, dass, genau genommen, unsere Wissenschaft dieser fremden Hülfe sehr wohl entbehren kann und dass die Sprachen nach den Zeugnissen, die sie selbst darbieten, und besonders nach der Strenge ihrer grammatischen Gliederung analysirt und classificirt werden können, ohne dass man auf die Individuen, Familien, Stämme, Nationen oder Raçen, von denen sie gesprochen werden oder wurden, irgend Rücksicht zu nehmen braucht.

Im Verlaufe dieser Betrachtungen hatten wir zwei Grundsätze aufzustellen, auf welche wir uns, wenn wir in unseren Nachforschungen weiter fortschreiten, häufig beziehen werden. Der erste erklärt die Grammatik für das wesentlichste Element und desshalb für die Grundlage der Classification in allen Sprachen, welche eine bestimmte grammatische Gliederung hervorgebracht haben; der zweite läugnet die Möglichkeit einer gemischten Sprache.

Diese beiden Grundsätze werden sich, wenn wir sie erst genauer prüfen, wirklich zu einem Hauptaxiom zusammenziehen. Es giebt wohl kaum eine Sprache, die nicht in gewissem Sinne eine Mischsprache genannt werden könnte. Keine Nation, kein Volksstamm ist je so vollständig isolirt gewesen, um nicht die Einführung einer gewissen Zahl von Fremdwörtern zulassen zu müssen. In einigen Fällen haben diese aus der Fremde eingewanderten Wörter das ganze ursprüngliche Aussehen der Sprache umgestaltet und wohl

sogar eine Majorität über das heimische Element erlangt. Das Türkische ist ein turanischer Dialekt, seine Grammatik ist ursprünglich rein tatarisch oder turanisch gewesen [47]), aber gegenwärtig ist diese Sprache, wie sie die gebildete Welt in Constantinopel spricht, mit persischen und arabischen Worten so gänzlich überwachsen, dass ein gewöhnlicher Bauerbursche nur wenig von dem sogenannten Osmanli versteht, obgleich die Grammatik mit der, die er selbst in seiner tatarischen Ausdrucksweise anwendet, noch genau identisch ist.

Es giebt vielleicht keine Sprache, die so viele offenbar aus weit entfernten Quellen hergeleitete Wörter enthielte, wie die englische. Jedes Land der Erde scheint einige seiner Wortfabrikate auf den intellektuellen Markt Englands gebracht *und zu dieser Weltausstellung von Wortfabrikaten geliefert* zu haben. Lateinische, griechische, hebräische, celtische, sächsische, dänische, französische, spanische, italienische, germanische, ja sogar hindustanische, malayische und chinesische Wörter sind in bunter Mischung im englischen Wörterbuche zu lesen. Nach den von den Worten selbst gebotenen Belegen würde es unmöglich sein, dem Englischen unter den andern festgewachsenen Stöcken und Stämmen der menschlichen Sprache irgend eine Classe anzuweisen. Wenn wir die Betrachtung der unbedeutenden Beimischungen bei Seite lassen, so finden wir bei der Vergleichung der teutonischen mit den lateinischen oder neu-lateinischen, d. i. normannischen Elementen im Englischen, dass die letztern über die heimischen sächsischen Ausdrücke eine entschiedene Majorität erlangt haben. Dies mag unglaublich scheinen, und wenn wir einfach eine Seite irgend eines englischen Buches nehmen und darauf die Wörter rein sächsischen und lateinischen Ursprungs zählen wollten, so würde die Majorität ohne Zweifel auf der Seite des Sächsischen liegen. Der Artikel, die Pronomina, Präpositionen und Hülfsverba, die alle aus dem Sächsischen hervorgewachsen sind, kommen immer wieder auf ein und derselben Seite vor. So behauptete Hickes, dass neun Zehntel des englischen Wort-

schatzes sächsisch seien, weil sich nur drei Wörter lateinischen Ursprungs im Vaterunser vorfänden. Sharon Turner, der seine Beobachtungen über ein weiteres Gebiet ausdehnte, kam zu dem Schluss, dass sich das Normannische zu dem Sächsischen wie zwei zu drei verhalte. Ein anderer Schriftsteller, der die Gesammtzahl der englischen Wörter auf 38,000 schätzt, legt dem Sächsischen 23,000, der altclassischen Quelle 15,000 bei. Indem aber M. Thommerel ein genaueres Inventar aufnahm und alle Wörter in den Wörterbüchern von Robertson und Webster zählte, stellte er die Thatsache fest, dass von der Totalsumme von 43566 Wörtern 29853 classischen, 13230 teutonischen und die übrigen 483 vermischten Quellen entsprungen sind[48]). Nach dem Zeugenbeweis seines Wörterbuchs und wenn man das Englische wie eine Mischsprache behandelt, sollte man es demnach zusammen mit dem Französischen, Italienischen und Spanischen als einen der romanischen oder neu-lateinischen Dialekte classificiren. Wenn aber auch Sprachen in ihrem Wörterbuch sehr gemischt erscheinen, so können sie doch nie in ihrer Grammatik wirklich gemischt sein. Dem Hervas wurde von Missionären erzählt, dass in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Araucaner, obgleich sie kaum ein einziges nicht spanisches Wort gebrauchten, doch die Grammatik ihrer Muttersprache vollständig beibehalten hatten[49]). Dies ist der Grund, warum die Grammatik zur Richtschnur der Verwandtschaft und zur Grundlage der Classification fast aller Sprachen gemacht wird und es folgt also, wie selbstverständlich, dass in der Classification und in der Sprachwissenschaft überhaupt das Vorhandensein eines gemischten Idioms unmöglich zugegeben werden kann. Wir können im Englischen ganze Sätze bilden, die nur aus lateinischen oder romanischen Wörtern bestehen, aber Alles, was von Grammatik im Englischen geblieben ist, trägt unverkennbare Spuren teutonischer Arbeit. Was man jetzt im Englischen Grammatik nennen mag, ist wenig mehr als eine Genitiv- und eine Pluralendung, Steigerungsgrade und ein paar Endungen der Per-

sonen und Zeiten des Verbs. Dennoch ist schon das s allein, das die dritte Person des Singulars des Indicativs des Präsens bezeichnet, ein unwiderleglicher Beleg dafür, dass das Englische in einer wissenschaftlichen Classification der Sprachen, selbst wenn es kein einziges Wort sächsischen Ursprungs beibehalten hätte, zu der Classe des Sächsischen gerechnet und als ein Zweig des grossen teutonischen Stammes der arischen Sprachenfamilie angesehen werden müsste. In den alten und weniger ausgereiften Sprachen ist die Grammatik oder der formale Theil der menschlichen Rede weit reicher entwickelt, als im Englischen, und sie ist desshalb ein noch viel sicherer Führer, um in den zerstreuten Gliedern derselben Familie eine Familienähnlichkeit zu entdecken. Es giebt Sprachen, in welchen sich keine Spur von dem zeigt, was wir Grammatik zu nennen pflegen, z. B. das Alt-chinesische; es giebt andere, in welchen wir noch das Heranwachsen der Grammatik oder, genauer gesagt, den allmähligen Uebergang des Materials zu bloss formalen Elementen beobachten können. Bei diesen Sprachen müssen neue Principien der Classification angewandt werden, wie sie durch das Studium der Naturgeschichte dargeboten werden, und wir müssen uns statt der Kriterien einer genealogischen Verwandtschaft mit denen einer morphologischen Affinität begnügen.

Ich habe so, wie ich hoffe, auf einige der Einwürfe geantwortet, welche der Sprachwissenschaft die Stellung zu nehmen drohten, die sie in dem Kreise der physischen Wissenschaften beanspruchen darf. Wir werden in unserer nächsten Vorlesung sehen, wie sich die Geschichte unserer Wissenschaft von ihrem Anbeginn bis auf die Gegenwart gestaltet hat und in wiefern man von ihr sagen kann, dass sie drei Stationen, die empirische, classificirende und theoretische durchgemacht habe, Stationen, welche die Kindheit, die Jugend und das Mannesalter jeder einzelnen Naturwissenschaft bezeichnen.

Dritte Vorlesung.

Die empirische Stufe.

Wir beginnen heute damit, den geschichtlichen Fortschritt der Sprachwissenschaft in ihren drei Entwickelungsstufen, der empirischen, classificirenden und theoretischen zu verfolgen. Es herrscht in den Naturwissenschaften die allgemeine Regel, dass sie mit der Zergliederung beginnen, zur Classification vorschreiten und endlich zur Theorie gelangen; aber diese Regel erleidet viele Ausnahmen, wie ich in meiner ersten Vorlesung nachwies, und es ist keineswegs ungewöhnlich, dass philosophische Speculationen, welche eigentlich der letzten oder theoretischen Stufe angehören, schon viel früher versucht wurden, ehe noch die nothwendigen Belege gesammelt oder gruppirt waren. So finden wir, dass die Sprachwissenschaft in den einzigen beiden Ländern, wo wir ihren Ursprung und ihre Geschichte genau verfolgen können, in Indien und Griechenland, sich sogleich in Theorien über die mysteriöse Natur der Sprache hineinstürzt und sich so wenig um Thatsachen kümmert, wie Jener, der eine Abhandlung über das Kameel schrieb, ohne das Thier und die Wüste je gesehen zu haben. Die Brahmanen erhoben in den Vedahymnen die Sprache zu dem Rang einer Gottheit, wie sie dies mit allen Dingen thaten, deren Wesen sie nicht verstanden. Sie richteten Hymnen an diese Sprachgottheit, in welchen es von ihr heisst, dass sie vom Anbeginn

bei den Göttern geweilt habe, Wunder verrichtend und dem Menschen nur zum Theil sich offenbarend. In den Bráhmanas heisst die Sprache die Kuh, der Athem der Stier, und ihr Junges soll der Menschengeist sein [1]). Von Brahman, dem höchsten Wesen, heisst es, dass er durch die Sprache erkannt werde, ja die Sprache selbst wird der oberste Brahman genannt. Aber schon in sehr frühen Zeiten kamen die Brahmanen aus diesen Entzückungen über die Sprache wieder zu sich selbst und machten sich nun mit wunderbarer Geschicklichkeit daran, den heiligen Leib der Sprache zu seciren. Ihre Leistungen in grammatischer Analyse, die aus dem sechsten Jahrhundert vor Christo datiren, sind von keiner grammatischen Literatur irgend einer Nation übertroffen worden. Mit dem Gedanken, eine ganze Sprache auf eine kleine Anzahl Wurzeln zurückzuführen, dessen Durchführung in Europa zuerst im sechszehnten Jahrhundert von Henry Estienne [2]) versucht wurde, waren die Brahmanen wenigstens 500 v. Chr. bereits vollkommen vertraut.

Die Griechen erhoben zwar die Sprache nicht zu dem Rang einer Gottheit, erwiesen ihr aber doch in ihren alten Philosophenschulen die höchsten Ehren. Es giebt kaum einen ihrer namhaften Philosophen, der nicht irgend einen Ausspruch über die Natur der Sprache hinterlassen hätte. Die Aussenwelt oder die Natur und die Innenwelt oder der Menschengeist setzte die alten Weisen in nicht grösseres Erstaunen und entlockte ihnen nicht tiefere Orakelsprüche, als die Sprache, das Abbild beider, der Natur und des Geistes. „Was ist Sprache?“ war eine Frage, die eben so frühzeitig gestellt wurde, als „Was bin ich?“ und „Was ist die ganze Welt um mich?“ Das Sprachproblem wurde in der That zu einem Kampfplatz, auf dem die verschiedenen Schulen der alten griechischen Philosophie ihre Kräfte massen, und wir werden auf ihre uralten Vermuthungen über das Wesen der menschlichen Rede einen Blick zu werfen haben, wenn wir an die Betrachtung der dritten oder theoretischen Stufe in der Wissenschaft der Sprache gehen werden.

Gegenwärtig haben wir die frühzeitigen Spuren der ersten oder empirischen Stufe zu verfolgen. Es könnte hier zweifelhaft erscheinen, was denn eigentlich die dieser Stufe anzuweisende Geistesarbeit sei. Was kann unter der empirischen Behandlung der Sprache verstanden werden? Wer war es, der für die Sprache dasselbe vollbrachte, was der Seemann für seine Sterne, der Bergmann für seine Mineralien, der Gärtner für seine Blumen that? Wer war der Erste, der einen Gedanken in die Sprache hineinlegte? Den Gedanken, zwischen ihren Bestandtheilen, zwischen Nomen und Verbum, zwischen Artikel und Pronomen, zwischen dem Accusativ und Nominativ, dem Activ und Passiv einen Unterschied zu machen? Wer erfand diese bezeichnenden Ausdrücke und zu welchem Zweck wurden sie erfunden?

Wir müssen bei der Beantwortung dieser Fragen grosse Sorgfalt anwenden, denn, wie ich schon oben sagte, der bloss empirischen Analyse der Sprache gingen in Griechenland allgemeinere Untersuchungen über das Wesen des Denkens und Sprechens vorher, und diese haben zu dem Endergebniss geführt, dass viele der technischen Ausdrücke, welche die Nomenclatur der empirischen Grammatik bilden, in den Schulen der Philosophie schon lange existirten, ehe sie dem Grammatiker übergeben und zu seinen Zwecken zurechtgelegt wurden. Die Unterscheidung des Nomens und Verbums oder, besser gesagt, des Subjects und Prädicats war das Werk der Philosophen. Selbst die technischen Ausdrücke Casus, Numerus, Genus wurden schon in einer sehr frühen Zeit ersonnen, um in unsere Gedankenwelt einzutreten, und dies geschah nicht etwa zu dem praktischen Zwecke, die Formen der Sprache zu analysiren. Diese ihre praktische Anwendung auf die in Griechenland gesprochene Sprache war das Werk einer spätern Generation. Der Sprachlehrer verglich zuerst die Kategorien des Gedankens mit dem reellen Sprachstoff. Er war es, der die Terminologie des Aristoteles und der Stoïker von dem Gedanken auf die Sprache, von

der Logik auf die Grammatik übertrug und so die ersten Pfade durch den unzugänglichen Urwald der gesprochenen Rede hindurchschlug. Indem der Grammatiker dies that, hatte er die stricte Bedeutung mancher der Philosophie entlehnten Ausdrücke zu verändern und musste andere ausprägen, ehe er nur alle die von der Sprache gebotenen Thatsachen selbst in der rohesten Weise erfassen konnte. Denn die Unterscheidung zwischen Nomen und Verbum, zwischen Activ und Passiv, zwischen Nominativ und Accusativ bringt uns in der That in der wissenschaftlichen Analyse einer Sprache noch nicht sonderlich vorwärts. Es ist nichts weiter als ein erster Griff und kann nur mit der allerelementarsten Terminologie in andern Zweigen menschlicher Erkenntniss verglichen werden. Dessenungeachtet war damit ein erster Schritt gethan und ein sehr wichtiger Schritt, und wenn wir in der Weltgeschichte die Namen derer aufbewahren, welche die vier Elemente entdeckt haben sollen, die Namen eines Thales und Anaximenes, so sollten wir die Namen der Entdecker der Sprachelemente — die Begründer eines der nützlichsten und erfolgreichsten Zweige der Philosophie — der ersten Grammatiker auch nicht vergessen.

Die Grammatik im gewöhnlichen Sinne des Worts, oder die bloss formale und empirische Analyse der Sprache, verdankt also ihren Ursprung, so wie alle andern Wissenschaften, einem sehr natürlichen und praktischen Bedürfniss. Der erste praktische Grammatiker war zugleich der erste praktische Sprachlehrer, und wenn wir die Anfänge der Sprachwissenschaft kennen zu lernen streben, so müssen wir die Frage zu lösen versuchen, zu welcher Zeit in der Weltgeschichte und unter welchen Umständen man zuerst daran gedacht hat, irgend eine ausländische Sprache neben der eigenen zu erlernen. In eben der Zeit werden wir dem ersten praktischen Grammatiker begegnen und nicht früher. Es mag schon viel Stoff vorbereitet worden sein durch die uneigennützigen Forschungen der Philosophen und ebenso durch die kritischen Studien der gelehrten Alexandriner über

die alten Formen ihrer Sprache, wie sie in den homerischen Gesängen niedergelegt waren, aber Regeln über Declination und Conjugation, Paradigmen regelmässiger und unregelmässiger Nomina und Verba, syntaktische Beobachtungen und dergleichen mehr, dies Alles ist ganz allein eine Arbeit des Sprachlehrers.

Obgleich der Unterricht in den Sprachen in der Gegenwart so weit verbreitet ist und so vielfach betrieben wird, so ist er doch eine verhältnissmässig sehr neue Erfindung. Die alten Griechen dachten mit wenigen Ausnahmen nicht daran, eine fremde Sprache zu erlernen. Warum sollten sie auch daran denken? Sie theilten die ganze Welt in Griechen und Barbaren und hielten es für ihrer unwürdig, entweder die Tracht und Sitte ihrer barbarischen Nachbarn anzunehmen oder sich mit deren Sprache vertraut zu machen. Der Grieche hielt es für ein Vorrecht, Griechisch zu sprechen, und selbst seiner Sprache sehr nahe verwandte Dialekte betrachtete er mit Geringschätzung. Es kostet Zeit, ehe die Leute den Gedanken fassen, dass man sich auch in einer andern, als der Muttersprache recht gut verständigen könne. Die Polen nannten ihre Nachbarn, die Deutschen, Niemiec (njemy bedeutet stumm),[3]) gerade wie die Griechen die Barbaren Aglossoi (zungenlos) nannten. Der Name, den die Germanen ihren Nachbarn, den Celten, gaben, Walh im Althochdeutschen, vealh im Angelsächsischen, das moderne Welsch, ist mit dem Sanskritwort mlechha zusammengestellt worden und soll eine undeutlich sprechende Person bezeichnen.[4])

Selbst als die Griechen die Nothwendigkeit eines sprachlichen Verkehrs mit fremden Völkern einzusehen begannen, als sie ein Verlangen fühlten, deren Idiome zu erlernen, war die Aufgabe noch keineswegs gelöst. Wie sollte auch eine fremde Sprache gelernt werden, so lange jeder der Betheiligten nur seine eigene sprechen konnte? Die Aufgabe war fast eben so schwierig, als die den ersten Menschen gestellte, wie sie nach der Erzählung Einiger noch sprachlos zusammen kamen, um die Sprache zu erfinden und über die

geeignetsten Namen sich zu berathen, welche den Anschauungen ihrer Sinne oder den Abstractionen ihres Geistes gegeben werden sollten. Zuerst lernten die Griechen, wie man wohl annehmen muss, fremde Sprachen ebenso, wie Kinder ihre Muttersprache lernen. Die von den alten Geschichtsschreibern erwähnten Dolmetscher waren wohl häufig Kinder von verschiedene Sprachen redenden Aeltern.[5]) Der Sohn eines Barbaren und einer Griechin pflegte sich wohl ganz natürlich in der Ausdrucksweise beider Aeltern von Kind auf zu üben und die gewinnbringende Art solcher Dolmetscherdienste trieb wohl Manchen noch ganz besonders zur Erlernung zweier Sprachen. Es wird uns — freilich aus etwas mythischen Quellen — berichtet, dass die Griechen über die Mannigfaltigkeit der Sprachen, denen sie während des Argonautenzuges begegneten, erstaunten und dass ihnen der Mangel an tüchtigen Dolmetschern sehr unbequem wurde[6]). Wir brauchen uns darüber nicht zu wundern, denn englischen Armeen ist es in neuerer Zeit kaum besser gegangen als den Begleitern des Jason. Die Mannigfaltigkeit der auf dem kaukasischen Isthmus gesprochenen Dialekte ist überhaupt so gross, dass er bei den Eingeborenen noch heute der „Sprachenberg“ heisst. Wenn wir unsern Blick von diesem mythischen Zeitalter auf die eigentliche geschichtliche Zeit Griechenlands wenden, so finden wir, dass der Handelsverkehr zu dem Gewerbe der Dolmetscher den ersten Antrieb gab. Herodot erzählt uns (IV., 24), dass Caravanen griechischer Kaufleute, die, dem Lauf der Wolga folgend, bis zum Ural hinaufzogen, von sieben Dolmetschern begleitet worden seien, welche sieben verschiedene Sprachen gesprochen hätten. Diese müssen die slawischen, tatarischen und finnischen Dialekte mit in sich begriffen haben, die in jenen Gegenden zur Zeit des Herodot ebenso wie noch heute dürften gesprochen worden sein. Die Kriege mit den Persern machten die Griechen zuerst mit dem Gedanken vertraut, dass andere Völker auch wirkliche Sprachen besassen. Themistokles studirte Persisch und soll es fliessend gesprochen haben.

Der Zug Alexanders des Grossen trug noch weit wirksamer dazu bei, dass die Griechen mit fremden Nationen und Sprachen bekannt wurden. Als aber Alexander sich mit den Brahmanen, welche damals von den Griechen als die Hüter einer uralten geheimnissvollen Weisheit betrachtet wurden, zu unterreden versuchte, so mussten ihre Antworten von so vielen Dolmetschern übersetzt werden, dass einer von den Brahmanen bemerkte, sie müssten dem Wasser gleich werden, das durch viele unreine Kanäle hindurchgelaufen sei [7]. Wir hören auch von noch älteren griechischen Reisenden und es lässt sich schwer begreifen, wie in diesen frühen Zeiten irgend Jemand ohne eine gewisse Kenntniss der Sprache des Volkes reisen konnte, durch dessen Felder, Dörfer und Städte er passiren musste. Manche dieser Reisen, besonders diejenigen, welche sich bis auf Indien erstreckt haben sollen, sind freilich auch blosse Erdichtungen späterer Schriftsteller.[8] Lykurg mag nach Spanien und Afrika gereist sein, bis nach Indien ist er gewiss nicht vorgedrungen; auch findet man seinen Verkehr mit den indischen Gymnosophisten vor Aristokrates, der um 100 v. Chr. lebte, nirgends erwähnt. Die Reisen des Pythagoras sind ebenso mythisch; sie sind Erfindungen alexandrinischer Gelehrten, die da glaubten, dass alle Weisheit vom Oriente herströme. Durch bessere Autoritäten lässt sich die Annahme stützen, dass Demokrit nach Aegypten und Babylon ging, aber seine weiteren Reisen nach Indien sind gleichfalls mährchenhaft. Obgleich Herodot in Aegypten und Persien reiste, so lässt er uns doch nirgends merken, dass er sich irgend einer andern Sprache, als seiner eigenen, zu bedienen vermochte.

Wir möchten fast behaupten, dass die Barbaren mit grösserer Leichtigkeit fremde Sprachen zu erlernen verstanden, als die Griechen und Römer. Bald nach der macedonischen Eroberung finden wir Berosus in Babylon[9], Menander in Tyrus, Manetho in Aegypten, wo jeder aus Originalquellen die Geschichtsbücher seines Vaterlandes zusammenzutragen suchte.[10] Ihre Werke wurden griechisch und für Griechen

geschrieben. Des Berosus Muttersprache war das Babylonische, die des Menander das Phönizische, die des Manetho das Aegyptische. Berosus war im Stande, die Keilinschriften Babylons mit derselben Leichtigkeit zu entziffern, mit welcher Manetho die Papyrusrollen Aegyptens las. Das fast gleichzeitige Auftreten dreier Männer, welche als geborne Barbaren doch bemüht waren, die Geschichte ihrer Heimathländer aus der gänzlichen Vergessenheit zu erretten, indem sie sie der Obhut ihrer Sieger, der Griechen, vertrauensvoll übergaben, ist von hoher Bedeutung. Ebenfalls bedeutsam und für die griechischen oder macedonischen Eroberer keineswegs rühmlich ist es aber, dass sie diesen Werken im Allgemeinen nur sehr geringen Werth beigelegt zu haben scheinen. Sie sind alle verloren gegangen und uns nur noch aus Bruchstücken bekannt; dennoch ersehen wir auch aus diesen geringen Ueberresten, dass das Werk des Berosus für die Entzifferung der Keilinschriften und für das Studium der babylonischen Geschichte ein unschätzbarer Führer gewesen sein würde und dass Manetho, wenn er vollständig erhalten wäre, uns ganze Bände voll Controversen über die ägyptische Chronologie erspart haben würde. Wir erkennen ferner aus dem fast gleichzeitigen Erscheinen dieser Werke, dass in der Diadochenzeit die griechische Sprache von literarisch gebildeten Barbaren studirt und cultivirt wurde, obgleich wir wohl vergebens nach irgend einem Griechen suchen würden, der zu literarischen Zwecken eine andere als seine eigene gelernt oder angewandt hätte. Wir bemerken ferner keine Spur geistigen Verkehrs zwischen den Griechen und Barbaren vor der Epoche Alexanders und Alexandriens. Erst in Alexandrien wurden verschiedene Nationen, die in verschiedenen Zungen redeten und an verschiedene Götter glaubten, zusammengebracht. Obgleich Handelsspekulationen sie vornehmlich beschäftigten, so war es doch natürlich, dass sie sich in ihren Mussestunden über ihre Heimath, ihre Götter, ihre Könige, Gesetzgeber und Dichter mit einander unterhielten. Ausserdem lebten Griechen in Alexandrien, welche sich

Alterthumsforschungen widmeten und sich darauf verstanden, Menschen, die aus irgend einem fernen Lande kamen, auszufragen. Die Ansprüche der Aegypter auf ein fabelhaftes Alterthum, der Glaube der Juden an den heiligen Charakter ihrer Gesetze, die von den Persern den Schriften Zoroaster's gezollte Verehrung, Alles dies waren Gegenstände, die sich zu gelehrten Gesprächen in Alexandriens Sälen und Bibliotheken eigneten. Wir verdanken wahrscheinlich die Uebersetzung des alten Testaments, die Septuaginta diesem Geiste literarischer Forschung, der in Alexandrien von den Ptolemäern begünstigt und gefordert wurde.[11]) Auch die Schriften Zoroaster's, das Zend-Avesta, scheinen um dieselbe Zeit in das Griechische übersetzt worden zu sein. Denn jener Hermippos[12]), welcher nach den Angaben des Plinius die Schriften des Zoroaster übersetzt haben soll, war höchst wahrscheinlich der peripatetische Philosoph und Schüler des Kallimachos, einer der grössten Gelehrten Alexandriens.

Obgleich wir aber in Alexandrien diesen und manchen ähnlichen Spuren eines allgemeinen Interesses begegnen, das die Literaturen anderer Nationen zu erwecken anfingen, so liegen doch durchaus keine klaren Belege dafür vor, dass die fremden Sprachen an sich Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden wären. Nicht durch das Studium anderer Sprachen, sondern durch Untersuchungen über die alten Mundarten ihrer eigenen Sprache wurden die Griechen zuerst zu Forschungen hingeleitet, die wir heute kritisch und philologisch nennen würden. Das kritische Studium des Griechischen stammt aus Alexandrien und war hauptsächlich auf den Text des Homer basirt. Die allgemeinen Umrisse einer Grammatik finden sich, wie schon oben gesagt wurde, bereits in einer frühern Periode vor. Sie wuchs heran in den Schulen der griechischen Philosophen.[13]) Plato war mit dem Nomen und Verbum als den zwei Hauptbestandtheilen der Rede bekannt. Aristoteles fügte die Conjunction und den Artikel hinzu. Er beachtete auch den Unterschied des Numerus und Casus. Aber weder Plato, noch Aristoteles waren

sonderlich aufmerksam auf die sprachlichen Formen, welche den Formen des Gedankens entprachen, und sahen sich auch nicht dazu veranlasst, sie auf irgend welche praktische Regeln zurückzuführen. Bei Aristoteles ist das Verbum oder rhēma kaum mehr als das Prädicat und in Sätzen wie „Der Schnee ist weiss“ würde er „weiss“ ein rhēma genannt haben. Die ersten, welche die thatsächlichen Sprachformen in eine gewisse Ordnung brachten, waren die alexandrinischen Gelehrten. Ihre Hauptbeschäftigung war, correcte Texte der griechischen Classiker und vor Allen des Homer herzustellen. Sie sahen sich desshalb gezwungen, auf die Formen der griechischen Grammatik auf das Genaueste zu achten. Die aus verschiedenen Theilen Griechenlands nach Alexandrien und Pergamus gesandten Manuscripte zeigten beträchtliche Varianten und nur durch die sorgfältigste Beobachtung konnte es festgestellt werden, welche Formen im Homer geduldet werden konnten oder nicht. Ihre Ausgaben des Homer waren nicht bloss Ekdoseis, editiones, sie waren zugleich Diorthoseis, d. h. kritische Ausgaben. Es gab auch verschiedene Schulen, welche sich in ihren Ansichten über die Sprache des Homer einander gegenüber standen. Jede Lesart, welche Zenodotos oder Aristarchos annahm, musste vertheidigt werden, und diese Vertheidigung war nur dadurch zu führen, dass man allgemeine Regeln über die Grammatik der Homerischen Gedichte aufstellte. Gebrauchte Homer den Artikel? Gebrauchte er ihn vor Eigennamen? Diese und ähnliche Streitfragen mussten entschieden werden, und wie nun die eine oder die andere Ansicht von den Herausgebern adoptirt wurde, so wurde der Text dieser alten Gesänge durch mehr oder weniger gewaltsame Emendationen abgeändert. Neue technische Ausdrücke machten sich nothwendig, um z. B. den Artikel, wenn er einmal anerkannt war, von dem hinzeigenden Fürwort zu unterscheiden. Artikel ist eine buchstäbliche Uebersetzung des griechischen Wortes Arthron. Arthron (lat. artus) heisst die Anfügung der Knochen an einander, das Gelenk. Das Wort wurde zuerst von Aristoteles

gebraucht und konnte bei ihm nur Wörter bezeichnen, welche gleichsam die Pfanne oder Gelenkhöhle bildeten, in denen sich die Glieder eines Satzes bewegten. In einem Satze, wie „Wer auch immer es gethan, er soll dafür büssen“, würden die griechischen Grammatiker das demonstrative Pronomen er das erste arthron, das relative Pronomen wer das zweite genannt haben;[14]) und vor Zenodot, dem ersten Bibliothekar Alexandriens, 250 v. Chr., wurden alle Pronomina einfach als Gelenke oder Glieder der Rede classificirt. Zenodot führte zuerst eine Distinction zwischen persönlichen Fürwörtern oder autonomiai[15]) und den blossen Artikeln oder Artikulationen der Rede ein, welche von nun an den Namen arthra behielten. Diese Unterscheidung war sehr nothwendig und sie wurde ihm ohne Zweifel durch seine Verbesserungen des homerischen Textes an die Hand gegeben, da Zenodot der erste war, der den Artikel vor Eigennamen in der Iliade und Odyssee wiederherstellte. Wer denkt jetzt, wenn er von dem bestimmten oder unbestimmten Artikel spricht, an den Ursprung und die ursprüngliche Bedeutung des Worts und an die Zeit, die es kostete, ehe es zu dem werden konnte, was es jetzt ist, zu einem jedem Schulknaben geläufigen Terminus technicus!

Um ferner den Einfluss, den das kritische Studium des Homer in Alexandrien auf die Entwickelung der grammatischen Terminologie ausübte, noch mit einem andern Beispiel zu erläutern, weisen wir darauf hin, dass die erste Idee des Numerus, eines Singulars und Plurals von den Philosophen festgestellt und definirt wurde. Aber Aristoteles gebrauchte solche technische Ausdrücke, wie Singular und Plural, noch gar nicht, und auf den Dual deutet er nicht einmal hin. Er spricht nur von den Fällen, welche die Ein- oder Mehrzahl ausdrücken, obgleich auch Casus oder Ptosis bei ihm eine von der jetzigen ganz abweichende Bedeutung hat. Die Ausdrücke Singular und Plural wurden nicht eher erfunden, als man sie brauchte, und sie wurden zuerst von den Grammatikern gebraucht. Zenodot, der

Herausgeber des Homer, war der erste, der über den Gebrauch des Duals in den Homerischen Gedichten Beobachtungen anstellte, und mit dem gewöhnlichen Eifer eines Entdeckers mag er manchen Plural selbst ohne Noth in einen Dual verwandelt haben.

Die Gelehrten Alexandriens und der mit Alexandrien wetteifernden Akademie von Pergamus waren demnach die ersten, welche die griechische Sprache kritisch studirten, d. h. die Sprache analysirten, sie unter allgemeinere Kategorien brachten, die verschiedenen Redetheile unterschieden, geeignete technische Ausdrücke für die verschiedenen Wortfunctionen erfanden, die mehr oder weniger correcte, den einzelnen Dichtern eigenthümliche Sprachweise beobachteten, auf den Unterschied zwischen veralteten und classischen Formen merkten und lange und gelehrte Abhandlungen über alle diese Gegenstände herausgaben. Ihre Werke bezeichnen eine grosse Epoche in der Geschichte der Sprachwissenschaft. Aber noch ein Schritt war zu thun, ehe man erwarten konnte, einer wirklich praktischen oder elementaren Grammatik der griechischen Sprache zu begegnen. Die erste wirkliche griechische Grammatik war nun die des Dionysius Thrax. Sie ist noch vorhanden, und obgleich ihre Aechtheit bezweifelt worden ist, so sind doch diese Zweifel als gänzlich beseitigt zu betrachten.

Wer war aber Dionysius Thrax? Sein Vater war, wie uns der Name lehrt, ein Thracier; aber Dionysius selbst lebte in Alexandrien und war ein Schüler des berühmten Kritikers und Herausgebers des Homer, Aristarchos.[16]) Dionysius ging später nach Rom, wo er um die Zeit des Pompejus lehrte. Hier bemerken wir nun eine ganz neue Erscheinung in der Culturgeschichte der Menschheit. Ein Grieche, ein Schüler des Aristarch, lässt sich in Rom nieder und schreibt eine praktische Grammatik der griechischen Sprache — natürlich für seine jungen römischen Zöglinge. Er war nicht der Erfinder der grammatischen Wissenschaft. Fast das ganze Gerippe der Grammatik wurde ihm, wie wir sehen, durch die

Arbeiten seiner Vorgänger von Plato bis Aristarch dargeboten; aber er war der erste, der die von frühern Philosophen und Kritikern gewonnenen Resultate auf die praktischen Zwecke des Unterrichts im Griechischen anwandte und zwar, was überaus wichtig ist, nicht des Unterrichts für Griechen, die schon Griechisch verstanden und nur theoretische Studien über ihre Sprache anstellen wollten, sondern für Römer, denen man die Declinationen und Conjugationen in ihrer Regelmässigkeit und ihren Anomalien zu lehren hatte. Sein Werk wurde so zu einem der Hauptkanäle, durch welche die grammatische Terminologie, welche von Athen nach Alexandrien hinübergebracht worden war, nach Rom zurückfloss, um sich von da über die ganze Culturwelt zu verbreiten.

Dionysius war indess, obgleich er die erste praktische Grammatik schrieb, keineswegs der erste Sprachlehrer oder professeur de langue, der sich in Rom niederliess. Zu seiner Zeit wurde Griechisch in Rom weit allgemeiner gesprochen, als gegenwärtig etwa Französisch in Petersburg. Die Kinder der Vornehmen lernten Griechisch eher als Latein, und obgleich Quintilian es in seinem Werk über Erziehung nicht billigt, dass ein Knabe auf die Länge nichts als Griechisch lernt, „wie es jetzt, sagt er, bei den meisten Leuten Mode ist,“ so empfiehlt er es doch zugleich an, dass man den Knaben zuerst Griechisch und später Latein lehren solle.[17]) Dies mag seltsam erscheinen, aber es ist Thatsache, dass, so lange wir nur Kunde von Italien haben, die griechische Sprache dort ebenso zu Hause war, wie die lateinische. Italien verdankte Griechenland fast Alles und zwar nicht bloss in spätern Tagen, als die untergehende Sonne griechischer Civilisation ihre Strahlen mit der Morgenröthe römischer Grösse vermischte, sondern schon damals, als die ersten griechischen Colonisten gen Westen fuhren, um sich eine neue Heimath aufzusuchen. Von den Griechen erhielten die Italer ihr Alphabet, von den Griechen lernten sie lesen und schreiben.[18]) Die Namen für Wage, Messruthe, für Maschinen im Allgemeinen, für gemünztes Geld[19]), viele mit der Schiff-

fahrt zusammenhängende Ausdrücke[20]), nausea (Seekrankheit) nicht ausgenommen, sind dem Griechischen entlehnt und beweisen, in welcher Ausdehnung die Italer den Griechen sogar die ersten Grundlagen der Cultur zu danken hatten. Italien hatte ohne Zweifel seine eigenen Nationalgötter, aber sehr bald wurde es von der Mythologie der Griechen beeinflusst. Einige der griechischen Götter identificirten sie mit ihren eigenen; andere wurden als neue Gottheiten aufgenommen. So wurde Saturnus, ursprünglich ein italischer Herbstgott, mit dem griechischen Kronos-Cultus in Verbindung gebracht, und da Kronos der Sohn des Uranos war, so wurde eine neue Gottheit erfunden und Saturn wurde zum Sohn eines mythischen Caelus gemacht. So wurde der italische Hercules, der Gott der Hürden, Gehäge und Mauern, mit dem griechischen Herakles verschmolzen.[21]) An Kastor und Pollux, die beide griechischen Ursprungs waren, glaubten die italischen Seeleute bereitwilligst und machten sie zu Gottheiten der Schifffahrt; es waren zugleich die ersten speciell griechischen Götter, denen nach der Schlacht am See Regillus (485) in Rom ein Tempel errichtet wurde.[22]) 431 wurde in Rom ein zweiter derartiger Tempel dem Apollo errichtet, dessen Orakel zu Delphi seit der Zeit, wo sich griechische Colonisten auf italischem Boden angesiedelt hatten, von den Italienern häufig befragt worden war. Die Orakelsprüche der berühmten Sibylle von Cumæ waren griechisch geschrieben[23]) und es war den Priestern (duoviri sacris faciundis) gestattet, sich zwei griechische Sclaven zu halten, um diese Orakel zu übersetzen.[24])

Als die Römer, 454 v. Chr., sich an die Aufstellung eines Gesetzcodex machten, entsandten sie vor allen Dingen eine Commission nach Griechenland, welche über die solonischen Gesetze in Athen und über die Gesetze anderer griechischer Städte Bericht erstatten sollte.[25]) So wie Rom an politischer Bedeutung und Macht zunahm, fanden auch griechische Sitten, griechische Kunst, Sprache und Literatur bereitwillige Aufnahme.[26]) Schon vor dem Anfang der punischen Kriege waren viele römische Staatsmänner der griechischen

Sprache mächtig. Den Knaben wurden nicht bloss die römischen Buchstaben von ihren „literatores“ gelehrt, sie mussten auch zu gleicher Zeit das griechische Alphabet lernen. Die Lehrer des Griechischen in Rom hiessen damals Grammatici und waren meist griechische Sklaven oder Freigelassene (liberti).

Unter den jungen Leuten, welche Cato in Rom heranwachsen sah, galt Griechisch verstehen eben so viel, als Erziehung und feine Sitte haben. Sie lasen griechische Bücher, unterhielten sich griechisch und schrieben sogar griechisch. Tiberius Gracchus, der 177 Consul war, hielt zu Rhodus eine griechische Rede, die er später herausgab.[27]) Als Flaminius von den Griechen lateinisch angeredet wurde, erwiederte er diese Aufmerksamkeit dadurch, dass er griechische Verse zu Ehren ihrer Götter schrieb. Die erste Geschichte Rom's wurde in Rom von Fabius Pictor, um 200 v. Chr., griechisch geschrieben[28]), und wahrscheinlich nur, um gegen dieses Werk und gegen die Schriften des Lucius Cincius Alimentus und Publius Scipio Opposition zu machen, schrieb Cato seine eigene römische Geschichte lateinisch. Dem Beispiel der höhern Classen folgten die niedern mit grossem Eifer. Die Lustspiele des Plautus bieten dazu den besten Beleg; denn in einigen seiner Charaktere tritt die Sucht, griechische Wörter ihrer Rede beizumischen, ganz entschieden hervor; auf ähnliche Weise machten sich die deutschen Schriftsteller in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch das Beimischen französischer Wörter und Phrasen lächerlich. In der Erbschaft, die Rom auf solche Weise von Griechenland antrat, lag zugleich Verlust und Gewinn. Was wäre aber aus Rom geworden ohne seine griechischen Lehrmeister? Sogar die ältesten Schriftsteller Roms, die Begründer seiner Literatur waren ja Griechen, Privatlehrer, Männer, die vom Uebersetzen der Schulbücher und Schauspiele lebten. Livius Andronicus, der als Kriegsgefangener von Tarent nach Rom geschickt wurde (272 v. Chr.) erwarb dort seinen Unterhalt durch Unterricht im Griechischen. Seine Uebersetzung der

Odyssee in lateinische Verse, welche den Anfang der römischen Literatur bezeichnet, war wohl zum Gebrauch bei seinen Privatcursen abgefasst. Auf seinen Stil, so plump und hölzern er auch war, blickten die erstehenden Dichter der Hauptstadt sehnsüchtig hin, wie auf ein Muster der Vollkommenheit. Nævius und Plautus waren seine Zeitgenossen oder unmittelbaren Nachfolger. Alle Lustspiele des Plautus sind Uebersetzungen griechischer Originale oder wenigstens Bearbeitungen derselben für das römische Publikum; man erlaubte dem Plautus nicht einmal, die Scene von Griechenland nach Rom zu verlegen. Das römische Publikum wollte griechisches Leben, griechische Sittenverderbniss sehen; es würde den Dichter gesteinigt haben, der es gewagt hätte, einen römischen Patricier oder eine römische Matrone auf die Schaubühne zu bringen. Auch griechische Tragödien wurden ins Lateinische übertragen. Ennius, der nur wenig jüngere Zeitgenosse des Nævius und Plautus (239—169 v. Chr.) machte sich zuerst an eine Uebersetzung des Euripides. Er war, wie Andronicus, ein italienischer Grieche, der sich in Rom als Sprachlehrer und Uebersetzer aus dem Griechischen niederliess. Er war ein Schützling der liberalen Partei, eines Publius Scipio, Titus Flaminius und Marcus Fulvius Nobilior[29]) und wurde römischer Bürger. Aber Ennius war mehr als ein Dichter, mehr als ein Sprachlehrer. Er ist ein Neolog genannt worden und verdiente auch diesen Namen bis zu einem gewissen Punkte. Zwei gegen die Religion Griechenlands und sogar gegen die Existenz der griechischen Götter in sehr feindlichem Geiste abgefasste Werke wurden von ihm ins Lateinische übersetzt[30]). Das eine war die Philosophie des Epicharmos (470 v. Chr. in Megara), welcher lehrte, dass Zeus nichts als die Luft und ebenso die andern Götter nur Namen für Naturkräfte seien; das andere das Werk des Euhemeros von Messene (300 v. Chr.), welcher in romanhafter Form zu beweisen suchte, dass die griechischen Götter nie existirt hätten und dass diejenigen, an welche man wie an Götter geglaubt, nur Menschen gewesen wären. Diese beiden

Werke wurden nicht ohne besondere Absichten übersetzt, und obgleich an sich überaus seicht und abgeschmackt, übten sie doch an den noch seichteren Systemen der römischen Götterlehre ihre zersetzende Kraft. Griechisch wurde fast synonym mit ungläubig und Ennius würde kaum der über Nævius für seine politischen Satyren verhängten Strafe entgangen sein, wenn er sich nicht der Gönnerschaft und Achtung der einflussreichsten Staatsmänner Rom's erfreut hätte. Selbst Cato, der hartnäckige Gegner griechischer Philosophie[31]) und Rhetorik, war ein Freund des gefährlichen Ennius, und so unaufhaltsam wuchs der Einfluss des Griechischen in Rom, dass Cato sich noch in seinem Alter entschloss, es zu lernen, um seinen Knaben mit denjenigen Schriften der griechischen Literatur vertraut zu machen, die er, wenn auch nicht für nützlich, so doch für unschädlich hielt. Man hat sich gewöhnt, über Cato wegen seiner mürrischen Abneigung und Opposition gegen alles Griechische zu spotten; aber in seinen Anklagen lag doch viel Wahrheit. Wir haben viel von jungen Bengalen, *Bengeln*, gehört, welche Byron und Voltaire lesen, Billard spielen, in Gigs fahren, ihre Priester verlachen, gegen die Missionäre die Gönner spielen, aber selbst an gar nichts glauben. Die Beschreibung, welche Cato von jungen Faulenzern in Rom macht, erinnert uns lebhaft an diese jungen Hindus.[31b])

Als Rom die Fackel der Wissenschaft aus der absterbenden Hand Griechenlands nahm, brannte diese Fackel nicht mehr mit hellem, reinen Lichte. Dem Plato und Aristoteles war Chrysippus und Karneades gefolgt; Euripides und Menander hatten die Plätze eines Aeschylus und Sophokles eingenommen. Indem Rom der Hüter und Bewahrer des prometheïschen, zuerst in Griechenland entzündeten Funkens wurde, der später nicht allein Italien, sondern alle Länder mit europäischer Cultur erleuchten sollte, verlor es viel von jener ihm angeborenen und heimischen Virtus, der es seine Grösse verdankte. Die alte römische Genügsamkeit und Sittenstrenge, die römische Einfalt und Frömmigkeit, Rom's

Bürgergeist und Patriotismus wurden durch die griechische Ueppigkeit und Flatterhaftigkeit, durch griechische Intriguen und Selbstsucht, durch Lasterhaftigkeit und Untreue verdrängt. Beschränkende Gebote und Anatheme halfen nichts, und die griechischen Ideen gewannen, nachdem sie Cato und seine Freunde verdammt hatten, nur um so grössern Reiz. Jede neue Generation nahm mehr und mehr griechisches Wesen in sich auf. 131[32]) hören wir von einem Consul (Publius Crassus), der, ein zweiter Mezzofanti, im Stande war, sich in den verschiedenen Dialekten des Griechischen auszudrücken. Sulla erlaubte es fremden Gesandten, vor dem römischen Senate Griechisch zu sprechen.[33]) Der stoische Philosoph Panætius[34]) lebte im Hause der Scipionen, welches eine lange Zeit hindurch der Sammelplatz aller literarischen Celebritäten in Rom blieb. Hier waren der griechische Geschichtsschreiber Polybios, der Philosoph Kleitomachos, der Satyriker Lucilius, der afrikanische Dichter Terentius (196—159 v. Chr.) und der Improvisator Archias (102 v. Chr.) willkommene Gäste.[35]) In diesem gewählten Kreise wurden die Meisterwerke der griechischen Literatur gelesen und beurtheilt, die Probleme der griechischen Philosophie erörtert und die höchsten Interessen des menschlichen Lebens wurden zum Gegenstand gedankenvoller, tiefsinniger Gespräche gewählt. Obgleich kein originelles Dichtergenie aus diesem Kreise hervorging, so übte er doch auf die Fortentwickelung der römischen Literatur einen sehr bedeutenden Einfluss aus. Er bildete gleichsam ein Tribunal guten Geschmacks und das classische Latein verdankt gewiss ein gutes Theil seiner Correktheit, Einfachheit und Männlichkeit jenem „kosmopolitischen Club", der unter dem gastfreien Dach der Scipionen seine Sitzungen hielt.

Das religiöse Leben der römischen Gesellschaft war um das Ende der punischen Kriege ebenfalls mehr griechisch als römisch. Alle, welche über religiöse Fragen ernstlich nachzudenken versuchten, waren entweder Stoiker oder Anhänger des Epicur, oder sie bekannten sich zu den Lehren der

neuern Akademie, d. h. sie leugneten die Möglichkeit irgend einer Erkenntniss des Unendlichen und setzten die Meinung an die Stelle der Wahrheit.[36]) Obgleich die Lehrsätze des Epicur und der neuern Akademie immer für gefährlich und ketzerisch erklärt wurden, so wurde doch die Philosophie der Stoiker geduldet und eine Art von Vergleich zwischen der Philosophie und Religion eingegangen. Es gab eben so gut eine Staatsphilosophie wie eine Staatsreligion. Obgleich es der römischen Priesterschaft 161 geglückt war, alle griechischen Rhetoren und Philosophen aus Rom zu verbannen, so sah sie doch wohl ein, dass ein Compromiss nothwendig war. Es wurde ganz offen zugegeben, dass in den aufgeklärten Volksklassen[37]) die Philosophie die Stelle der Religion einnehmen müsse, dass aber der Glaube an Wunder und Orakel nothwendig sei, um die grosse Masse des Volkes in Ordnung zu halten. Selbst Cato[38]), der Führer der orthodoxen, nationalen und conservativen Partei, drückte sein Erstaunen darüber aus, dass ein Haruspex, wenn er einem Collegen begegne, nicht laut auflache. Männer wie Scipio, Aemilianus und Lælius bekannten sich zu dem Glauben an die Volksgötter; aber Jupiter war ihnen die Seele des Weltalls, die Götterstatuen betrachteten sie als blosse Werke der Kunst.[39]) Ihre Götter hatten, wie das Volk klagte, weder Körper, Glieder noch Leidenschaften. Der Friede wurde indess zwischen dem Stoiker und orthodoxen Priester aufrecht erhalten. Beide Parteien bekannten sich zu dem Glauben an dieselben Götter, beanspruchten aber die Freiheit, nach ihrer eigenen Weise an dieselben zu glauben.

Ich habe etwas lange bei den wechselnden Strömungen in der geistigen Atmosphäre Rom's am Ende der punischen Kriege verweilt und zu zeigen versucht, wie vollständig sie mit griechischen Ideen geschwängert war; ich hoffe dadurch zugleich den sonst scheinbar unerklärlichen Umstand erklärt zu haben, dass nämlich die griechische Grammatik in Rom mit so überaus grossem Eifer und Ernst studirt wurde, und zwar nicht nur von einigen wenigen Gelehrten und Philo-

sophen, sondern von den mächtigsten Staatsmännern jener Zeit. Für unsern literarischen Geschmack behalten Discussionen über Nomina und Verba, über Casus und Geschlecht, über die verschiedenen Conjugationen immer etwas von jenem langweiligen, ermüdenden Charakter, den dergleichen Gegenstände in der Schule hatten, und wir können es kaum verstehen, wie in Rom die Grammatik — die reine, einfache Grammatik — einen allgemein interessanten Gegenstand und ein Thema der Unterredung in der feingebildeten Welt abgeben konnte. Als einer der ersten Grammatiker jener Zeit, Krates von Pergamus, als Gesandter des Königs Attalus nach Rom kam, wurde er von allen literarisch-gebildeten Staatsmännern der Hauptstadt mit der grössten Auszeichnung aufgenommen. Als er eines Tages auf dem palatinischen Hügel spazieren ging, blieb sein Fuss in dem Gitter einer Cloake stecken, er fiel hin und brach sich das Bein. Da er nun länger, als er beabsichtigt hatte, in Rom verweilen musste, so vermochte man ihn dazu, einige öffentliche Vorlesungen oder akroaseis über Grammatik zu halten, und von diesen Vorlesungen datirt, wie Sueton sagt, das Studium der Grammatik in Rom. Dies fand 159 v. Chr., zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege, kurz nach dem Tode des Ennius und zwei Jahre nach der berüchtigten Vertreibung der griechischen Rhetoren und Philosophen (161) statt. Vier Jahr später wurde Karneades, der gleichfalls als Gesandter nach Rom gekommen war, von Cato am Lesen verhindert. Nach diesen Vorlesungen des Krates wurden grammatische nnd philologische Studien in Rom überaus populär. Wir hören von Lucius Aelius Stilo[40]), der über die lateinische Sprache las, wie Krates über die griechische. Unter seinen Schülern finden wir einen Varro, Lucilius, Cicero. Varro schrieb vier und zwanzig Bücher über die lateinische Sprache, von denen vier dem Cicero gewidmet waren. Cicero selbst wird in grammatischen Streitfragen als eine Autorität angeführt, obgleich wir kein Specialwerk Cicero's über Grammatik kennen. Lucilius widmete das neunte Buch seiner Satyren der Ver-

besserung der Orthographie.[41]) Aber nichts legt ein offenbareres Zeugniss ab von dem weitverbreiteten Interesse, welches die grammatischen Studien in den höchsten Kreisen der römischen Gesellschaft erweckt hatten, als Cäsar's Werk über lateinische Grammatik. Er hatte es während des gallischen Krieges verfasst und dem Cicero gewidmet, welcher wohl auf die ehrende Artigkeit stolz sein konnte, welche der grosse Feldherr und Staatsmann ihm so erzeigte.[42]) Die meisten dieser Werke sind für uns verloren uud wir können über sie nur aus zufälligen Citaten ein Urtheil bilden. So erfahren wir aus einem Fragment von Cäsars Werk De analogia, dass er den Namen Ablativus erfunden hat. Das Wort kommt früher nirgends vor und konnte natürlich, wie die Namen der andern Casus, der griechischen Grammatik nicht entlehnt werden, da diese keinen Ablativ im Griechischen annahm. Wenn man sich vorstellt, mit welcher Energie Cäsar die gallischen und germanischen Barbaren bekämpfte, wie scharf er aus der Ferne die politischen Verwickelungen in Rom überwachte, wie er jeden Augenblick bereit war, das Weltscepter zu ergreifen, und wie er doch zu gleicher Zeit seine grammatischen und philologischen Studien mit seinem Geheimschreiber, dem Griechen Didymus, ungestört fortsetzte, so gewinnen wir überrascht eine ganz neue Ansicht von dem Wesen dieses ausserordentlichen Mannes und von der Zeit, in welcher er lebte. Nachdem Cäsar triumphirt hatte, ward es einer seiner Lieblingspläne, eine griechische und lateinische Bibliothek in Rom zu gründen, und er bot deren Leitung dem damals bedeutendsten Gelehrten, dem Varro, an, obgleich dieser auf Seiten des Pompejus gegen ihn gefochten hatte.[43])

Wir sind so wieder bei der Zeit angelangt, in welcher, wie wir oben bereits erwähnten, Dionysius Thrax die erste Elementargrammatik der griechischen Sprache in Rom herausgab. Die empirische Grammatik war so nach Rom verpflanzt, die griechische grammatische Terminologie ins Lateinische übersetzt worden und in diesem neuen lateinischen Gewande

ist sie nun fast 2000 Jahre in der ganzen civilisirten Welt herumgereist. Selbst in Indien, wo in den grammatischen Schulen der Brahmanen sich eine ganz andere Terminologie gebildet hatte, die noch dazu in einigen Beziehungen vollkommener ist, als die Alexandrinische und Römische, können wir jetzt Ausdrücke wie Casus, Genus, Activum und Passivum von europäischen Lehrern den jungen Hindus erklären hören. Die Schicksale der Wörter sind wahrlich seltsam genug, und als ich neulich auf die Examenberichte der indischen Regierungsschulen blickte, schienen mir solche Aufgaben, wie „Schreib den Genitiv von Siva“ — ganze Bände der Geschichte in einen einzigen Satz zusammenzupressen.[44]) Wie ist solch ein Wort, wie Genitiv-Casus, nach Indien gekommen? Es kam aus England, nach England war es aus Rom gekommen, nach Rom aus Alexandrien, nach Alexandrien aus Athen. In Athen hatte der Ausdruck Casus oder Ptosis eine philosophische Bedeutung; casus im Lateinischen war nur eine buchstäbliche Uebersetzung; die ursprüngliche Bedeutung des „Falles“ war verloren gegangen und das Wort sank zu einem reinen technischen Ausdruck herab. In Athen war die Philosophie der Sprache das Gegenstück der Philosophie des Geistes. Die Terminologie der formalen Logik und formalen Grammatik war dieselbe. Die Logik der Stoiker zerfiel in zwei Theile,[45]) welche Rhetorik und Dialektik hiessen, und handelte zuerst von dem Bezeichnenden, oder von der Sprache, und dann von dem Bezeichneten oder von den Dingen. In ihrer philosophischen Sprache bedeutet ptosis, was die Römer mit casus wiedergaben, wirklich ein F a l l, das soll heissen die Abhängigkeit oder Beziehung einer Idee zu der andern, das Beruhen eines Wortes auf dem andern, die Rection. Lange und leidenschaftliche Erörterungen wurden darüber angestellt, ob der Name ptosis oder Fall auf den Nominativ anwendbar sei, und jeder ächte Stoiker würde den Ausdruck Casus rectus verspottet haben, da das Subject oder der Nominativ, wie sie darlegten, nicht durch etwas anderes fallen oder auf einem andern Begriff beruhen könne, sondern

aufrecht und fest dastehe, so dass sich gerade die übrigen Wörter des Satzes an ihn anlehnten und von ihm abhingen. Alles dies pflegt für uns verloren zu gehen, wenn wir von Casus sprechen.

Wie sollen aber die Hinduschüler in den Regierungsschulen Indiens die Bedeutung des Genitivus errathen? Das lateinische Wort ist noch dazu fehlerhaft gewählt, denn die griechische Genikē konnte nie so viel bedeuten als genitivus. Wenn das letztere Wort den Casus des Ursprungs, der Geburt bezeichnen sollte, so würde er im Griechischen gennētikē, nicht genikē genannt worden sein. Auch bezeichnet der Genitiv keineswegs das Verhältniss des Sohnes zum Vater. Denn obgleich wir sagen können: „Der Sohn des Vaters“, so können wir doch eben so gut sagen: „Der Vater des Sohnes.“ Genikē hatte im Griechischen eine viel weitere, viel philosophischere Bedeutung.[46]) Es bezeichnete den casus generalis, den generellen Casus oder vielmehr den Fall, welcher das Genus, die Art ausdrückt. Darin besteht die eigentliche Kraft und Bedeutung des Genitivs. Wenn der Dichter die Wolken Segler der Lüfte nennt, so bezeichnet „der Lüfte“ das Genus, zu welchem hier die Segler gehören sollen, es macht sie zu Luftschiffern. In Verbindungen, wie Sohn des Vaters oder Vater des Sohnes, bewirken die Genitive ganz dasselbe. Sie sagen etwas von dem Sohne oder dem Vater aus, und wenn wir zwischen den Söhnen des Vaters und den Söhnen der Mutter einen Unterschied machen wollten, so würden die Genitive das Genus oder die Classe bezeichnen, zu welcher die Söhne in jedem Falle gehörten. Sie würden demselben Zwecke dienen, wie die Adjectiva väterlich und mütterlich. Es kann etymologisch bewiesen werden, dass die Endung des Genitivs in den meisten Fällen mit jenen Ableitungssuffixen identisch ist, durch welche Substantiva zu Adjectiven umgeformt werden.[47])

Es ist kaum nothwendig, die Geschichte dessen, was ich empirisches Studium nenne, oder die grammatische Analyse der Sprache hier über Rom hinaus noch weiter zu verfolgen.

Mit und durch Dionysius Thrax war das Gerüst der Grammatik bereits vollständig aufgebaut. Spätere Schriftsteller haben es verbessert und vervollständigt, aber nichts wirklich Neues und Originelles hinzugethan. Wir können dem Strome der grammatischen Wissenschaft von Dionysius Thrax bis auf unsere Zeit in fast ununterbrochener Folge nachspüren; griechische und lateinische Schriftsteller bilden eine unzerrissene Kette durch die Jahrhunderte. Wir finden den M. Verrius Flaccus, den Lehrer der Enkel des Augustus; im ersten Jahrhundert begegnen wir dem Quintilian; dem Scaurus, Apollonius Dyscolus und seinem Sohne Herodianus im zweiten, dem Probus und Donatus im vierten. Nachdem Constantin den Sitz der Regierung von Rom nach Constantinopel verlegt hatte, fand die grammatische Wissenschaft eine neue Heimath in der dortigen neuen Akademie. Nicht weniger als zwanzig griechische und lateinische Grammatiker hatten Professuren in Constantinopel inne. Unter Justinian, im sechsten Jahrhundert, gab der Name des Priscianus den grammatischen Studien einen neuen Glanz und sein Werk blieb während des Mittelalters und fast bis auf unsere Zeit eine Autorität. Wir selbst haben die Grammatik nach dem Plane gelernt, der von Dionysius in Rom, von Priscianus in Constantinopel, von Alcuin in York befolgt wurde, und was immer von den Verbesserungen, die in unser Erziehungssystem eingeführt worden sein sollen, gesagt werden mag, die in unsern öffentlichen Schulen gebrauchten griechischen Grammatiken sind doch noch in der Hauptsache auf die erste empirische Analyse der Sprache begründet, die von den Philosophen in Athen vorbereitet, von den Gelehrten in Alexandrien angewandt und von den griechischen Professoren Rom's auf die praktischen Zwecke des Unterrichts in einer fremden Sprache übertragen wurden.

Vierte Vorlesung.

Die classificirende Stufe.

Wir haben in der letzten Vorlesung den Ursprung und Fortschritt des empirischen Studiums der Sprachen von der Zeit des Plato und Aristoteles bis auf unsere eigene Schulzeit in Umrissen dargestellt. Wir haben gesehen, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen die erste grammatische Analyse der Sprache stattfand; wie ihre Bestandtheile, die Redetheile benannt wurden und wie mit Hülfe einer halb philosophischen, halb empirischen Terminologie ein System des Sprachunterrichts aufgestellt wurde, welches dem Zwecke, zu dem es hauptsächlich bestimmt war, sicherlich entsprochen hat, mögen wir auch über seinen innern absoluten Werth ganz anderer Meinung sein.

Wenn man das Verfahren betrachtet, durch welches dieses System grammatischer Wissenschaft ausgearbeitet wurde, so kann man nicht erwarten, dass dasselbe einen tiefern Einblick in das Wesen der Sprache gewähren werde. Die Eintheilung in Nomina, Verba und Partikeln, die Schemata der Declination und Conjugation waren bloss ein künstliches, über den lebendigen Körper der Sprache geworfenes Netzwerk. Wir müssen in der Grammatik eines Dionysius Thrax nicht nach einem richtig gebauten, wohlgegliederten Skelett der menschlichen Rede suchen wollen. Dennoch ist es interessant, manche auffällige Uebereinstimmung in der grammatischen

Terminologie der Griechen und der Hindús zu beobachten; es scheint dadurch der Beweis geführt zu werden, dass das vielgeschmähte grammatische System der Schulen doch eine solide, natürliche Grundlage haben muss. Die Hindús sind die einzige Nation, welche die Wissenschaft der Grammatik angebaut und gepflegt hat, ohne direkt oder indirekt von den Griechen einen Anstoss dazu erhalten zu haben. Dennoch finden wir auch im Sanskrit dasselbe System von Casus, vibhakti oder Abwandelungen genannt, wir finden Activ, Passiv und Medium, Zeiten, Modi und Personen, die, wenn auch nicht genau so wie im Griechischen, doch in sehr ähnlicher Weise eingetheilt werden.[1]) Im Sanskrit heisst die Grammatik vyâkaraṇa, was Analysis oder Zergliederung bedeutet. So wie die griechische Grammatik ihren Ursprung dem kritischen Studium des Homer verdankte, so entstand die Sanskrit-Grammatik aus dem Studium der Vedas, der ältesten Poësien der Brahmanen. Die Unterschiede zwischen dem Dialekt dieser heiligen Hymnen und dem Sanskrit der spätern Literatur wurden aufgezeichnet und mit religiöser Sorgfalt aufbewahrt. Wir besitzen noch heute die ersten von den Brahmanen über die wissenschaftliche Grammatik abgefassten Abhandlungen, die sogenannten prâti'sâkhyas. Obgleich diese Werke eigentlich nach ihrer ganzen Anlage nur Regeln über die passende, correcte Aussprache des alten Veda-Dialekts geben wollen, so bieten sie uns doch zu gleicher Zeit auch Bemerkungen von rein grammatischem Charakter, und besonders jene werthvollen Verzeichnisse von unregelmässigen oder sonst in irgend einer Weise merkwürdigen Wörtern, die Gaṇas. Diese legten jene festen Fundamente, auf welchen nachfolgende Generationen von Gelehrten jenen Wunderbau errichteten, der seinen Abschluss durch die Grammatik Pâṇini's erhielt. Es giebt keine regelmässige oder unregelmässige Form in der ganzen Sanskritsprache, welche diese Grammatik des Pâṇini und seiner Ausleger unbeachtet gelassen hätte. Wir begegnen in der gesammten grammatischen Literatur aller Nationen keinem einzigen Werke, in

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

welchem eine rein empirische Analyse der Sprache in solcher Vollständigkeit durchgeführt wäre; aber von dem wirklichen Leben und Weben, von dem natürlichen Wachsthum der Sprache weiss es nichts zu berichten.

Was wissen wir denn nun von der Sprache im Allgemeinen, wenn wir griechische oder Sanskritgrammatik gelernt oder das Netzwerk der classischen Grammatik unserer eignen Muttersprache übergeworfen haben?

Wir kennen gewisse Formen der Sprache, welche gewissen Formen des Gedankens entsprechen. Wir wissen, dass das Subject die Form des Nominativs, das Object die Form des Accusativs annehmen muss; wir wissen, dass *eine in die Wirkungssphäre des Verbs tretende Person,* das entferntere Object, *wie man diese adverbiale Satzbestimmung auch genannt hat,* in den Dativ, das Prädicat in seiner allgemeinern Form als Attribut in den Genitiv treten muss. Man lehrt uns, dass der Genitiv, den wir durch ein angehängtes es oder en bezeichnen und welchen der Franzose und gewöhnlich auch der Engländer durch eine Präposition umschreibt, im Griechischen durch die Endung os, im Lateinischen durch is gebildet wird. Was aber dieses os und is, überhaupt dieses auch im Englischen wiederkehrende s darstellt, warum diesen Endungen die Kraft beiwohnt, den Nominativ in den Genitiv, ein Subject in ein Prädicat zu verwandeln, bleibt räthselhaft. Es versteht sich von selbst, dass jede Sprache, um überhaupt eine Sprache zu sein, befähigt sein muss, das Subject vom Object, den Nominativ vom Accusativ zu unterscheiden. Aber wie eine kleine Abänderung der Endung dazu ausreichen kann, einen so wesentlichen Unterschied hervorzuzaubern, könnte fast unbegreiflich erscheinen. Wenn wir einen Augenblick, vom Griechischen und Lateinischen absehend, andere Sprachen betrachten, so bemerken wir bald, dass es thatsächlich nur wenige Sprachen giebt, welche für diese beiden Kategorien des Gedankens unterschiedene Formen besitzen. Selbst im Griechischen und Lateinischen ist der Nominativ und Accusativ der Neutra äusserlich durch nichts unter-

schieden. Die chinesische Sprache hat, wie gewöhnlich behauptet wird, überhaupt keine Grammatik, d. h. sie hat keine Flexion, weder Declination noch Conjugation nach unserer Auffassung dieser sprachlichen Erscheinungen; sie kennt keinen formalen Unterschied der verschiedenen Redetheile, Nomen, Verbum, Adjectiv, Adverb u. s. w. Dennoch lässt sich jeder Gedanke bis in seine feinsten Beziehungen chinesisch wiedergeben. Es fällt den Chinesen nicht schwerer zwischen „Jacob schlägt Hans" oder „Hans schlägt Jacob" zu unterscheiden, wie den Griechen und Römern oder uns selbst. Sie haben keine Endung für den Accusativ, erreichen aber vollständige Deutlichkeit durch die consequente Voranstellung des Subjects und Verweisung des Objects hinter das Verbum oder dadurch, dass sie Wörter vor oder nach dem Nomen gebrauchen, welche deutlich anzeigen, dass dasselbe als das Object des Verbums aufzufassen sei.[2]) Es giebt andere Sprachen, welche mehr Endungen, als sogar das Griechische und Lateinische besitzen. Im Finnischen giebt es fünfzehn Casus, durch die jede mögliche Beziehung zwischen Subject und Object ausgedrückt werden kann; aber dennoch fehlt der Accusativ, der reine Objectscasus.[2b]) Im Englischen und Französischen sind die unterscheidenden Endungen des Nominativs und Accusativs durch phonetische Verderbniss abgeschliffen, und diese Sprachen sind, wie die chinesische, gezwungen, das Subject und Object durch die Stellung der Wörter zu bezeichnen. Wenn uns also in der Schule gelehrt wird, dass der Nominativ rex im Accusativ in regem übergeht, so ist dies einfach eine praktische Regel. Wir wissen nun wohl, wann wir rex, wann regem sagen müssen; aber warum der König als Subject rex, als Object regem genannt werden muss, bleibt noch ganz unerklärt. Auf dieselbe Weise lernen wir, dass amo ich liebe, amabam ich liebte bedeutet; aber warum dieser tragische Umschlag des Liebens in nicht lieben durch die einfache Vertauschung des o mit abam, im Deutschen des e mit te dargestellt werden kann, wird weder gefragt noch beantwortet.

Wenn es nun eine Wissenschaft der Sprache giebt, so sind gerade dies die Fragen, deren Beantwortung ich versuchen will. Wenn sie sich nicht beantworten lassen, wenn man sich mit Paradigmen und Regeln begnügen muss, wenn man die Endungen der Nomina und Verba entweder nur wie aus einem Uebereinkommen hervorgegangene Erfindungen oder wie geheimnissvolle Auswüchse, *etwa wie Warzen, nicht wie Glieder des Wortes,* ansehen will, so ist es um die Wissenschaft der Sprache geschehen und wir müssen uns mit dem begnügen, was Sprachkunst (τέχνη) oder Grammatik genannt worden ist.

Ehe wir nun die Lösung irgend eines Problems vornehmen oder abweisen, thun wir wohl daran, die Mittel festzustellen, welche uns zu dieser Lösung dienen können. *Um mit dem Deutschen zu beginnen, müssen wir uns fragen, welche Mittel uns zu Gebote stehen, um nachzuweisen, warum ich liebe das wirkliche Lieben in der Gegenwart anzeigt, während ich liebte sofort ausdrückt, dass dies Gefühl nicht mehr vorhanden, vergangen ist?* Oder wenn wir andere, an Flexionen reichere Sprachen ansehen, durch welchen Denkprocess können wir da die Umstände aufklären, unter welchen amo, ich liebe, durch die blosse Hinzufügung eines r in amor verwandelt wurde, was nun auf einmal „ich werde geliebt" ausdrückt? Sprossten die Declinationen und Conjugationen hervor, wie die Blüthen eines Baumes? Wurden sie fix und fertig dem Menschen durch irgend eine mysteriöse Macht mitgetheilt? Oder erfanden sie kluge Leute, indem sie bei gewissen Buchstaben gewisse Gedankenformen dachten, so wie der Mathematiker unbekannte Grössen mit freigewählten algebraischen Zeichen ausdrückt,* oder dergleichen Zeichen als Exponenten anhängt, so dass man noch genauer a^x und a^{x+y} mit amo und amor vergleichen könnte?* Hier treten wir auf einmal der erhabensten, schwierigsten Aufgabe der Wissenschaft gegenüber — der Aufgabe, den Ursprung der Sprache zu ergründen. Aber es wird für den Augenblick gut sein, unsern Blick von blossen Theorien abzulenken

und unsere ganze Aufmerksamkeit zuerst auf Thatsachen zu richten.

Kehren wir zu der oben erwähnten Form „liebte“ zurück, oder betrachten wir einmal die entsprechende englische Form I loved in ihrem Verhältniss zum Präsens I love. Wir können hier unmöglich die ganze englische Grammatik auf einmal vorführen, wenn wir aber erst eine einzige Form in ihrem uralten Versteck aufgefunden haben, so wird es wahrscheinlich keine Schwierigkeit bereiten, in ihrer Nähe noch mehrere andere zu entdecken. Wenn wir uns nun fragen, wie die Hinzufügung eines te oder engl. d augenblicklich den Uebergang vom Lieben zum Geliebthaben auszudrücken vermochte, so würden wir vor allen Dingen, bevor wir irgend eine Erklärung versuchen, die älteste und ursprüngliche Sprachform für ich liebte oder I loved festzustellen haben. Diese Methode erkannte selbst schon Plato in seiner Sprachphilosophie an, obgleich wir eingestehen müssen, dass er sie nur selten befolgte. Wir wissen, welche Verwüstung die phonetische Corruption in den Wort- und Flexionsformen einer Sprache anzurichten vermag, und es wäre ganz unnütz, über Formationen Conjecturen ausdenken zu wollen, die sofort erklärt werden können, wenn man nur die Geschichte der Sprache scharf ins Auge fasst.[3]) Wir müssen also, um über die Grundbedeutung des te in liebte oder des d in loved klar zu werden, zunächst nach der ursprünglichen Form dieser Endung suchen *und finden z. B. gleich in der ersten Zeile des Hildebrandsliedes gihôrta.* Betrachten wir ein Wort, wie Priester, so würden wir nimmermehr an seine Grundbedeutung „Aelterer“ denken, wenn wir nicht der Originalform des Worts, Presbyter, nachspürten, in welcher der Kenner des Griechischen sogleich den Comparativ von presbys, alt, erkennt. Suchte man nur im heutigen Deutsch nach einer Ableitung oder Verwandtschaft, so könnte man vielleicht auf predigen verfallen, würde aber dadurch nur zu falschen Ableitungen verführt werden.[4]) Wenn man aber z. B. irgend ein englisches Wort betrachtet, so genügt

es noch keineswegs, seine Spur bis ins Altfranzösische oder Angelsächsische zurück verfolgt und die Form nachgewiesen zu haben, in der es etwa vor 1400 Jahren auftrat. Auch diese ist nicht die ursprüngliche, auch sie kann meist noch nicht mit vollständigem Erfolg zur Enthüllung der eigentlichen Grundbedeutung gezwungen werden. Das Angelsächsische ist keine Original-Sprache, keine Sprache eines Urvolks. Es weist schon durch seinen Namen auf die Sachsen und Angeln des Festlandes hin. Wir haben demnach unser Wort vom Angelsächsischen aus durch die verschiedenen sächsischen und niederdeutschen Dialekte zu verfolgen, bis wir endlich bei der frühesten uns erreichbaren Entwickelungsperiode des Deutschen, dem Gothischen im vierten Jahrhundert nach Chr. anlangen. Aber selbst hier dürfen wir noch nicht rasten; denn obgleich wir vom Gothischen aus auf keine noch frühere teutonische Sprachform zurückgehen können, so müssen wir doch sogleich zugeben, dass auch das Gothische eine moderne Sprache ist, und dass es schon viele Phasen des Wachsthums durchgemacht haben muss, ehe es zu der Sprache wurde, die im Munde des Bischofs Ulfilas lebte.

Was sollen wir nun thun? — Wir müssen ebenso verfahren, wie wenn wir über die modernen romanischen Sprachen Untersuchungen anstellen wollten. Wenn man ein französisches Wort etwa nicht bis in das Lateinische zurückverfolgen kann, so müsste man sich nach der ihm entsprechenden Wortform im Italienischen umsehen und nun aus dieser dem lateinischen Urquell nachzuspüren suchen. Wenn wir z. B. über den Ursprung des französischen Wortes für Feuer, feu, im Unklaren sind, so haben wir nur das italienische fuoco anzusehen, um sofort zu bemerken, dass Beides, fuoco und feu, vom lateinischen focus herzuleiten ist. Wir können dies thun, weil wir wissen, dass Französisch und Italienisch verwandte Dialekte sind und weil wir schon im Voraus den Grad der Verwandtschaft, in dem sie zu einander stehen, genau festgestellt haben. Hätten wir uns, statt nach dem Italienischen hinüberzublicken, im Deutschen nach einer Er-

klärung des französischen feu umgesehen, so würden wir sicherlich auf eine falsche Fährte gekommen sein; denn das deutsche Feuer mag wohl dem französischen feu weit mehr zu ähneln scheinen, als das italienische fuoco, könnte aber doch nie in die Form feu übergehen.[5])

So können wir ferner, wenn wir die französische Präposition hors, ausser, betrachten, ihren Ursprung leichter nachweisen, nachdem wir gefunden, dass ihr im Italienischen fuora, im Spanischen fuera entspricht, also lat. foris. Das französische Wort fromage, Käse, erhält vom Lateinischen kein Licht. Sobald man aber das italienische formaggio vergleicht[6]), sieht man, dass formaggio ebenso wie fromage von forma abzuleiten ist, da der Käse in Italien bereitet wird, indem man die Milch in kleinen Körben oder Formen aufbewahrt. Das französische faible, engl. feeble, stammt offenbar aus dem Lateinischen, aber erst das italienische fievole erinnert uns daran, dass wir auf das lateinische flebilis, weinerlich, kläglich, zurückgehen müssen. Man hätte nie die Etymologie, d. h. den Ursprung des französischen payer (engl. to pay) auffinden können, wenn man nicht die Wörterbücher der verwandten Sprachen, d. h. des Italienischen und Spanischen um Rath fragen könnte. Wir finden hier, dass payer italienisch pagare, spanisch pagar heisst, während wir im Provençalischen thatsächlich den beiden Formen pagar und payar begegnen. Pagar weist aber ganz offenbar auf das lateinische pacare, befriedigen, zurück. Einen Gläubiger befriedigen bedeutete so viel als ihn bezahlen; in ähnlicher Weise war une quittance, eine Quittung, ursprünglich quietantia, eine Beruhigung, von quietus, ruhig.

Wenn wir also unsere Forschungen weiter zu verfolgen wünschen, wenn wir uns nicht dabei begnügen, einem deutschen oder englischen Worte bis zu seiner gothischen Wurzel nachgespürt zu haben und selbst noch seine Gestaltung in einer frühern Periode seines Wachsthums erkennen möchten, so müssen wir feststellen, ob es irgend welche Sprachen giebt, welche zum Gothischen in demselben Verhältniss stehen, wie

das Italienische und Spanische zum Französischen; wir müssen, so weit dies möglich ist, den genealogischen Stammbaum der verschiedenen Familien der menschlichen Rede wiederherstellen. Indem wir dies thun, treten wir in die zweite oder classificatorische Stufe unserer Wissenschaft ein; denn die Genealogie ist überall, wo sie sich anwendbar zeigt, zugleich die vollkommenste Form der Classification.

Ehe wir nun zu einer Prüfung der Resultate übergehen, welche durch die neuern Arbeiten eines Schlegel, Humboldt, Bopp, Burnouf, Pott, Benfey, Pritchard, Grimm, Kuhn, Curtius und anderer in diesem Zweige der Sprachwissenschaft gewonnen worden sind, wird es nicht unpassend sein, auf das einen Blick zu werfen, was vor ihrer Zeit in Bezug auf die Classificirung der zahllosen Sprachen der Menschheit geleistet worden ist.

Die Griechen haben nie daran gedacht, das Princip der Classification auf die so verschiedenen menschlichen Sprachen anzuwenden. Sie unterschieden nur zwischen dem Griechischen einerseits und allen anderen Sprachen andrerseits, die unter dem Namen der „Barbarischen" zusammengefasst wurden. Es gelang ihnen allerdings, vier ihrer eigenen Dialekte ziemlich richtig zu classificiren[7]), aber sie wandten den Ausdruck „barbarisch" so ganz ohne Unterschied auch auf die andern, mit dem Griechischen entfernter verwandten Dialekte (namentlich die der Pelasger, Carier, Macedonier, Thrazier und Illyrier) an, dass es für die Zwecke der wissenschaftlichen Classification fast unmöglich ist, von den Angaben der antiken Schriftsteller über diese sogenannten barbarischen Idiome irgend einen Gebrauch zu machen.[8])

Plato deutet in seinem Kratylos (c. 36) allerdings an, dass die Griechen ihre eigenen Wörter von den Barbaren erhalten haben dürften, da die Barbaren älter waren als die Griechen. Er konnte sich aber über die Tragweite dieser wichtigen Bemerkung noch keinen klaren Begriff machen. Er deutet nur an, dass einige Wörter, wie die Namen des Feuers, Wassers, des Hundes im Phrygischen und Griechischen

dieselben gewesen seien, und setzt voraus, dass die Griechen sie von den Phrygiern entlehnten (c. 26). Die Idee, dass die griechische Sprache und die der Barbaren eine gemeinschaftliche Quelle gehabt haben könnte, kam ihm nie in den Sinn. Es ist sonderbar, dass selbst ein so vielumfassender Geist, wie Aristoteles, doch in den Sprachen durchaus nichts von jener Ordnung und Gesetzmässigkeit zu entdecken vermochte, welche er doch in jedem Reiche der Natur so genial aufzufinden verstand. Da aber ein Aristoteles keinen solchen Versuch machte, so brauchen wir uns nicht zu wundern, dass er in den nächsten zwei tausend Jahren von keinem Andern gemacht wurde. Die Römer sind in allen wissenschaftlichen Studien stets von den Griechen abhängig, meist nur ihre Nachbeter geblieben. Nachdem sie selbst Barbaren genannt worden waren, lernten sie bald diesen Namen auf alle andern Nationen, natürlich mit Ausnahme ihrer Lehrmeister, der Griechen, anwenden. Barbarisch ist nun aber einer jener faulen Ausdrücke, welche gar viel zu sagen scheinen und zuletzt recht eigentlich gar nichts sagen. Er wurde aber so achtlos angewandt, wie das Wort Ketzer im Mittelalter, *Akatholik heutzutage.* Wenn den Römern dieser ihnen zusagende Name „Barbaren“ nicht gleich fertig übergeben worden wäre, würden sie vielleicht ihre Nachbarn, die Celten und Germanen, unbefangener beobachtet und achtungsvoller behandelt haben, und wenn sie dies gethan hätten, so würden sie, trotz aller äussern Unterschiede, bald entdeckt haben, dass diese Barbaren doch eigentlich nicht allzu weitläuftig mit ihnen verwandt waren. Es bestand eine ebenso grosse Aehnlichkeit zwischen der Sprache des Cäsar und jener der Barbaren, gegen die er in Gallien und Germanien focht, als zwischen seiner eignen und der des Homer. Ein Mann vom Scharfsinn Cäsar's würde dies gewiss durchschaut haben, wenn er nicht durch überlieferte Phrasen und vorgefasste Meinungen verblendet gewesen wäre. Es liegt wahrlich in dieser Behauptung keine Uebertreibung. Man greife nur ein Beispiel heraus. Nimmt man ein so häufig vorkommendes Verbum,

wie haben, so wird man seine Abwandlung im Lateinischen und Gothischen fast identisch finden:

Ich habe	heisst	im	Lateinischen	habeo,	im	Gothischen	haba.
Du hast	„	„	„	habes,	„	„	habais.
Er hat	„	„	„	habet,	„	„	habaiþ.
Wir haben	„	„	„	habemus,	„	„	habam.
Ihr habt	„	„	„	habetis,	„	„	habaiþ.
Sie haben	„	„	„	habent,	„	„	habant.

Es gehörte doch wahrlich eine ziemliche Portion Blindheit oder vielmehr Taubheit dazu, eine solche Aehnlichkeit nicht zu bemerken, und diese Blindheit oder Taubheit ging, wie ich glaube, einzig und allein aus dem Schimpfwort Barbar hervor. Nicht eher, als bis dieses Wort Barbar aus dem Wörterbuche der Menschheit gestrichen und an seine Stelle Bruder gesetzt wurde, nicht eher, als bis das Recht aller Völker der Erde, als Glieder eines Geschlechts angesehen zu werden, anerkannt war, dürfen wir uns nach den eigentlichen Uranfängen unserer Wissenschaft umsehen. Dieser Umschwung wurde von dem Christenthum hervorgebracht. Dem Hindu war jeder nicht zweimal geborene Mensch ein Mlechchha; dem Griechen war jeder, der nicht rein griechisch sprach, ein Barbar; dem Juden ist jeder nicht Beschnittene ein Heide, dem Muhamedaner jeder, der nicht an den Propheten glaubt, ein Giaur oder Kaffir. Das Christenthum zuerst riss die Schranken zwischen Griechen und Barbaren, Juden und Heiden, Weissen und Farbigen nieder. Diesen grossartigen Humanitätsbegriff, dieses „Alle Menschen sind Brüder" wird man vergebens bei Plato und Aristoteles suchen; die Idee einer grossen Menschenfamilie als der Kinder des alleinigen Gottes ist aus dem Christenthum hervorgewachsen, und die Wissenschaft der Menschheit und der Sprachen der Menschheit würde ohne das Christenthum nie zu Tage gefördert worden sein. Als den Völkern gelehrt wurde, alle Menschen als Brüder zu betrachten, da erst stellte sich die Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprachen als ein Problem dar, das jeden nachdenkenden Beobachter zu einem Versuch,

es zu lösen, aufforderte, und ich datire daher den wirklichen Anfang der Sprachwissenschaft von dem ersten Pfingstfeste an. Nach diesem Tage der gelösten Zungen hat ein neues Licht sich über die Welt ergossen, und Gegenstände tauchen vor unsern Blicken auf, welche den Augen der antiken Nationen verborgen geblieben waren. Alte Worte gewinnen neue Bedeutungen, alte Aufgaben neues Interesse, alte Wissenschaften neue Ziele. Der gemeinsame Ursprung des Menschengeschlechts, die Verschiedenheiten der Raçe und der Sprache, die Empfänglichkeit aller Nationen für die höchste geistige Cultur, alles dies wird in der neuen Welt, in welcher wir leben, zu einem Problem voll wissenschaftlichem Interesse, und zwar vorzüglich darum, weil dieses Interesse noch weit mehr, als ein bloss wissenschaftliches ist. Es ist kein stichhaltiger Einwand, dass so viele Jahrhunderte verfliessen mussten, ehe der Saft des Geistes, den das Christenthum in jeden Zweig der wissenschaftlichen Untersuchung einströmen liess, die sichtbaren Knospen der Erfolge trieb. Wir sehen in der Flotte aus Eichenholz, die auf dem Ocean stolz daherfährt, die kleine Eichel, die vor Jahrhunderten in den Boden gesenkt wurde, und wir erkennen in der Philosophie eines Albertus Magnus[9]), obgleich er fast 1200 Jahre nach Christi Tode schrieb, in den Bestrebungen eines Kepler[10]) und in den Forschungen der grössten Philosophen der Gegenwart den Grundton des Gedankens wieder, der zum ersten Male von dem Apostel der Heiden[11]) angeschlagen wurde, dass man weiss, dass Gott sei, ist den Menschen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbaret, damit dass Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man dess wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.

Wir werden aber einsehen, dass die Sprachwissenschaft dem Christenthum noch mehr als jenen ersten Anstoss verdankt. Die Vorarbeiter und Vorläufer unserer Wissenschaft waren eben jene Apostel, die da „hingehen sollten und

lehren alle Völker“ und ihre wahren Nachfolger waren die Missionäre der ganzen christlichen Kirche. Gerade die Uebersetzungen des Vaterunsers und der Bibel in jede Sprache der Welt bieten jetzt der vergleichenden Nachforschung das werthvollste Material. So lange, als die Zahl der bekannten Sprachen gering war, konnte man nicht leicht auf die Idee einer Classificirung kommen. Der Geist muss erst durch die Vielfältigkeit des vorliegenden Stoffes verwirrt werden, ehe er ernstlich daran geht, zu ordnen und einzutheilen. So lange die Sprachstudien sich auf das Lateinische, Griechische und Hebräische beschränkten, genügte die einfache Eintheilung in heilige und profane, in classische und orientalische Sprachen. Als aber die Theologen ihre Studien auf das Arabische, Chaldäische und Syrische ausdehnten, war schon ein Schritt, ein sehr wichtiger Schritt zur Aufstellung einer Classe oder Familie von Sprachen gethan.[12]) Man konnte nicht umhin, zu bemerken, dass diese Sprachen mit einander sehr nahe verwandt waren und dass sie sich vom Griechischen und Lateinischen in allen Punkten unterschieden, in denen sie selbst mit einander übereinstimmten. Schon 1606 sehen wir Guichard[13]) in seiner „Harmonie Etymologique“ Hebräisch, Chaldäisch und Syrisch als eine Sprachenclasse für sich zusammenstellen und ausserdem zwischen den romanischen und teutonischen Dialekten einen Unterschied machen.

Ein längere Zeit den Fortschritt der Sprachwissenschaft hemmendes Hinderniss lag aber in der Idee, dass das Hebräische die Ursprache des Menschengeschlechts sei und dass daher alle Sprachen von der hebräischen abgeleitet werden müssten. Die Kirchenväter haben darüber nie den geringsten Zweifel gehegt. Der heilige Hieronymus schreibt in einem seiner Briefe an den Damasus[14]): „Das gesammte Alterthum hat es überliefert, dass die hebräische Sprache, in der das alte Testament geschrieben ist, der Uranfang alles sprachlichen Ausdrucks war.“ Origines sagt in der elften Homilie seines Buches über die Numeri (IV. Buch Mosis), dass er fest daran glaube, dass die ursprünglich durch Adam

gegebene hebräische Sprache in dem Theile der Welt, der das auserwählte Land Gottes, und nicht, wie alles Uebrige, einem Seiner Engel überlassen war, fortwährend geblieben sei.[15]) Als demnach die ersten Versuche einer Classification der Sprachen gemacht wurden, stellte sich die Aufgabe für Gelehrte wie Guichard und Thomassin folgendermassen: Da Hebräisch ohne allen Zweifel die eigentliche Ur- und Muttersprache des Menschengeschlechts ist, wie können wir den Hergang erklären, durch welchen das Hebräische sich in so viele Dialekte zersplitterte, und wie kann man diese zahlreichen Dialekte, wie das Griechische, Lateinische, Koptische, Persische, Türkische bis zu ihrer gemeinschaftlichen Quelle, dem Hebräischen, zurückverfolgen?

Es ist wirklich erstaunlich, welch ein Schatz an wirklicher Gelehrsamkeit, an Geist und wissenschaftlichem Eifer zur Lösung dieser Aufgabe während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nutzlos vergeudet wurde. Wir können dieser Danaidenarbeit als einigermassen vergleichbar nur jene mühevollen Berechnungen und Constructionen der alten Astronomen an die Seite stellen, welche die Bewegungen der Himmelskörper in ein System bringen wollten, und es dabei stets für eine unumstössliche Thatsache hielten, dass die Erde der unbeweglich feste Mittelpunkt unseres Planetensystems sein müsse. Obgleich wir aber jetzt wissen, dass die Arbeiten solcher Gelehrten wie Thomassin nur vergeblich waren und sein konnten, so würden wir doch einer höchst entmuthigenden Ansicht vom Fortschritt des Menschengeschlechts anheim fallen, wenn wir die ernsten Bestrebungen und Bemühungen grosser Männer der Vergangenheit, wenn diese auch eine falsche Richtung eingeschlagen hatten, geradezu für nichtig und leer, für ein nutzloses Abquälen menschlichen Scharfsinns erklären wollten. Wir dürfen nicht vergessen, dass gerade die Thatsache, dass bedeutende Männer erfolglos strebten, mächtig zur Begründung der allgemeinen Ueberzeugung mitgewirkt hat, dass in dem Problem selbst so lange ein Irrthum obwaltete, bis endlich ein kühnerer Geist diese

Aufgabe selbst umkehrte und sie dadurch löste. Nachdem Bücher über Bücher geschrieben worden waren, um zu beweisen, wie das Griechische und Lateinische und alle andern Sprachen vom Hebräischen[16]) herzuleiten seien, und nachdem auch nicht ein einziges der aufgestellten Systeme sich bewähren wollte, da fing man endlich an zu fragen: Warum müssen denn aber alle Sprachen vom Hebräischen hergeleitet werden? — und sobald erst diese Frage gestellt wurde, war auch das Problem gelöst. Es mochte den Theologen im vierten und fünften Jahrhundert, von denen viele weder Hebräisch, noch sonst eine Sprache ausser ihrer Muttersprache verstanden, ganz natürlich erscheinen, es als ausgemachte Sache hinzunehmen, dass das Hebräische die Quelle aller Sprachen sei, aber weder im Alten noch im Neuen Testamente wird diese Ansicht durch irgend ein Wort zur nothwendigen, unerlässlichen gemacht. Von der Sprache Adam's wissen wir nichts; aber wenn das Hebräische, wie wir es kennen, eine der Sprachen war, welche aus der Sprachenverwirrung beim Thurmbau zu Babel hervorgingen (1. Buch Mose 11.), so konnte es doch füglich nicht die Sprache Adam's, nicht die „einerlei Zunge und Sprache“ gewesen sein, welche die ganze Welt nach der Bibel im Anfang besass.[17])

Obgleich demnach von den semitischen Sprachforschern des siebenzehnten Jahrhunderts einige Schritte zu einer Classification der Sprachen gethan wurden, so wurde doch dieser theilweise Fortschritt in anderer Beziehung zu einem Hemmniss. Man verlor das rein wissenschaftliche Interesse, Sprachen nach ihren charakteristischen Grundzügen zu gruppiren, aus den Augen und irrige Ideen pflanzten sich fort, deren schädlicher Einfluss selbst heutzutage noch nicht ganz beseitigt ist.

Der Erste, welcher die vorgefasste Meinung, dass im Hebräischen der Quell aller Sprachen liege, wirklich siegreich bekämpfte, war Leibnitz, der grosse Zeitgenosse und Nebenbuhler Newtons. „Es sind eben so viel Gründe vor-

handen", sagt er, „das Hebräische für die Ursprache des Menschengeschlechts zu erklären, als für die Annahme jener Ansicht des Goropius, der 1580 ein Werk in Antwerpen herausgab, um zu beweisen, dass im Paradiese holländisch gesprochen worden sei.[18]) In einem Briefe an Tenzel schreibt Leibnitz: „Das Hebräische die ursprüngliche Sprache zu nennen, ist gerade so, wie die Zweige eines Baumes ursprüngliche nennen, oder sich einbilden wollen, dass in irgend einem Lande abgehauene Stämme wie lebendige Bäume wachsen können." Solche Ideen mögen immerhin ersonnen werden, sie stimmen aber mit den Naturgesetzen und mit der Harmonie des Weltalls, d. h. mit der göttlichen Weisheit, nicht überein.[19])

Aber Leibnitz entfernte nicht bloss diesen einen gewaltigen Stein des Anstosses von der Schwelle der Sprachwissenschaft; er that noch weit mehr. Er zuerst wandte die Principien einer gesunden inductiven Schlussmethode auf einen Gegenstand an, über den vor ihm nur in den Tag hinein geschwatzt worden war. Er wies zunächst auf die Nothwendigkeit hin, dass man vor allen Dingen eine möglichst grosse Anzahl von Thatsachen zu sammeln habe[20]). Er erliess einen Aufruf an Missionäre, Reisende, Gesandte, Fürsten und Kaiser, ihm in einem Werke, das ihm so sehr am Herzen lag, beizustehen. Die Jesuiten in China hatten für ihn zu arbeiten. Der Reisende Witsen[21]) übersandte ihm ein sehr kostbares Geschenk, die Uebersetzung des Vaterunsers in das Hottentottische. „Mein Freund, schreibt Leibnitz, indem er ihm dankt, erinnere doch, ich beschwöre Dich darum, Deine Freunde in Moskau daran, Forschungen anzustellen, um Sprachproben der Scythen, Samojeden, Sibirier, Baschkiren, Kalmücken, Tungusier und anderer Volksstämme herbeizuschaffen." Nachdem er Peter's des Grossen Bekanntschaft gemacht hatte, schrieb ihm Leibnitz unter dem 26. Oktober 1713 aus Wien folgenden Brief:

„Ich habe angerathen, dass die zahlreichen, bisher fast gänzlich unbekannten und unerforschten Sprachen, welche in

dem Reiche Ew. Majestät und an dessen Gränzen leben und in Gebrauch sind, schriftlich aufgezeichnet werden möchten; ebenso dass Wörterbücher, oder wenigstens kleine Vocabularien gesammelt und Uebersetzungen der zehn Gebote, des Vaterunsers, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und andrer Theile des Katechismus in diesen Sprachen abgefasst werden möchten, ut omnis lingua laudet Dominum. Dies würde den Ruhm Ew. Majestät vermehren, die über so viele Nationen gebietet und so eifrig um deren Heil und Vervollkommnung bemüht ist, und es würde uns zugleich durch eine Vergleichung der Sprachen in Stand setzen, den Ursprung jener Nationen aufzudecken, welche von Scythien, das Ew. Majestät unterworfen ist, in andere Länder weiterzogen; aber hauptsächlich würde es dazu helfen, das Christenthum unter den jene Dialekte sprechenden Nationen einzuführen und ich habe mich desshalb an den sehr ehrenwerthen Metropoliten in derselben Angelegenheit gewandt."[22])

Leibnitz setzte eine Liste der einfachsten und nothwendigsten Wortbegriffe auf, die man zur Vergleichung in den verschiedensten Sprachen aufsuchen möchte. Auch daheim sammelte er, während er mit historischen Forschungen beschäftigt war, Alles, was irgend Licht auf den Ursprung der deutschen Sprache werfen konnte, und regte Andere, z. B. Eccard, zu ähnlichen Studien an. Er wies auf die Wichtigkeit der Dialekte und selbst der Provincialismen und localen Ausdrücke hin, insofern als der etymologische Bau der Sprachen durch sie aufgehellt werden könne.[23]) Leibnitz hat sich nie auf eine systematische Classificirung des ganzen Reiches der Sprache eingelassen, und war auch in der Zusammenstellung der Dialekte, mit denen er bekannt geworden war, nicht glücklich. Er unterschied zwischen einer Japhetischen und Aramäischen Classe, von denen die erstere den Norden, die letztere den Süden der Continente Asien und Europa eingenommen haben sollte. Er glaubte an einen gemeinsamen Ursprung der Sprachen und an eine Wanderung des Menschengeschlechts von Osten nach Westen; aber es missglückte ihm, die Verwandtschaftsgrade genau zu

unterscheiden, in welchen die Sprachen zu einander standen, und er vermengte einige der turanischen Dialekte, wie das Finnische und Tatarische mit der Japhetischen Sprachenfamilie. Wenn Leibnitz zur Ausarbeitung aller der Pläne und Ideen Zeit gefunden hätte, welche sein fruchtbarer und vielumfassender Geist erfasste, oder wenn er von gleichzeitigen Gelehrten verstanden und unterstützt worden wäre, so hätte die Sprachwissenschaft als eine der inductiven Wissenschaften schon ein Jahrhundert früher begründet werden können; aber ein Mann wie Leibnitz, der gleich gross dastand als Gelehrter, als Theolog, Jurist, Historiker und Mathematiker konnte nur Winke hinwerfen, wie man eigentlich die Sprachen studiren müsse. Leibnitz war nicht allein der Erfinder der Differentialrechnung; er war auch einer der Ersten, der die geologische Schichtung der Erde beobachtete. Er beschäftigte sich mit der Construction einer Rechenmaschine, zu der er die erste Idee schon als Knabe gefasst hatte. Er arbeitete einen Plan zu einem Feldzuge nach Aegypten vollständig aus und überreichte ihn Ludwig XIV., um die Aufmerksamkeit dieses Monarchen von den Grenzen Deutschlands abzulenken. Derselbe Mann liess sich auf eine lange Correspondenz mit Bossuet ein, um eine Aussöhnung zwischen Protestanten und Katholiken herbeizuführen, und bemühte sich in seiner Theodicée und andern Werken die Sache der Wahrheit und Religion gegen die An- und Eingriffe der materialistischen Philosophie Englands und Frankreichs zu vertheidigen. Man hat allerdings behauptet, dass die Entdeckungen des Leibnitz keine entschiedene Wirkung hervorbrachten und dass die meisten noch einmal gemacht werden mussten. Dies ist indess in Bezug auf die Sprachwissenschaft nicht der Fall. Das neue Interesse an Sprachen, welches Leibnitz ins Leben gerufen hatte, ist seitdem nicht wieder erstorben. Nachdem es einmal als ein dringendes Bedürfniss anerkannt worden war, ein vollständiges Herbarium der menschlichen Sprachen zu sammeln, fühlten sich Missionäre und Reisende verpflichtet, Wörterlisten zusammenzustellen und Grammatiken zu ent-

werfen, wo sie nur mit einem neuen Volksstamm in Berührung kamen. Was die beiden grossen Werke betrifft, in welchen zu Anfang unseres Jahrhunderts die Resultate dieser Forschungen zusammengefasst wurden, ich meine den Sprachenkatalog des Hervas und den Mithridates des Adelung, so lässt sich der Einfluss, den Leibnitz auf ihre Entstehung übte, ganz direct nachweisen. Hervas hatte den Leibnitz studirt, und obgleich er von ihm in einigen Punkten abweicht, erkennt er doch seine Verdienste um die Förderung eines wahrhaft philosophischen Studiums der Sprachen vollständig an. Von Adelungs Mithridates und von den Verpflichtungen, die er gegen Leibnitz hat, werden wir sogleich zu sprechen haben.

Hervas lebte 1735 bis 1809. Er war von Geburt ein Spanier und ein Jesuit von Profession. Während er als Missionär unter den sprachenreichen Stämmen Amerika's wirkte, wandte er seine Aufmerksamkeit einem systematischen Studium der Sprachen zu. Nach seiner Rückkehr lebte er vorzugsweise in Rom, mitten unter einer Menge von Jesuitenmissionären, die aus allen Theilen der Welt zurückberufen worden waren und die durch ihre Mittheilungen über die Mundarten der Stämme, unter denen sie gewirkt und gepredigt hatten, ihm in seinen Forschungen wesentlich beistanden.

Die meisten Werke schrieb er italienisch; sie wurden erst später in das Spanische übersetzt. Wir können in den allgemeinen Endzweck seiner literarischen Arbeiten, welche einen sehr weitumfassenden Charakter tragen, nicht tiefer eindringen. Sie beabsichtigten eine Art von Kosmos, für welchen er den Titel: „Idea del Universo“ wählte. Was für uns zunächst von Interesse ist, besteht aus jener Partie, welche von dem Menschen und der Sprache als einem Theil des Weltalls handelt, und hier nimmt wieder sein 1800 in 6 Büchern spanisch veröffentlichter Sprachenkatalog die erste Stelle ein.

Wenn wir das Werk des Hervas mit einer ähnlichen Arbeit, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts

Aufsehen machte und auch jetzt noch allgemeiner bekannt ist als Hervas, ich meine Court de Gebelin's „Monde Primitif"[24]), vergleichen, so erkennen wir gar bald, wie weit überlegen der spanische Jesuit dem französischen Philosophen ist. Gebelin behandelt das Persische, Armenische, Malayische und Koptische als Dialekte des Hebräischen; er spricht vom Baskischen als einem Dialekt des Celtischen und sucht hebräische, griechische, englische und französische Wörter in den Idiomen Amerika's zu entdecken. Obgleich aber Hervas in seinem Katalog fünf mal so viel Sprachen, als Gebelin kannte, umfasst, so ist er doch im Gegentheil stets auf seiner Hut, sich nicht durch Theorien, die von den vorliegenden Belegen nicht bezeugt und bestätigt werden, fortreissen zu lassen. Es fällt gegenwärtig nicht schwer, Irrthümer und Ungenauigkeiten im Hervas nachzuweisen, aber ich glaube, dass seine strengsten Tadler gerade die sind, welche ehrlich hätten anerkennen sollen, wie sehr sie ihm in vielen Stücken zu Dank verpflichtet sind. Proben und Notizen von mehr als 300 Sprachen gesammelt zu haben, ist keine Kleinigkeit; aber Hervas that noch mehr. Er verfasste selbst Grammatiken von mehr als 40 Sprachen.[25]) Er wies zu allererst darauf hin, dass die wahre, ächte Verwandtschaft der Sprachen hauptsächlich nach grammatischen Belegen und Zeugnissen, nicht nach einer blossen Aehnlichkeit einiger Wörter festgestellt werden müsse.[26]) Er bewies durch eine vergleichende Uebersicht der Declinationen und Conjugationen, dass Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Aethiopisch und Amharisch nur Dialekte einer und derselben Originalsprache sind und dass sie zusammen eine Sprachenfamilie, die semitische, ausmachen.[27]) Er verwarf die Idee, alle Sprachen des Menschengeschlechts vom Hebräischen abzuleiten. Er hatte deutliche Spuren der Verwandtschaft im Ungarischen, Lappischen und Finnischen erkannt, drei Dialekte, die jetzt als Glieder der turanischen Sprachfamilie aufgeführt werden.[28]) Er hatte bewiesen, dass das Baskische, wie man gewöhnlich voraussetzte, kein celtischer Dialekt sei,

sondern eine unabhängige Sprache, welche die ältesten Bewohner Spaniens sprachen, wie dies durch die Namen der spanischen Gebirge und Flüsse bewiesen wird.[29]) Ja selbst eine der glänzendsten Entdeckungen in der Geschichte der Sprachwissenschaft, die Feststellung der malayischen und polynesischen Sprachenfamilie, die sich von der Insel Madagascar östlich von Afrika über 208 Grade der Länge bis zu den Osterinseln westlich von Amerika ausdehnt,[30]) wurde von Hervas weit früher gemacht, als sie Humboldt der Welt verkündete.

Hervas war gleichfalls wohlbekannt mit der grossen grammatischen Aehnlichkeit zwischen dem Sanskrit und Griechischen, aber die unvollkommene Belehrung, welche er von seinem Freunde, dem Carmeliter-Missionär Fra Paolino de San Bartolomeo, dem Verfasser der ersten, 1790 in Rom erschienenen Sanskrit-Grammatik, erhielt, hinderte ihn daran, diese grammatische Aehnlichkeit in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen. Wie nahe schon Hervas der Auffindung des wahren Verhältnisses stand, kann man aus seiner Vergleichung solcher Wörter, wie des griechischen theos, Gott, mit Deva im Sanskrit ersehen. Er wies auf die Identität des griechischen Hülfsverbums eimi, eis, esti (ich bin, du bist, er ist) mit den Sanskritformen asmi, asi, asti hin; er zeigte sogar, dass die Endungen der drei Geschlechter[31]) im Griechischen, nämlich os, ē (a), on, dieselben seien, wie im Sanskrit as, â, am. Da er aber einmal glaubte, dass die Griechen ihre Philosophie und Mythologie aus Indien geholt hätten,[32]) so nahm er an, dass sie sich in gleicher Weise einige ihrer Wörter und selbst die Endungen zur Bezeichnung des Geschlechts von den Hindu geborgt hätten.

Das zweite Werk, welches die Sprachwissenschaft zu Anfang dieses Jahrhunderts repräsentirt und in noch grösserer Ausdehnung und directer aus der von Leibnitz gegebenen Anregung hervorgegangen war, ist Adelung's Mithridates.[33]) Adelung ist zum Theil von Hervas, zum Theil von den Wortsammlungen ausgegangen, welche unter den Auspicien der

russischen Regierung gemacht worden waren. Diese Sammlungen verdanken wir aber offenbar dem Leibnitz. Obgleich Peter der Grosse weder Zeit noch Geschmack für philologische Studien hatte, hielt doch die Regierung den Gedanken, alle Sprachen des russischen Reiches zu sammeln, stetig fest.[34]) Ein noch grösseres Glück war der Sprachwissenschaft vorbehalten. Nachdem sie einst in einem Cäsar zu Rom einen Beschützer erhalten, fand sie eine noch eifrigere Patronin in der Cäsarina des Nordens, in Catharina der Grossen (1762 bis 1796). Schon als Grossfürstin hatte Catharina die Idee zu einem Universal-Wörterbuch nach dem von Leibnitz entworfenen Plane erfasst. Sie ermuthigte den Kaplan der britischen Faktorei in St. Petersburg, den Rev. Daniel Dumaresq, die Abfassung des Werkes zu übernehmen, und dieser soll auf ihren Wunsch ein „vergleichendes Vocabularium der östlichen Sprachen“ in Quart herausgegeben haben, ein Werk, das indess, wenn je veröffentlicht, jetzt vollständig verloren gegangen ist. Der hochgeachtete Verfasser starb 1805 in einem Alter von 84 Jahren in London. Als Catharina den Thron bestieg, nahmen ihre Eroberungspläne kaum mehr Zeit in Anspruch, als ihre philologischen Studien, und sie schloss sich einmal fast ein Jahr lang von allem Umgang ab, um alle ihre Zeit der Compilation ihres vergleichenden Wörterbuchs widmen zu können. Einer ihrer Briefe, den sie am 9. Mai 1785 an Zimmermann schrieb, dürfte vielleicht von Interesse sein. „Ihr Brief, schreibt sie, hat mich aus der Einsamkeit hervorgelockt, in welcher ich mich fast neun Monate lang abgeschlossen hatte, und aus welcher mich herauszureissen mir sehr schwer fiel. Sie werden nicht errathen, was ich vorhatte. Ich will es ihnen sagen, denn dergleichen geschieht nicht alle Tage. Ich habe ein Verzeichniss von zwei bis dreihundert Wurzelwörtern der russischen Sprache angefertigt und dieselben in so viele Sprachen und Dialekte übersetzen lassen, als ich nur auffinden konnte. Die Zahl derselben geht schon über zweihundert hinaus. Täglich nahm ich eines dieser Wörter vor und schrieb es in

allen den Sprachen, welche ich sammeln konnte, nieder. Dies hat mich gelehrt, dass das Celtische dem Ostjäkischen gleicht; dass dasselbe Wort, welches in einer Sprache Himmel heisst, in andern Wolke, Nebel, Gewölbe bedeutet, dass das Wort Gott in gewissen Dialekten den Guten, Höchsten, in andern Sonne oder Feuer bezeichnet.“ (Bis hierher ist der Brief französisch geschrieben, dann folgt eine Zeile deutsch.) Ich bekam mein Steckenpferd überdrüssig, nachdem ich ihr Buch über die Einsamkeit gelesen hatte. (Darauf wieder französisch.) Da es mir aber leid gethan haben würde, eine solche Masse Papier ins Feuer zu werfen — überdies war das sechs Klaftern lange Zimmer, das ich in meiner Eremitage als Boudoir benutze, schon ziemlich warm geheizt — so berief ich den Professor Pallas zu mir, und nach einem ehrlichen Bekenntniss meiner Sünde kamen wir überein, diese Sammlungen zu veröffentlichen und sie für diejenigen nutzbar zu machen, welche sich mit dem von Andern weggeworfenen Spielzeug zu beschäftigen lieben. Wir warten nur noch auf einige Mundarten des östlichen Sibiriens. Ob die Welt in diesem Werk glänzende Ideen verschiedener Art bemerken wird, oder nicht, dürfte wohl von ihrer Geistesstimmung abhängen, lässt mich selbst aber vollkommen gleichgültig.“

Wenn eine Kaiserin ein Steckenpferd reitet, so sind viele bereit ihr dabei zu helfen. Nicht bloss alle russischen Gesandten waren instruirt, Materialien zu sammeln; nicht bloss deutsche Professoren[35]) versahen die Kaiserin mit Grammatiken und Wörterbüchern, sondern selbst Washington übersandte, um sich ihr gefällig zu zeigen, ihre Wörterliste an alle Gouverneure und Generale der Vereinigten Staaten und trug ihnen auf, die gleichbedeutenden Ausdrücke aus den amerikanischen Dialekten dazu zusammenzusuchen. Der erste Band des kaiserlichen Wörterbuchs[36]) erschien 1787 und enthält ein Verzeichniss von 285 Wörtern, die in 51 europäische und 149 asiatische Sprachen übersetzt sind. Obgleich die Kaiserin wegen dieses merkwürdigen Unternehmens alle

Achtung verdient, dürfen wir doch nicht vergessen, dass der grosse Philosoph fast hundert Jahre vorher die Saat ausgestreut hatte, die in einen guten Boden gefallen war.

Als Sammlungen sind die Werke des Hervas, der Kaiserin Catharina und des Adelung jedenfalls von hoher Bedeutung, obgleich die Classification der Sprache während der letzten funfzig Jahre so bedeutende Fortschritte gemacht hat, dass jene Werke wohl nur noch von Wenigen zu Rathe gezogen werden dürften. Ueberdies kann das in diesen Werken befolgte Classificationsprincip wohl kaum beanspruchen, streng wissenschaftlich genannt zu werden. Die Sprachen werden geographisch gruppirt, als die Sprachen Europa's, Asien's, Afrika's, Amerika's und Australiens, obgleich doch zu gleicher Zeit natürliche Verwandtschaften zugegeben werden, welche Dialekte eng vereinigen könnten, die in Entfernungen von 208 Grad von einander gesprochen werden. Die Sprachen schienen wie Inseln auf dem Ocean der menschlichen Rede herumzuschwimmen; *Apollo hatte die unstäte Delos noch nicht gefesselt;* sie wuchsen nicht an einander, um sich zu grösseren Continenten zu gestalten. Dies ist eine sehr kritische Periode in der Geschichte jeder Wissenschaft, und hätte nicht ein sehr glückliches Ereigniss wie ein elektrischer Funke die herumschwimmenden Elemente in regelmässig geformten Krystallen anschiessen lassen, so dürfte es wohl mehr als zweifelhaft sein, ob die lange Liste der in den Werken des Hervas und Adelung aufgezeichneten und beschriebenen Sprachen und Mundarten das Interesse der Sprachforscher auf die Länge hätte fesseln können. Dieser elektrische Funke war die Entdeckung des Sanskrit. Sanskrit ist die alte Sprache der Hindu. Es ist wenigstens 300 Jahre v. Chr. bereits aus der Reihe der gesprochenen Sprachen verschwunden. Zu jener Zeit bediente sich das indische Volk schon gewisser Mundarten, welche zu dem alten Veda-Sanskrit in demselben Verhältniss standen, wie das Italienische zum Lateinischen. Wir kennen einige dieser Dialekte — denn es gab in den verschiedenen Theilen Indiens mehr als einen —

aus den Inschriften, welche der berühmte König A'soka auf den Felsen von Dhauli, Girnar und Kapurdigiri eingraben liess[37], nachdem sie Prinsep, Norris, Wilson und Burnouf glücklich entziffert haben. Wir können das weitere Fortwachsen dieser lokalen Dialekte an dem sogenannten Pâli, der heiligen Sprache des Buddha-Dienstes auf Ceylon, und dem einst in der Gegend, wo der Buddhismus entstand, in dem heutigen Behâr, dem alten Magadha[38], volksthümlichen Dialekte beobachten. Wir begegnen denselben lokalen Mundarten noch einmal in den sogenannten Prâkrit-Idiomen, die in den späteren Schauspielen, in der heiligen Literatur der Jaina's und in einigen Dichtungen gebraucht sind, und wir sehen, wie sie endlich durch eine Vermischung mit den Sprachen der verschiedenen Eroberer Indiens mit dem Arabischen, Persischen, Mongolischen und Türkischen und durch eine damit verbundene Umgestaltung und Verderbniss ihres grammatischen Systems in das moderne Hindí, Hindustaní, Mahrattí und Bengálí verwandelt wurden. Das Sanskrit bestand indessen als die Gelehrtensprache der Brahmanen ununterbrochen fort. Es starb nicht, wie das Lateinische, indem es seinen zahlreichen Sprösslingen das Leben schenkte, und selbst noch heute pflegt ein tüchtig gebildeter Brahmane in Sanskrit fliessender zu schreiben, als in Bengálí. Sanskrit nimmt dieselbe Stellung ein, wie sie das Griechische in Alexandrien, das Latein im ganzen Mittelalter einnahm. Es ist die classische und zu gleicher Zeit die heilige Sprache der Brahmanen, in ihm wurden ihre heiligen Hymnen, die Veda's und die spätern Werke, wie die Gesetzbücher des Manu (Menu) und die Purâṇas geschrieben.

Das Vorhandensein einer solchen Sprache als des uralten Idioms des Landes und des Fortpflanzungsmittels einer gewaltigen Literatur war zu allen Zeiten bekannt, und wenn über ihr Alter und ihre Aechtheit noch irgend welche Bedenken obwalten sollten, wie sie z. B. Dugald Stewart in seinen „Conjectures concerning the Origin of the Sanskrit“[39] ausspricht, so werden dieselben am Besten durch einen Blick

auf die Geschichte Indiens und auf die Berichte beseitigt werden, welche die Schriftsteller der verschiedenen Nationen, die mit der Sprache und Literatur jenes merkwürdigen Landes nach einander bekannt wurden, über diese Sprache abstatteten.

Der Beweisgrund, dass fast alle Namen von Personen und Oertern in Indien, welche von griechischen oder römischen Schriftstellern erwähnt werden, reines Sanskrit sind, ist von andern bereits so vollständig und so geschickt gehandhabt und benutzt worden, dass hierüber nichts mehr zu sagen übrig bleibt.

Die Nation, welche zunächst nach den Griechen mit der Sprache und Literatur Indiens bekannt wurde, ist die chinesische. Obgleich der Buddhismus als dritte Staatsreligion erst 65 v. Chr. unter dem Kaiser Ming-ti[40]) anerkannt wurde, kamen doch buddhistische Missionäre schon im dritten Jahrhundert v. Chr. bis nach China. Ein buddhistischer Missionär wird in den chinesischen Annalen im Jahre 217 erwähnt und um das Jahre 120 v. Chr. brachte ein chinesischer General, nachdem er zahlreiche Stämme nördlich von der Wüste Gobi geschlagen hatte, als Tropäe eine goldene Bildsäule, die Bildsäule des Buddha mit. Selbst der Name Buddha's, der im Chinesischen in Fo-t'o oder Fo[41]) umgestaltet ist, gehört dem ächten Sanskrit an und ebenso jedes Wort und jeder Gedanke jener Religion. Die Sprache, zu deren Studium die chinesischen Pilger nach Indien zogen, und die ihnen für die heilige Literatur des Buddhismus zum Schlüssel diente, war Sanskrit. Sie nennen es Fan; aber Fan ist, wie M. Stanislas Julien gezeigt hat, eine Abkürzung von Fan-lan-mo und nur auf diese Weise lässt sich das Sanskritwort Brahman im Chinesischen wiedergeben.[42]) Wir lesen vom Kaiser Ming-ti, aus der Dynastie Han, dass er den Tsaï-in und andere hohe Officiale nach Indien geschickt habe, um dort die Lehre des Buddha zu studiren. Sie nahmen zwei gelehrte Buddhisten, Matânga und Tchou-fa-lan, in ihren Dienst und einige der wichtigsten buddhistischen Werke wurden von

ihnen in das Chinesische übersetzt. Der geistige Verkehr zwischen der indischen Halbinsel und dem nördlichen Continent Asiens bestand mehrere Jahrhunderte lang ununterbrochen fort. Missionen wurden von China nach Indien gesandt, um über die religiösen, politischen, socialen und geographischen Zustände des Landes zu berichten, und der Hauptgegenstand ihres Interesses, welcher öffentliche Gesandtschaften und pilgernde Privaten über das Himalayagebirge lockte, war die Religion des Buddha. Ungefähr 300 Jahre nach der ersten Prüfung des Buddhismus durch den Kaiser Ming-ti fing der grosse Strom der buddhistischen Pilger an, von China nach Indien zu fliessen. Der erste Bericht, welchen wir von diesen Pilgerfahrten besitzen, bezieht sich auf die Reisen des Fa-hian[43]), welcher Indien gegen das Ende des vierten Jahrhunderts besuchte. Sein Reisewerk wurde von A. Remusat in das Französische übersetzt. Nach dem Fa-hian besitzen wir die Reisen des Hoei-seng und Song-yun, welche 518 mit der Absicht, heilige Bücher und Reliquien zu sammeln, auf Befehl der Kaiserin nach Indien gesandt wurden. Dann folgte Hiouen-thsang, dessen Leben und Reisen (629 — 645) durch M. Stanislas Julien's treffliche Uebersetzung so populär geworden sind. Nach Hiouen-thsang sind die Hauptwerke der chinesischen Pilger die 730 veröffentlichten Itinerarien (Reisebeschreibungen) der sechsundfünfzig Mönche und die Reisen des Khi-nie, welcher Indien 964 an der Spitze von 300 Pilgern besuchte.

Dass die während dieser ganzen Zeit zu literarischen Zwecken in Indien gebrauchte Sprache das Sanskrit war, lernen wir nicht nur aus den zahlreichen Namen und religiösen und philosophischen, in den Reisen der chinesischen Pilger erwähnten Ausdrücken, sondern auch aus einem kurzen Paradigma der Declination und Conjugation im Sanskrit, welches einer von ihnen (Hiouen-thsang) in sein Tagebuch eingeschaltet hat.

Sobald als die Mohamedaner nach Indien vordrangen, hören wir von Uebersetzungen verschiedener Sanskrit-Werke

in das Persische und Arabische.[44] Harun-al-Raschid (786 bis 809) hatte zwei Indier, Manka und Saleh, an seinem Hof als Aerzte. Manka übersetzte das classische Werk über Arzneiwissenschaft, Su'sruta, und eine dem Châṇakya zugeschriebene Abhandlung über Gifte aus dem Sanskrit ins Persische.[45] Während des Khalifats des Al Mámúm wurde eine berühmte Abhandlung über Algebra von Muhammed ben Musa aus dem Sanskrit in das Arabische übersetzt (herausgegeben von F. Rosen).[46]

Um 1000 nach Chr. verlebte Abu Rihan al Birúni (geb. 970, gest. 1038) vierzig Jahre in Indien und verfasste sein ausgezeichnetes Werk, das Taríkhu-l-Hind, welches von der damaligen Literatur und Wissenschaft der Hindu einen vollständigen Bericht giebt. Al Birúni war vom Sultan von Khawarazm dazu bestimmt worden, eine an Mahmud von Ghazni und Masud von Lahore geschickte Gesandtschaft zu begleiten. Der gelehrte Avicenna war aufgefordert worden, sich derselben Gesandtschaft anzuschliessen, hatte aber abgelehnt. Al Birúni muss sich eine vollständige Kenntniss des Sanskrit erworben haben, denn er übersetzte nicht nur ein Werk über die Sânkhya- und ein anderes über die Yoga-Philosophie aus dem Sanskrit ins Arabische, sondern in gleicher Weise zwei Werke aus dem Arabischen ins Sanskrit.[47]

Um 1050 übersetzte Abu Saleh ein Werk über die Erziehung der Könige aus dem Sanskrit ins Arabische.[48]

Zweihundert Jahre später liess Firoz Shah, wie erzählt wird, nach der Einnahme von Nagarcote mehrere Sanskritwerke über Philosophie von Mauláná Izzu-d-din Khalid Khani aus dem Sanskrit übersetzen. Ein Werk des Sâlotar[49], der Su'sruta's Erzieher gewesen sein soll, über Thierarzneikunst wurde ebenfalls aus dem Sanskrit 1381 übersetzt. Ein Exemplar derselben war in der königlichen Bibliothek zu Lucknow aufbewahrt worden.

Zwei Jahrhunderte später gelangen wir zu der Regierungsperiode Akbar's (1556—1605), eines ganz ausserordentlichen Mannes, wie sonst keiner je auf einem indischen

Throne gesessen hat.[50]) Als Muhamedaner erzogen, verwarf er die Religion des Propheten als abergläubisch[51]) und widmete sich dann einem ernsten Forschen nach der wahren Religion. Er berief Brahmanen und Feuer-Anbeter an seinen Hof und liess sie in seiner Gegenwart über die Vorzüge ihrer Religionen mit muhamedanischen Gelehrten disputiren. Als er von den Jesuiten in Goa hörte, so lud er sie in seine Hauptstadt ein, und man sah ihn viele Jahre als einen geheimen Bekenner des Christenthums an. Er war indess Rationalist und Deist und glaubte, wie er selbst erklärte, nie etwas, das er nicht verstehen konnte. Die Religion, welche er begründete, die sogenannte Ilahi-Religion, war reiner Deismus, mit einer Beimischung von Sonnenverehrung[52]), da er die Sonne für das reinste und höchste Sinnbild der Gottheit hielt. Obgleich Akbar selbst weder lesen noch schreiben konnte[53]), so war doch sein Hof der Sammelplatz literarisch gebildeter Männer jedes Glaubens. Wenn irgend ein Buch in irgend einer Sprache auf die Probleme, welche dem Kaiser besonders am Herzen lagen, ein neues Licht zu werfen versprach, so liess er es ins Persische übersetzen. Das neue Testament[54]) wurde in dieser Weise auf seinen Befehl übersetzt; ebenso die Mahâbhârata, Râmâyana, Amarakosha[55]) und andere classische Werke der Sanskrit-Literatur. Aber obgleich der Kaiser den grössten Werth auf die heiligen Schriften der verschiedenen Nationen legte, scheint es ihm doch nicht gelungen zu sein, den Brahmanen eine Veda-Uebersetzung abzudringen. Eine Uebersetzung des Atharva-veda[56]) wurde für ihn von Haji Ibrahim Sirhindi gemacht; aber jener Veda stand nie in demselben Ansehen, wie die drei andern Vedas, und es bleibt sogar zweifelhaft, ob unter dem Atharva-veda nicht geradezu die Upanishads zu verstehen sind, von denen einige speciell für Akbar aufgesetzt worden sein könnten. Es giebt eine Erzählung, welche, obgleich offenbar mährchenhaften Charakters, doch zeigt, wie verborgen das Studium des Sanskrit während der Herrschaft der Mogul-Kaiser betrieben wurde.

„Weder das Machtwort, so wird erzählt, noch die Versprechungen des Akbar konnten die Brahmanen dazu vermögen, die Grundlehren ihrer Religion zu offenbaren; er sah sich daher genöthigt zur List seine Zuflucht zu nehmen. Er ersann desshalb folgenden listigen Plan. Er liess ein Kind, Namens Feizi, der Obhut dieser Priester als eine arme Waise aus dem Priestergeschlechte, das allein in die heiligen Gebräuche ihrer Theologie eingeweiht werden durfte, übergeben. Nachdem Feizi über die Rolle, die er zu spielen hatte, gehörig belehrt worden war, wurde er heimlich nach Benares, dem Sitz der Wissenschaft in Hindostan, gebracht; er wurde in das Haus eines gelehrten Brahmanen aufgenommen, der ihn mit derselben Sorgfalt auferzog, wie wenn er sein eigener Sohn gewesen wäre. Nachdem der Jüngling zehn Jahr auf ernste Studien verwandt hatte, war Akbar begierig ihn zurückzurufen, aber er war von den Reizen der Tochter seines Lehrers gefesselt worden. Der alte Brahmane that der wachsenden Leidenschaft des jungen Liebespaares keineswegs Einhalt. Er liebte den Feizi innig und bot ihm seine Tochter zur Ehe an. Der junge Mann, zwischen Liebe und Dankbarkeit getheilt, entschloss sich, den Betrug nicht länger zu verbergen und, dem Brahmanen zu Füssen fallend, entdeckte er ihm Alles und flehte ihn wegen seines Vergehens um Verzeihung an. Der Priester ergriff, ohne ihm Vorwürfe zu machen, einen Dolch, der an seinem Gürtel hing und war im Begriff, ihm denselben ins Herz zu stossen, wenn Feizi nicht seinen Arm ergriffen und ihn daran gehindert hätte. Der Jüngling bot nun jedes Mittel auf, ihn zu beruhigen, und erklärte sich bereit, Alles zu thun, um seine Verrätherei abzubüssen. Der Brahmane brach in Thränen aus und versprach ihm endlich unter der Bedingung Verzeihung, dass er schwöre, niemals die Vedas oder heiligen Bücher zu übersetzen und keinem Menschen das Glaubensbekenntniss der Brahmanen zu enthüllen. Feizi gab ihm bereitwillig dies Versprechen: ob er sein Wort vollständig

gehalten, ist nicht bekannt; aber die heiligen Bücher der Indier wurden niemals übersetzt."[57]) —

Wir haben so die Existenz des Sanskrit als der Sprache der indischen Literatur und Religion von der Zeit Alexanders bis zur Regierung des Akbar verfolgt. Hundert Jahre nach Akbar legte der älteste Sohn des Shah Jehan, der unglückliche Dárá, dasselbe Interesse für religiöse Betrachtungen an den Tag, wie es sein berühmter Grossvater gehegt hatte. Er studirte Sanskrit und übersetzte die Upanishads, philosophische, den Vedas angehängte Abhandlungen, in das Persische. Dies that er 1657, ein Jahr bevor ihn sein bigotter jüngerer Bruder Aurengzebe tödten liess. Die Uebersetzung dieses Prinzen wurde 1795, in dem vierten Jahre der französischen Republik, von Anquetil Duperron, ins Französische übertragen und sie blieb lange Zeit die Hauptquelle, aus welcher europäische Gelehrte ihre Kenntniss der heiligen Literatur der Brahmanen schöpften.

In der Periode, zu der wir nun gelangt sind, während der Regierung des Aurengzebe (1658—1707), des Zeitgenossen und Rivalen Ludwigs des XIV., war das Vorhandensein einer Sanskrit-Literatur, wenn auch nicht in Europa im Allgemeinen, so doch wenigstens den Europäern in Indien, besonders den Missionären bekannt geworden. Wer der erste Europäer war, der vom Sanskrit wusste, oder eine Kenntniss desselben erlangte, ist schwer zu sagen. Als Vasco de Gama am 9. Mai 1498 in Calicut landete, fing Padre Pedro sogleich an, den Eingeborenen das Evangelium zu predigen und hatte, noch bevor der Entdecker nach Lissabon zurückgekehrt war, schon den Märtyrertod erlitten. Jedes Schiff, das nun nach Indien fuhr, brachte auch Missionäre mit; aber wir suchen in ihren Briefen und Berichten lange Zeit vergebens nach irgend einer Erwähnung des Sanskrit oder der Sanskrit-Literatur. Franz Xavier[59]), jetzt der heilige Franciscus, war der Erste, der das grosse Werk der christlichen Mission in Indien (1542) zu organisiren begann; und so gross war sein Eifer und seine Hingebung, so gewaltig seine Erfolge, indem er die

Herzen der Hohen und Niedrigen gewann, dass seine Freunde ihn, unter andern wunderbaren Gaben, die Gabe, in fremden Zungen reden zu können, beilegten[60]), obgleich der heilige Franciscus selbst nie darauf Anspruch gemacht hat. Aber erst im Jahre 1559 hören wir von Missionären in Goa, die mit Hülfe eines bekehrten Brahmanen[61]) die theologische und philosophische Literatur des Landes studiren und die Brahmanen zu öffentlichen Disputationen herausfordern.

Der erste beglaubigte Fall, dass ein europäischer Missionär die Schwierigkeiten der Sanskritsprache überwunden, gehört einer noch spätern Periode an, welche man die des Roberto de Nobili nennen und dadurch von einer frühern, über die der Geist des Franz Xavier waltete, unterscheiden könnte. Roberto de Nobili ging 1606 nach Indien. Er war ein Mann von guter Familie und fein gebildetem Geiste und nahm daher um so schärfer die Bedenken und Schwierigkeiten wahr, welche die höheren Kasten und besonders die Brahmanen von dem Eintritt in die zu Madura und an anderen Orten gebildeten Christengemeinden zurückhielten. Diese Gemeinden bestanden hauptsächlich aus Menschen niedern Standes, ohne Erziehung und feinere Bildung. Er fasste den kühnen Entschluss, sich für einen Brahmanen auszugeben und so zu den Hohen und Edeln, zu den Weisen und Gelehrten im Lande Zutritt zu erhalten. Er schloss sich Jahre lang ab, um im Geheimen sich nicht nur im Tamil und Telugu, sondern auch im Sanskrit gründlich zu unterrichten. Als er nach einem beharrlichen Studium der Sprache und Literatur der Brahmanen sich endlich stark genug fühlte, seine Gegner zu bekämpfen, zeigte er sich öffentlich im Gewande eines Brahmanen, mit der Schnur und dem Stirnzeichen, beobachtete streng ihre Lebensweise und unterwarf sich allen den verwickelten Regeln der Kaste. Er hatte Erfolg trotz der Verfolgungen von Seiten der Brahmanen, die ihn fürchteten, und von Seiten seiner Mitarbeiter, die seine Absichten nicht begreifen konnten. Sein Leben in Indien, wo er als erblindeter Greis starb, ist für die Mission von hohem Interesse.

Ich kann hier von ihm nur als von dem ersten europäischen Sanskritkenner sprechen. Ein Mann, welcher aus dem Menu, den Purâṇas und selbst aus Werken, wie die Âpastamba-Sûtras, welche selbst heutzutage nur den wenigen Sanskrit-Gelehrten, welche Sanskrit-Manuscripte lesen können, bekannt sind, citiren konnte, muss in der Kenntniss der heiligen Sprache und Literatur der Brahmanen sehr weit vorgeschritten gewesen sein, und selbst die Idee, dass er, wie er sagte, gekommen sei, einen neuen oder vierten Veda[62]), welcher verloren gegangen sei, zu verkündigen, zeigt, wie vollkommen er die starken und schwachen Punkte des theologischen Systems kannte, welches zu überwinden er gekommen war. Wir können uns darüber nur verwundern, dass die Berichte, welche er nach Rom sandte, um sich gegen die Beschuldigung der Abgötterei zu vertheidigen, und in welchen er ein treues Gemälde der Religion, der Gebräuche und der Literatur der Brahmanen entwarf, die Aufmerksamkeit der Gelehrten nicht auf sich zu ziehen vermochten. Die „Accommodationsfrage", wie sie genannt wurde, beschäftigte Cardinäle und Päpste viele Jahre hindurch; aber kein einziger von ihnen scheint auf das ausserordentliche Interesse geachtet zu haben, das sich an die Existenz einer alten Civilisation knüpft, die so vollkommen und so festgewurzelt ist, dass sie selbst von den Missionären Rom's eine gewisse Accommodation verlangen kann. Zu einer Zeit, wo die Auffindung eines griechischen Manuscriptes gewiss von allen Gelehrten Europa's mit Jubel verkündet worden wäre, liess man die Entdeckung einer ganzen grossartigen Literatur unbeachtet. Dem Sanskrit war sein Tag noch nicht angebrochen.

Die ersten Missionäre, denen es glückte, die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten auf die ausserordentliche Entdeckung, welche gemacht worden war, hinzulenken, waren die französischen Jesuiten, welche Ludwig der XIV. nach dem Vertrag zu Ryswick 1697 nach Indien ausgesandt hatte.[63]) Der Pater Pons setzte sehr umfassende Nachrichten über die literarischen Schätze der Brahmanen auf und sein

aus Karikal in Maduré vom 23. November 1740 datirter und an den Pater Duhalde adressirter Bericht wurde in den „Lettres édifiantes" herausgegeben.[64]) Pater Pons giebt in demselben eine höchst interessante und im Allgemeinen sehr genaue Beschreibung der verschiedenen Zweige der Sanskrit-Literatur, — der vier Vedas, der grammatischen Tractate, der sechs philosophischen Systeme und der Astronomie der Hindu. Er griff in mehreren Punkten den Forschungen des Sir William Jones vor.

Obgleich nun der Brief des Pater Pons grosses Interesse erweckte, so blieb dasselbe doch natürlicherweise unfruchtbar, so lange es keine Grammatiken, Wörterbücher und Sanskrittexte gab, um den Sprachforschern in Europa das Studium des Sanskrit in demselben Geiste, wie sie Griechisch und Lateinisch trieben, zu ermöglichen. Der Erste, welcher diesem Bedürfniss abzuhelfen versuchte, war ein Karmelitermönch, ein Deutscher, Namens Johann Philipp Wesdin, besser bekannt unter dem Namen Paulinus a Santo Bartholomeo. Er lebte 1776 bis 1789 in Indien und gab die erste Sanskritgrammatik 1790 in Rom heraus. Obgleich dieselbe streng getadelt worden ist und gegenwärtig wohl gar nicht mehr gebraucht wird, so verlangt es doch die Billigkeit, der grossen Schwierigkeiten zu gedenken, welche sich der Abfassung einer ersten Grammatik entgegenstellen und die bei jeder spätern sich sogleich bedeutend vermindern.[65])

Wir haben so gesehen, wie die Existenz der Sanskrit-Sprache und Literatur schon seit der Zeit, wo Indien von Alexander und seinen Begleitern entdeckt wurde, bekannt gewesen ist. Nicht bekannt war es aber, dass diese Sprache, wie sie zur Zeit Alexanders und zur Zeit Salomo's und schon Jahrhunderte vor dessen Zeit gesprochen wurde, mit dem Griechischen und Lateinischen nahe verwandt war und zu diesen Sprachen thatsächlich in demselben Verhältniss stand, wie etwa das Französische zum Italienischen und Spanischen. Die Geschichte dessen, was wir europäische Sanskrit-Philologie nennen können, hebt mit der Gründung der asiatischen

Gesellschaft in Calcutta an, also mit dem Jahre 1784.[66]) Durch die Studien und Arbeiten eines Sir William Jones, Carey, Wilkins, Forster, Colebrooke und anderer Mitglieder jener berühmten Gesellschaft wurde die Sprache und Literatur der Brahmanen den europäischen Gelehrten zuerst zugänglich, und es dürfte schwer sein, zu entscheiden, welches von beiden, die Sprache oder die Literatur, das tiefste und anhaltendste Interesse erweckte. Es war unmöglich, selbst nur ganz flüchtig und oberflächlich, die Declinationen und Conjugationen anzusehen, ohne von der ausserordentlichen Aehnlichkeit, in einigen Fällen sogar von der absoluten Gleichheit der grammatischen Formen im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen überrascht zu werden. Schon im Jahre 1778 bemerkte Halhed[67]) in der Vorrede zu seiner Bengalí-Grammatik: „Ich bin erstaunt gewesen, diese Aehnlichkeit der Sanskritwörter mit denen im Persischen und Arabischen und selbst im Griechischen und Lateinischen aufzufinden und zwar nicht etwa in technischen und metaphorischen Ausdrücken, welche der Austausch und das Entlehnen künstlerischer Bildung oder verfeinerter Sitten gelegentlich eingeführt haben konnte, sondern in dem eigentlichen Grundbau der Sprache, in den einsilbigen Wörtern, in den Zahlnamen und den Benennungen solcher Gegenstände, die zu allererst und unmittelbar bei der Morgendämmerung der Civilisation unterschieden werden konnten.“ Sir William Jones (welcher 1794 starb) erklärte gleich nach dem ersten Blick auf das Sanskrit, dass es, möge es nun so alt sein, wie es wolle, eine Sprache von einem höchst wunderbaren Bau sei, der an Vollkommenheit selbst den Griechischen, an Fülle den Lateinischen, an ausgesuchter Feinheit beide übertreffe, aber mit beiden sehr nahe verwandt sei. „Kein Philolog, schreibt er, dürfte wohl Sanskrit, Griechisch und Lateinisch näher untersuchen, ohne zu glauben, dass diese Sprachen aus einer gemeinsamen, vielleicht nicht mehr existirenden Quelle entsprungen seien. Ein ähnlicher, wenn schon nicht ganz so überzeugender und schlagender Grund führt uns zu der Ver-

muthung, dass auch das Gothische und Celtische mit dem Sanskrit ein und denselben Ursprung habe. Das Altpersische kann noch derselben Familie beigesellt werden."

Wie war aber diese Verwandtschaft zu erklären? Die gelehrte Welt war ganz in Erstaunen gesetzt. Die Theologen schüttelten den Kopf; die classischen Gelehrten sahen skeptisch drein; die Philosophen erlaubten sich die kühnsten Conjecturen, um dem einzig möglichen Schlusse zu entgehen, der aus den vor ihnen liegenden Thatsachen gezogen werden konnte, aber ihre kleinen Systeme der Weltgeschichte wie Kartenhäuser umzustürzen drohte. Lord Monboddo hatte eben sein grosses Werk vollendet[68]), in welchem er das ganze Menschengeschlecht von einem Paar Affen und alle Sprachen der Welt von einer, ursprünglich von einigen ägyptischen Göttern ersonnenen Sprache ableitet[69]), als die Entdeckung des Sanskrit wie ein Blitzstrahl auf ihn niederfuhr. Es muss ihm indess zum Ruhme nachgesagt werden, dass er die unermessliche Wichtigkeit der Entdeckung sofort einsah. Man konnte von ihm nicht erwarten, dass er seine urweltlichen Affen und seine ägyptischen Idole aufopfern würde; aber abgesehen davon sind die Schlüsse, welche er aus den neuen, von seinem Freunde Wilkins, dem Verfasser einer unserer ersten Sanskrit-Grammatiken, ihm vorgelegten Zeugnissen zog, sehr glänzende Beweise für den Scharfsinn des schottischen Forschers. „Es giebt," schreibt er 1792[70]), „noch heute eine Sprache, welche sich unter den Brahmanen Indiens erhalten hat; diese ist reicher und in jeder Beziehung feiner ausgebildet, als selbst das Griechische des Homer. Alle andern Sprachen Indiens zeigen eine grosse Aehnlichkeit mit dieser Sprache, welche Shanscrit heisst. Aber jene Sprachen sind Mundarten derselben und nach ihr gebildet, nicht etwa das Shanscrit nach ihnen. Darüber und über anderes, diese Sprachen betreffendes Detail habe ich so zuverlässige Belehrung aus Indien erhalten, dass ich, wenn ich es erlebe, meine, im dritten Bande meiner „Antient Metaphysics" begonnene Geschichte des Menschen zu vollenden, in Stand gesetzt sein werde, klar

zu beweisen, dass das Griechische vom Shanscrit, das die alte Sprache Aegyptens war und von den Aegyptern, sammt ihren andern Künsten, nach Indien und durch die in Griechenland gegründeten Colonien auch dorthin gebracht wurde, herzuleiten ist."

Einige Jahre später (1795) hatte er noch bestimmtere Ansichten über das Verhältniss des Sanskrit zum Griechischen gewonnen und schreibt[71]): Mr. Wilkins hat zu meiner Ueberzeugung eine solche Aehnlichkeit zwischen dem Shanscrit und dem Griechischen dargethan, dass das eine ein Dialekt des andern oder beide Sprösslinge einer gemeinsamen Ursprache sein müssen. Nun ist das Griechische gewiss kein Dialekt des Shanscrit, eben so wenig wie das Shanscrit ein Dialekt des Griechischen. Sie müssen also beide Dialekte derselben Sprache sein, und diese konnte keine andere sein, als die Sprache Aegyptens, die von Osiris nach Indien gebracht wurde und von der, wie ich bewiesen zu haben glaube, das Griechische ohne Zweifel ein Dialekt war."

Ueber diese Theorien Lord Monboddo's in Bezug auf Aegypten und Osiris brauchen wir jetzt keine Untersuchungen mehr anzustellen. Aber es dürfte nicht uninteressant sein, wenn wir in unsern Excerpten noch etwas fortfahren, um zu zeigen, wie geschickt Lord Monboddo, abgesehen von seinen Menschen mit und seinen Affen ohne Schwänze, die ihm vorliegenden offenbaren Thatsachen zu prüfen und zurecht zu legen verstand.

„Um diese Beobachtungen auf die von Wilkins entdeckten Aehnlichkeiten zwischen dem Shanscrit und dem Griechischen anzuwenden, will ich mit den Worten beginnen, welche in allen Sprachen Urworte gewesen sind, da die durch sie bezeichneten Gegenstände in den ersten Zeiten der Cultur bekannt gewesen sein und Namen erhalten haben müssen, so dass unmöglich eine Sprache sie von einer andern entlehnen konnte, wenn sie nicht eine von jener abgeleitete Sprache, ein Dialekt derselben war. Von dieser Art sind die Zahlwörter, die Namen der Glieder des menschlichen

Körpers und der Verwandtschaftsverhältnisse, wie z. B. Vater, Mutter, Bruder u. s. w. Der Gebrauch der Zahlen muss gleichzeitig mit den Culturanfängen der menschlichen Gesellschaft gedacht werden. Die Wörter für die Zahlen von eins bis zehn lauten im Shanscrit: ek, dwee, tree, chatoor, panch, shat, sapt, aght, nava, das und haben gewiss eine Verwandtschaft mit den griechischen und lateinischen Bezeichnungen jener Zahlen. Dann gehen sie bis zu zwanzig weiter, indem es heisst: zehn und eins, zehn und zwei u. s. w.; denn ihre Arithmetik ist eine zehntheilige, wie die unsrige. Zwanzig drücken sie durch das Wort veensatee aus. Dann fahren sie ebenso fort, bis sie zu dreissig gelangen, das sie durch das Wort treensat ausdrücken, worin das drei bezeichnete Wort einen Theil der Zusammensetzung bildet, so wie dies auch bei den griechischen und lateinischen Namen für diese Zahlen statt hat. In gleicher Weise gehen sie weiter, indem sie vierzig, fünfzig u. s. w. durch ein ähnliches Compositum mit den vier, fünf u. s. w. bedeutenden Wörtern ausdrücken, bis sie zu der Zahl hundert kommen, die sie mit sat, d. h. einem Worte bezeichnen, das sowohl von dem griechischen, als auch von dem lateinischen Worte für jene Zahl abweicht. In dieser Art zu numeriren zeigt sich noch eine sehr bemerkenswerthe Uebereinstimmung zwischen dem in Shanscrit zwanzig oder zweimal zehn ausdrückenden Worte und dem im Griechischen und Lateinischen dieselbe Zahl bezeichnenden Wörtern; denn in keiner der drei Sprachen hat dies Wort irgend eine Beziehung zur Zahl zwei, welche mit zehn multiplicirt zwanzig giebt, in solcher Weise, wie die Zahlwörter für dreissig, vierzig u. s. w. zu den Wörtern für drei, vier u. s. w. in enger Beziehung stehen; im Griechischen finden wir das Wort eikosi, welches keine Beziehung zu dyo (zwei) erkennen lässt; eben so wenig thut dies das lateinische viginti, das aber mehr Aehnlichkeit mit dem Shanscrit-Wort veensatee zu haben scheint. So erhellt es, dass in den Anomalien der zwei Sprachen, der griechi-

schen und lateinischen, eine gewisse Uebereinstimmung mit dem Shanscrit hervortritt.“

Lord Monboddo vergleicht das Sanskritwort pada mit dem griechischen pous, podos (Fuss); nâsa mit dem lateinischen nasus (Nase); deva (Gott) mit dem griechischen theos, und dem lateinischen deus; das Sanskritwort ap (Wasser) mit dem lateinischen aqua; vidhavâ (Wittwe) mit dem lateinischen vidua. Von Sanskritwörtern wie gonia (Winkel), kentra (Centrum), hora (Stunde) weist er nach, dass sie unverkennbar griechischen Ursprungs und erst in das Sanskrit eingeführt seien. Er geht dann zu den Fällen über, in welchen grammatische Formen im Sanskrit und den classischen Formen zusammentreffen. Er verweilt bei Compositis, wie tripada, von tri, drei, und pada, Fuss — ein Dreifuss; er macht eine Bemerkung über die eigenthümliche Thatsache, dass Sanskrit wie Griechisch ein positives Adjectiv durch Vorsetzung des *α* privativum zu einem negativen macht, und führt dann, was er für das werthvollste Geschenk, das ihm Wilkins darbieten konnte, anzusehen scheint, nämlich die Sanskritformen asmi, ich bin; asi, du bist; asti, er ist; santi, sie sind, vor, Formen die offenbar von demselben Ursprung, wie die entsprechenden griechischen esmi, eis, esti und das lateinische sunt, sind.

Ein anderer schottischer Philosoph, Dugald Stewart, war zu diesem Eingehen in solch einen ganz neuen Ideenkreis viel weniger geneigt; wer von Jugend auf durch seine gesammte gelehrte Bildung daran gewöhnt ist, Griechisch und Lateinisch entweder für ursprüngliche oder aus dem Hebräischen durch mancherlei Modificationen entstandene Sprachen zu halten, der kann sich nicht leicht in die revolutionäre Lehre finden, dass die classischen Sprachen mit dem Kauderwälsch blosser Wilden nahe verwandt sein sollten; denn für Wilde wurden damals alle Unterthanen des Gross-Moguls gehalten. Dennoch war Stewart klug genug, einzusehen, dass, wenn die das Sanskrit betreffenden Thatsachen richtig waren, auch die aus ihnen hergeleiteten

Schlüsse nicht abgewiesen werden konnten. Er läugnete desshalb geradezu das Dasein einer Sanskritsprache und schrieb sein berühmtes Essay, um zu beweisen, dass das Sanskrit von jenen schlauen Betrügern und Lügenschmieden, den Brahmanen, nach griechischem und lateinischem Modell zusammengestohlen worden und dass die gesammte Sanskrit-Literatur ein Betrug sei. Ich erwähne diese Thatsache, weil sie besser als irgend etwas zeigt, ein wie heftiger Stoss den in der gesammten gebildeten Welt tief eingewurzelten Vorurtheilen durch die Auffindung des Sanskrit gegeben wurde. Die absurdesten Beweisführungen fanden eine Zeit lang Unterstützung und Begünstigung, wenn sie nur irgend eine Hinterthür öffneten, durch die man dem fatalen Schluss, dass Griechisch und Lateinisch gleichsam von demselben Fleisch und Blut sein sollte, wie der Jargon der schwarzen Bewohner Indiens, entlaufen konnte. Der Erste, welcher sowohl den Thatsachen als den Schlussfolgen der Sanskrit-Gelehrsamkeit kühn ins Gesicht zu sehen wagte, war der deutsche Dichter Friedrich Schlegel. Er war während des Friedens von Amiens (1801 — 1802) in England gewesen und hatte durch Alexander Hamilton das Sanskrit oberflächlich kennen gelernt. Nachdem er darauf in Paris seine Studien gründlicher betrieben, gab er 1808 sein Werk: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" in Paris heraus; durch dieses Werk wurde die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Sanskrit in Deutschland begründet. Obgleich es nur zwei Jahre nach dem ersten Bande von Adelung's Mithridates erschien, ist es von dem Letztern durch eine eben so weite Kluft getrennt, wie das Copernikanische System vom Ptolemäischen. Schlegel war kein tiefer Gelehrter. Viele seiner Angaben haben sich als irrig erwiesen, und nichts würde leichter sein, als seine ganze Arbeit zu zergliedern und schliesslich lächerlich zu machen; aber er war ein Genie, und wenn eine neue Wissenschaft geschaffen werden soll, ist oft die Einbildungskraft des Dichters fast noch besser zu brauchen, als der Scharfsinn des Ge-

lehrten. Es gehörte gewiss eine Art von poëtischer Vision dazu, mit einem einzigen Blick die Sprachen Indiens, Persiens, Griechenlands, Italiens und Deutschlands zu umfassen und sie mit dem einfachen Namen „Indo-germanische Sprachen" fest an einander zu knüpfen. Dies war Schlegel's Verdienst und er hat damit in der Culturgeschichte eine neue Welt entdeckt.

Wir wollen nun in der nächsten Vorlesung sehen, welche Aufnahme Schlegel's Idee in Deutschland fand und wie sie fast unmittelbar zu einer genealogischen Classeneintheilung der Hauptsprachen der Menschheit führte.

Wir bitten, nach Anmerk. 44) oben auf S. 123 noch nachträglich Folgendes einzuschalten:

.... Arabische.[44]) Schon während der Regierung des zweiten Abassiden Almansur[44b]) besuchte 773 ein indischer, in seiner Wissenschaft sehr bewanderter Astronom den Hof des Khalifen und brachte Tafeln der Planetengleichungen nach ihren mittlern Bewegungen nebst Beobachtungen mit, die sich auf Sonnen- und Mondfinsternisse und die Ascension der Sternbilder bezogen. Diese waren, wie er behauptete, Tafeln entlehnt, welche ein indischer Prinz, den der arabische Autor Phíghar nennt, berechnet hatte. Der Khalif benutzte die sich ihm darbietende Gelegenheit und liess das Buch für die arabischen Astronomen übersetzen. Diese Arbeit wurde dem Muhammed ben Ibrahim Alfazárí übertragen, und die von demselben angefertigte arabische Uebersetzung ist den Astronomen unter dem Namen des grössern Sind-hind oder Hind-sind[44c]) bekannt. Um dieselbe Zeit verfasste Yacub, der Sohn des Tharec, ein auf das Sind-hind begründetes astronomisches Werk.[44d]) Harun-al-Raschid

Fünfte Vorlesung.

Die genealogische Classification der Sprachen.

Wir entwarfen in unserer letzten Vorlesung eine Geschichte der verschiedenen Versuche, die Sprachen in Classen zu vertheilen bis zu dem Jahre 1808, wo Friedrich Schlegel mit seinem kleinen Werke über die Sprache und Weisheit der Indier wie mit einem Zauberstabe so Grosses bewirkte. Es war zugleich auch eine Wünschelruthe, die auf die Stelle hinwies, wo man die Mine eröffnen musste, und bald hatten auch die ausgezeichnetsten Gelehrten des Tages ihren Schacht „abgeteuft" und brachten das edele Erz zu Tage. Eine Zeit lang musste Jeder, der Sanskrit lernen wollte, nach England gehen. Bopp, Schlegel, Lassen, Rosen, Burnouf, alle brachten sie einige Zeit dort zu, indem sie Handschriften im „Ostindischen Hause" abschrieben und bei Wilkins, Colebrooke, Wilson und andern ausgezeichneten Mitgliedern des alten indischen Civilamtes Unterstützung fanden. Die erste genaue und streng wissenschaftliche Vergleichung der Grammatik des Sanskrit mit der des Griechischen und Lateinischen, des Persischen und Deutschen wurde von Franz Bopp 1816 angestellt.[1]) Er liess andere Aufsätze folgen und 1833 erschien der erste Band seiner „Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Slavischen, Gothischen und Deutschen." Dies Werk wurde erst fast 20 Jahre später, 1852, vollendet;[2]) es wird auf ewige Zeiten die sichere, feste

Grundlage der vergleichenden Philologie bleiben. August Wilhelm von Schlegel, der Bruder Friedrichs, benutzte den Einfluss, welchen er sich als deutscher Dichter erworben hatte, um das Studium des Sanskrit in Deutschland zu popularisiren. Seine „Indische Bibliothek" erschien 1819 bis 1830, und obgleich sie hauptsächlich Sanskrit-Literatur mittheilen und verbreiten sollte, so enthielt sie doch auch verschiedene Aufsätze über vergleichende Philologie. Diese neue Wissenschaft fand bald einen noch weit bedeutendern Beschützer an Wilhelm von Humboldt, dem würdigen Bruder Alexanders und damals einflussreichen preussischen Staatsmann. Seine Schriften, besonders die über Sprachphilosophie, machten während seiner Lebenszeit allgemeines Aufsehen und er hinterliess in dem grossen Werk über die Kawi-Sprache, das nach seinem Tode 1836 herauskam, ein dauerndes Denkmal seiner Studien. Ein anderer Gelehrter, der den Begründern der vergleichenden Sprachkunde beigezählt werden muss, ist der Professor Pott, dessen „etymologische Forschungen" zuerst 1833 und 1836 erschienen.[3]) Specieller in ihrem Endzwecke, aber auf dieselben allgemeinen Principien basirt war Jacob Grimm's „deutsche Grammatik", ein Werk, durch welches die historische Grammatik in Deutschland begründet wurde und das mit Recht kolossal genannt worden ist. Es erschien in vier Bänden in dem langen Zeitraum von 1819 bis 1837. Wir müssen hier auch eines ausgezeichneten Dänen, des Erasmus Rask, gedenken, der sich dem Studium der Sprachen des nördlichen Europa's widmete. Er reiste 1816 nach Persien und Indien und er zuerst erwarb sich eine gründliche Kenntniss des Zend, der Sprache des Zend-Avesta; er starb aber, ehe er Zeit fand, alle die Ergebnisse seiner gelehrten Forschungen zu veröffentlichen. Indessen hatte er doch bewiesen, dass die heilige Sprache der Parsis mit der heiligen Sprache der Brahmanen in engster Verbindung stand und dass sie, wie das Sanskrit, einige der ältesten Formationen des indo-europäischen Sprachstammes, beibehalten hat. Diese Forschungen über die altpersische Sprache

wurden von einem der grössten Gelehrten, welche Frankreich je hervorgebracht hat, von Eugène Burnouf, wieder aufgenommen. Die Werke Zoroasters waren zwar schon vorher von Anquetil Duperron übersetzt worden, dieser hatte aber nur eine neupersische Uebersetzung des Originals übersetzt. Burnouf war es, der vermöge seiner Kenntniss des Sanskrit und der vergleichenden Grammatik zum ersten Male die Worte des Gründers der uralten Religion des Lichts selbst entzifferte. Er hat ebenfalls zuerst denselben Schlüssel mit wirklichem Erfolge auf die Keil-Inschriften des Darius und Xerxes angewandt und sein allzu früher Tod wird lange Zeit nicht bloss von denen, welche, wie ich, so glücklich waren, ihn persönlich zu kennen und seinen Vorlesungen beizuwohnen, sondern auch von allen lebhaft beklagt werden, denen die orientalische Literatur und ächte orientalische Gelehrsamkeit am Herzen liegt.

Ich kann hier unmöglich alle die Gelehrten aufzählen, welche der Spur eines Schlegel, Humboldt, Bopp, Pott, Grimm und Burnouf folgten. Wie voll die Sprachwissenschaft blüht und wie reiche Früchte sie schon getragen hat, kann man am besten an der Bibliothek irgend eines tüchtigen vergleichenden Sprachforschers erkennen. Seit zehn Jahren erscheint in Deutschland eine besondere Zeitschrift für die vergleichende Philologie. Die philologische Gesellschaft in London giebt alljährlich einen werthvollen Band ihrer Verhandlungen heraus, und fast an jeder Universität (wenigstens in Deutschland) liest ein Professor über Sanskrit und zugleich über vergleichende Grammatik und Sprachwissenschaft.

Es entsteht nun die sehr natürliche Frage, wesshalb das Sanskrit einen so vollständigen Umschwung in dem classificatorischen Studium der Sprachen hervorzubringen vermochte? Wenn das Sanskrit die Ursprache der Menschheit oder wenigstens die Muttersprache des Griechischen, Lateinischen und Deutschen gewesen wäre, so hätte es begreiflicherweise zu einer ganz neuen Classification dieser Sprachen führen können; aber das Sanskrit steht zu dem Griechischen, Lateinischen,

Teutonischen, Celtischen und Slavischen nicht in demselben Verhältniss, wie das Latein zum Französischen, Italienischen und Spanischen. Sanskrit dürfte, wie wir schon oben sahen, nicht ihre Mutter, sondern nur ihre ältere Schwester zu nennen sein. Es nimmt in Bezug auf die classischen Sprachen eine Stellung ein, welche derjenigen ganz analog ist, in welcher das Provençalische zu den modernen romanischen Dialekten steht. Dies ist vollkommen wahr, und gerade diese Nothwendigkeit, die gegenseitigen Beziehungen und Verhältnisse zwischen dem Sanskrit und den andern Gliedern derselben Sprachenfamilie scharf und genau zu bestimmen, führte zu so wichtigen Ergebnissen und besonders zu der Aufstellung der Gesetze des phonetischen Wechsels als des einzigen sichern Mittels, die verschiedenen Grade der Verwandtschaft verwandter Dialekte abzumessen und so den Stammbaum der menschlichen Rede wieder herzustellen. Als das Sanskrit einmal seine richtige Stellung erlangt hatte, als man sich einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, dass eine Sprache existirt haben müsse, älter und ursprünglicher als Griechisch, Lateinisch und Sanskrit, und zu diesen drei sowohl als zum Teutonischen, Celtischen und Slavischen den gemeinsamen Hintergrund bildend, da schienen alle Sprachen von selbst in ihre richtige Stellung zu rücken. Der Schlüssel zum Räthsel war gefunden und alles Uebrige war nur noch Sache der Geduld. Man bemerkte, dass dieselben Beweisgründe, welche Sanskrit und Griechisch in eine coordinirte Stellung zu einander gebracht hatten, sich mit derselben Strenge auf die lateinische und griechische Sprache anwenden liessen, und nachdem einmal gezeigt war, dass das Latein in manchen Punkten primitiver sei, als das Griechische, da war es leicht zu bemerken, dass auch die teutonischen, celtischen und slavischen Sprachen eine Menge von Formationen enthielten, welche man unmöglich vom Sanskrit, Griechischen oder Lateinischen herleiten konnte. Man erkannte, dass alle als coordinirte Glieder ein und derselben Classe zu behandeln waren.

Der erste bedeutende, besonders durch die Entdeckung des Sanskrit ermöglichte Fortschritt in der Classification der Sprachen bestand also darin, dass die Gelehrten sich nicht mehr bei der Idee einer allgemeinen Verwandtschaft beruhigten, sondern nach den verschiedenen Verwandtschaftsgraden, in welchen die Glieder ein und derselben Classe zu einander standen, zu forschen begannen. Statt des sehr allgemeinen Ausdrucks Classe hören wir nun zuerst den viel bestimmtern geordneter Sprachfamilien gebrauchen.

Ein zweiter Schritt vorwärts liess nicht lange auf sich warten. Während zu einer ganz allgemeinen Feststellung des gemeinsamen Ursprungs gewisser Sprachen eine Vergleichung der Zahlwörter, Pronomina, Präpositionen, Adverbien und wesentlichsten Nomina und Verba hingereicht hatte, erkannte man bald die Nothwendigkeit, die genauern Grade und Abstufungen der Verwandtschaft mit einem sorgfältiger gewählten und feiner abgetheilten Massstabe zu messen. Einen solchen Massstab reichte die vergleichende Grammatik dar, d. h. eine wechselseitige Vergleichung der grammatischen Formen solcher Sprachen, deren Verwandtschaft unter einander man annahm, und diese Vergleichung wurde dann nach gewissen Regeln ausgeführt, nach welchen die phonetischen Umwandlungen der Buchstaben erfolgen.

Ein Blick auf die neueste Geschichte der Sprache wird dies deutlicher machen. Es konnte nie irgend ein Zweifel darüber obwalten, dass die sogenannten romanischen Sprachen, Italienisch, Wallachisch, Provençalisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch mit einander eng verwandt seien. Jedermann konnte ja sehen, dass sie alle vom Lateinischen abgeleitet waren; aber einer der ausgezeichnetsten französischen Gelehrten, Raynouard, der mehr für die Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen geleistet hat, als irgend ein Anderer, behauptete, dass das Provençalische allein eine Tochter des Lateinischen sei, während Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch Töchter des Provençalischen seien. Er behauptete, das Latein sei während des siebenten, achten

und neunten Jahrhunderts durch eine Zwischenstufe hindurchgegangen, welche er die lingua Romana nannte und von welcher er zu beweisen suchte, dass sie mit dem Provençalischen des südlichen Frankreichs, mit der Sprache der Troubadours identisch sei. Nach seiner Ansicht machte das Lateinische zunächst diese, durch die romanische oder provençalische Sprache repräsentirte gleichförmige Metamorphose durch und löste sich dann erst in die verschiedenen romanischen Dialekte Italiens, Frankreichs, Spaniens und Portugals auf. Diese von August Wilhelm v. Schlegel stark angegriffene und nachher von Sir Cornwall Lewis umständlich und genau kritisirte Theorie kann nur durch eine Vergleichung der provençalischen Grammatik mit der der andern romanischen Dialekte widerlegt werden. Nimmt man nun hier das Hülfsverbum sein und vergleicht seine Formen im Provençalischen und Französischen, so wird man sogleich bemerken, dass das Französische die lateinischen Originalformen mehrfach reiner bewahrt hat, als das Provençalische, und dass das Französische desshalb unmöglich als eine Tochter des Provençalischen und als eine Enkelin des Lateinischen classificirt werden kann. Im Provençalischen entspricht:

sem dem franz. nous sommes (Bourgogne: somes; Picardie: soumes; Normandie: sum, sums, sumes;),

etz dem franz. vous êtes (Bourg.: estes, esteiz; Picardie: iestes, estes; Norm.: estes;),

son dem franz. ils sont (Bourg. sont; Picardie: sont; Norm.: sunt; Anglo-norm.: sount),

und es wäre doch ein grammatisches Wunder, wenn verkrüppelte Formen, wie sem, etz und son sich wieder in die gesundern ursprünglichen lateinischern sommes (oder sumes), êtes (estes), sont (sunt) verwandelt haben sollten.

Wenn wir mit dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen dieselbe Probe anstellen, so sehen wir, wie sich ihre gegenseitige genealogische Stellung auf gleiche Weise durch eine Vergleichung ihrer grammatischen Formen bestimmen lässt. Es ist eben so unmöglich, das Lateinische

vom Griechischen, oder das Griechische vom Sanskrit einfach abzuleiten, wie das Französische als Umgestaltung des Provençalischen zu behandeln. Wenn wir uns an das Hülfsverb sein halten, so finden wir, dass ich bin im Sanskrit asmi, im Griechischen esmi (eimi), im Lithauischen esmi lautet. Die Wurzel ist as, die Endung mi.

Nun ist die Endung der zweiten Person si, was zusammen mit as oder es, in den drei Sprachen assi, essi, essi geben würde. Hier hat aber das Sanskrit, so weit zurück, als man seine Geschichte verfolgen kann, assi auf asi reducirt, und man könnte doch unmöglich annehmen, dass die vollkommenen oder, wie sie bisweilen genannt worden sind, organischen Formen im Griechischen und Lithauischen, es-si erst durch den Zustand der Verstümmelung, asi, im Sanskrit hindurchgegangen wären und dann plötzlich ihre gesunden Glieder wieder erhalten hätten.

Die dritte Person ist in allen drei Sprachen dieselbe, as-ti oder es-ti, und nach dem Verlust des finalen i erkennen wir sie im lateinischen est, im gothischen ist und im russischen est' wieder.

Dasselbe Hülfsverbum kann auch zu einem ausreichenden Beweise herbeigezogen werden, dass das Lateinische niemals durch die griechische oder, wie sie genannt zu werden pflegt, pelasgische Entwickelungsstufe hätte hindurchgehen können, sondern dass beide Sprachen von einander unabhängige Modificationen derselben Originalsprache sind. Im Singular ist das Lateinische weniger ursprünglich, als das Griechische; denn sum ist an die Stelle von es-um, es an die von es-is, est an die von es-ti getreten. Auch in der ersten Person der Mehrzahl steht sumus für es-umus, das Griechische esmes (esmen), das Sanskrit 'smas. Die zweite Person es-tis vergleicht sich mit dem griechischen es-te und ist ursprünglicher als die Sanskritform stha; aber in der dritten Person Pluralis ist das Lateinische wieder primitiver, als das Griechische. Die regelmässige Form würde as-anti lauten; dies wird im Sanskrit in santi verwandelt. Das Griechische hat

das s zu Anfang fallen lassen und das äolische enti geht endlich in eisi über. Das Lateinische hat dagegen das radicale s festgehalten, und es würde rein unmöglich sein, das lateinische sunt von dem griechischen eisi herzuleiten.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass die deutschen Formen mit ihrem Labialanlaut (b)in, (b)ist, ist, ebenso wie die englischen am, art, is nur secundäre Modificationen desselben ursprünglichen Verbs sind. Wir finden im Gothischen im (für ism), is (für iss), ist. Das Angelsächsische verwandelt s in r und so entsteht eom (für eorm), eart (für ears), is (für ist); Plural sind (für isind), sind, sind.

Indem sie diese Probe mit allen Sprachen anstellten, führten die Begründer der comparativen Philologie bald die Hauptdialekte Europa's und Asien's auf gewisse Familien zurück und vermochten nun auch in jeder Familie verschiedene Zweige zu unterscheiden, von denen jeder wieder aus zahlreichen, sowohl alten als neuen Dialekten bestand.

Es giebt indessen viele Sprachen, welche noch nicht zu Familien zusammengruppirt worden sind, und obgleich kein Grund vorhanden ist, daran zu zweifeln, dass einige von ihnen noch dereinst in ein System genealogischer Classification werden zusammengefasst werden, so thut man doch wohl daran, sich von Anfang an gegen die gewöhnliche, aber ganz und gar willkürliche Annahme zu verwahren, dass das Princip einer genealogischen Classification auf alle anwendbar sein müsse. Die genealogische ist ohne Zweifel die vollkommenste aller Classificationen, aber es giebt nur wenige Zweige der physischen Wissenschaft, in denen sie mehr als sehr partiell durchgeführt werden könnte. In der Sprachwissenschaft muss die genealogische Classification hauptsächlich auf den formalen oder grammatischen Elementen beruhen, welche nach den mancherlei Einwirkungen der phonetischen Veränderung nur durch eine in sich zusammenhängende Ueberlieferung aufbewahrt werden können. Wir wissen, dass das Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische von einer gemeinschaftlichen Quelle hergeleitet werden muss,

weil sie grammatische Formen gemein haben, welche keine dieser Sprachen aus eigenen Hülfsquellen hergeholt haben könnte und welche in keiner derselben ihre bestimmte Bedeutung oder, so zu sagen, ihr selbständiges Leben haben. Die Endung des Imperfects, im Spanischen ba, im Italienischen va, wodurch canto, ich singe, in cantaba und cantava umgeformt wird, hat in keinem dieser modernen Dialekte irgend eine Existenz für sich, irgend eine unabhängige Bedeutung. Sie hätte mit dem vom Spanischen oder Italienischen an sich dargebotenen Material niemals gebildet werden können. Sie musste von frühern Generationen überliefert worden sein, denen dieses ba oder va noch eine Bedeutung hatte. Wir verfolgen natürlich seine Spur im lateinischen bam, in cantabam, und hier kann nun bewiesen werden, dass bam ursprünglich ein unabhängiges, für sich bestehendes Hülfsverb war, dasselbe, welches im Sanskrit in bhavâmi, im Angelsächsischen in beom, ich bin, noch aufbewahrt ist. Die genealogische Classification findet desshalb eigentlich nur auf absterbende Sprachen ihre Anwendung, auf Sprachen, in welchen das grammatische Wachsthum durch den Einfluss der literarischen Ausbildung gehemmt worden ist, in welchen wenig Neues zugefügt, alles Alte möglichst lange beibehalten worden ist, und wo das, was wir Wachsthum oder Geschichte nennen, nichts weiter ist, als das Fortschreiten der phonetischen Corruption. Aber ehe die Sprachen verfallen, haben sie eine Periode des Wachsthums durchgemacht, und es scheint ganz und gar übersehen worden zu sein, dass Dialekte, welche während jener frühen Periode divergirten, naturgemäss jedem Versuche einer genealogischen Classification widerstehen würden. Wenn man sich z. B. der Art und Weise erinnert, in welcher, wie wir oben untersuchten, der Plural in der chinesischen und in anderen Sprachen gebildet wurde, so kann man doch da, wo jeder Dialekt seinen eigenen bezeichnenden Ausdruck, wie Haufen, Classe, Geschlecht, Herde, Gedränge, Schaar u. s. w. für die Mehrzahl wählt, vernünftigerweise keine Aehnlichkeit in grammatischen

Endungen erwarten, nachdem eben diese Bezeichnungen durch phonetische Corruption zu blossen Anzeigern der Mehrheit abgemahlen und abgerieben sind. Aber andrerseits würde daraus noch keineswegs folgen, dass solche Sprachen desshalb keinen gemeinsamen Ursprung haben können. Sprachen können einen gemeinsamen Ursprung haben, und dabei können doch, da die Wörter, welche sie ursprünglich zur Bezeichnung der Casus, Numeri, Personen, Zeiten und Modi gebrauchten, gänzlich verschieden waren, die grammatischen Endungen, zu welchen diese Wörter sich verkürzten und abschliffen, möglicherweise zu gar keinem Resultate führen, wenn man diese von den Wörtern übrig gebliebenen Endungen der Analyse der comparativen Grammatik unterwerfen wollte. Eine genealogische Classification solcher Sprachen ist desshalb der ganzen Sachlage nach geradezu unmöglich, wenigstens wenn diese Classeneintheilung vorzugsweise auf grammatische oder formale Zeugnisse basirt werden soll.

Man könnte indess annehmen wollen, dass solche Sprachen, wenn auch in ihrer grammatischen Gliederung verschieden, ihren gemeinsamen Ursprung doch durch die Gleichheit ihrer Radicalen oder Wurzeln darlegen würden. Sie werden dies auch ohne Zweifel in vielen Fällen thun. Sie werden wahrscheinlich ihre Zahlwörter, einige ihrer Pronomina und der gewöhnlichsten Ausdrücke des alltäglichen Lebens gemeinsam bewahrt haben. Aber selbst hier dürfen wir nicht zu viel erwarten und auch nicht erstaunen, wenn wir noch weniger finden, als wir erwartet. Wir erinnern an die mannigfachen Namen für „Vater" in den friesischen Mundarten. Statt des lateinischen frater findet man im Spanischen hermano, statt des lateinischen caput im Französischen tête, statt des lateinischen ignis ebenda feu, italienisch fuoco. Niemand wird doch an dem gemeinsamen Ursprung des Englischen und Deutschen zweifeln, und dennoch ist gerade die erste englische Ordinalzahl the first, obgleich sie dem deutschen „Fürst" entspricht, in der Bedeutung, *wie dies häufig mit deutschen Wurzelwörtern geschehen ist,* stark modificirt;[4])

der „Zweite“ ist ganz verschieden von the second, und zwischen dem Possessivpronom sein und dem englischen its besteht gar kein Zusammenhang. Diese dialektische Freiheit macht sich in Sprachen höhern Alters und ohne Literatur in noch weit grösserer Ausdehnung geltend, und Diejenigen, welche das natürliche Fortwachsen der Sprachen recht sorgfältig beobachtet haben, werden sich eben nicht darüber wundern, dass Dialekte desselben Ursprungs nicht bloss in ihrem grammatischen Bau, sondern auch in vielen jener Probewörter, welche man vorzugsweise zur Entdeckung der Verwandtschaft bei den Literatursprachen zu benutzen pflegt, Verschiedenheiten zeigen. Wie es dennoch möglich wird, die Verwandtschaft solcher Dialekte zu behaupten, werden wir nachher betrachten. Für den Augenblick ist es genügend, wenn ich erklärt habe, warum das Princip der genealogischen Classification nicht nothwendigerweise auf alle Sprachen anwendbar ist, und zweitens, warum man, wenn Sprachen sich genealogisch nicht in dieselbe Classe stellen lassen, noch keineswegs annehmen muss, dass sie vom Anfang an verschieden gewesen seien. Die so häufig wiederholte Behauptung, dass die Unmöglichkeit, diese genealogische Classification mit allen Sprachen vorzunehmen, zugleich die Unmöglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprachen beweise, ist nichts weiter, als eine Art von wissenschaftlichem Dogmatismus, der bekanntlich den freien Fortschritt der unbefangenen Untersuchung mehr als irgend sonst etwas hemmen kann.

Wir wollen nun weiter die Frage beantworten, wie weit die genealogische Classification der Sprachen vorgeschritten ist und wie viel Familien der menschlichen Sprache auf eine genügende Weise festgestellt worden sind. Erinnern wir uns noch einmal an die Punkte, welche uns die genealogische Classification nothwendig erscheinen liessen. Wir wünschten die Grundbedeutung gewisser Wörter und grammatischer Formen zu erfahren und bemerkten, dass wir, ehe wir den Ursprung solcher Wortformen, wie „ich liebe“ und „ich liebte“ zu ergründen versuchen könnten, auf die Urgeschichte und

den Urzustand des Worts zurückzugehen hätten. Wir fanden gleicherweise durch einen Seitenblick auf die Geschichte der romanischen Dialekte, dass die in der einen Sprache vorhandenen Wörter oft in einer andern in einer ursprünglichern Form erhalten worden waren, und dass es desshalb von der grössten Wichtigkeit war, alte Sprachen in denselben genealogischen Zusammenhang zu bringen, durch welchen Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch als die Glieder einer Familie zusammengehalten werden.

Indem wir auf die lebende Sprache Englands einen Blick warfen, folgten wir ohne Schwierigkeit ihrer Spur bis zu dem Angelsächsischen hinauf. Dies führte uns in das siebente Jahrhundert n. Chr. zurück; denn in dieses verlegen Kemble und Thorpe das altenglische Epos, den Beowulf, und darüber hinaus können wir auf englischem Boden nicht gehen. Wir wissen aber, dass die Sachsen, Angeln und Jüten vom Festlande kamen, und dort sprechen ihre Abkömmlinge längs der Nordküste Deutschlands noch heute Niederdeutsch[5]), was in den Herbergen Antwerpens, Bremens und Hamburgs von manchem englischen Matrosen fälschlich für ein verdorbenes Englisch gehalten worden ist. Das Niederdeutsche umfasst viele Dialekte in dem nördlichen Tiefland Deutschlands, aber in dem eigentlichen Deutschland werden sie fast nie zu literarischen Zwecken benutzt. Die friesischen Dialekte sind niederdeutsch, ebenso die holländischen und flämischen. Das Friesische hatte wenigstens schon im zwölften Jahrhundert, wenn nicht noch früher, seine eigene Literatur.[5b]) Im Holländischen, das bekanntlich noch heute eine National- und Literatursprache ist, finden wir im sechszehnten Jahrhundert literarische Denkmäler. Auch das Flämische war um diese Zeit die Sprache des Hofes von Flandern und Brabant, ist aber seitdem durch die officiellen Sprachen der Königreiche Holland und Belgien sehr beeinträchtigt, wenn schon nicht ganz unterdrückt worden. Das älteste Literaturwerk im Niederdeutschen, auf dem Continent, ist das christliche Epos, der Heljand (Heiland), das uns in zwei Manuscripten aus

dem neunten Jahrhundert erhalten ist und um diese Zeit zum Nutzen der neubekehrten Sachsen geschrieben wurde. Wir bemerken noch manche Spuren einer nicht unbeträchtlichen sächsischen oder niederdeutschen Literatur von jener Zeit an durch das ganze Mittelalter hindurch bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein. Aber von dieser Literatur ist nur wenig erhalten, und nachdem Luther die Bibel ins Hochdeutsche übersetzt hatte, war das Schicksal der niederdeutschen Literatur entschieden.

Die Literatursprache Deutschlands ist seit den Tagen Karls des Grossen das Hochdeutsche, das mit mancherlei mundartlichen Färbungen[6]) in ganz Deutschland gesprochen wird. Man kann in der Geschichte des Hochdeutschen drei Hauptperioden unterscheiden. Die gegenwärtige oder neuhochdeutsche Periode beginnt mit Luther, dem eigentlichen Begründer des Neuhochdeutschen, die mittelhochdeutsche erstreckt sich von Luther bis in das zwölfte Jahrhundert zurück; die althochdeutsche endlich von da bis in das siebente Jahrhundert.

Wir können also sowohl dem hochdeutschen, als dem niederdeutschen Zweige der teutonischen Sprache bis etwa in das siebente Jahrhundert nach Chr. folgen, dürfen aber nicht annehmen, dass vor jener Zeit eine einzige, gemeinsame teutonische Sprache von allen Germanenstämmen gesprochen worden sei *und nachher erst nach unsern Weisthümern, wie Grimm sagt, ein schneidendes Schwert in das Stromgebiet der Sprache gesteckt ward, damit das Wasser zu beiden Seiten abfliesse in den beiden Flüssen des Hoch- und Niederdeutschen.* Es hat nie eine gemeinsame, gleichförmige teutonische Sprache gegeben; auch lassen sich keine Belege dazu auffinden, dass zu irgend einer Zeit eine gleichförmige hochdeutsche oder niederdeutsche Sprache existirt habe, von der sich alle hochdeutschen und niederdeutschen Dialekte herleiteten. Wir können Angelsächsisch, Friesisch, Flämisch, Holländisch und Plattdeutsch nicht von dem alten Niederdeutsch ableiten, welches uns in dem Sächsischen des Con-

tinents im achten Jahrhundert erhalten ist. Nur so viel können wir behaupten, dass diese verschiedenen niederdeutschen Dialekte in England, Holland, Friesland und Niederdeutschland in verschiedenen Zeiten dieselben Entwickelungsstufen oder, so zu sagen, dieselben Breiten grammatischen Wachsthums durchmachten. Wir können auch noch zufügen, dass mit jedem weiter zurückliegenden Jahrhundert die Convergenz dieser Dialekte immer entschiedener hervortritt, aber wir sind durch kein historisches Zeugniss berechtigt, wirklich und thatsächlich eine einzige, gleichförmige niederdeutsche Ursprache anzunehmen, aus der sie alle herzuleiten wären. Dies ist eine blosse Fiction solcher Grammatiker, welche eine Mannigfaltigkeit von Dialekten ohne einen gemeinschaftlichen Grundtypus nicht begreifen können. Sie würden ebenso die Annahme einer ursprünglichen hochdeutschen Sprache als der Quelle nicht nur des literarischen Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen, sondern auch aller der örtlichen Mundarten Oestreichs, Baierns, Schwabens und Frankens postuliren; sie würden uns auch zu dem Glauben bewegen wollen, dass vor der Trennung in Hoch- und Niederdeutsch eine vollständige teutonische Sprache vorhanden gewesen sei, die, an sich noch nicht Hoch- oder Niederdeutsch, nur die Keime zu beiden in sich enthalten habe. Solch ein System mag den Zwecken der grammatischen Analyse ganz angemessen sein, es wird aber sofort misslich, wenn für diese grammatischen Abstractionen statt eines nebligen Grau der Hintergrund historischer Thatsachen sicher und lebensfrisch gefunden werden soll. So wie es Familien, Geschlechter, Bünde und Stämme gab, ehe ein Gesammtvolk sich bildete, so gingen die Dialekte der Gesammtsprache voran. Der Grammatiker, welcher für einen ursprünglichen Typus der teutonischen Sprache historische Wirklichkeit fordert, steht auf demselben Standpunkte mit dem Geschichtsforscher, welcher an einen Frankus glaubt, als einen Enkel des Hector und muthmasslichen Ahnherrn aller Franken, oder an einen Brutus, den mythischen Stammvater aller Briten. Wir

haben durchaus keinen Grund anzunehmen, dass damals, als die Germanenstämme nach einander von der Donau und der Ostsee südwärts zogen, um Italien und die römischen Provinzen zu überfluthen, als sich die Gothen, Longobarden, Vandalen, Franken und Burgunder unter ihren eigenen Königen und mit ihren eigenen Gesetzen und Gebräuchen in Italien, Gallien und Spanien ansiedelten, um in der Schlussscene der grossen römischen Tragödie ein Jeder seine Rolle zu spielen, dass sie damals alle ein und dieselbe Sprache geredet hätten. Wenn wir noch irgend welche literarische Documente von jenen alten Germanenstämmen besässen, so würden wir gewiss einer Menge von Dialekten begegnen, von denen vielleicht einige schon die Eigenthümlichkeiten des Hoch-, andere die des Niederdeutschen zeigen würden. Es ist dies auch nicht reine Conjectur; denn durch einen glücklichen Zufall ist uns wenigstens einer der Dialekte jener uralten Germanenstämme in der gothischen Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas erhalten worden.

Ich muss über diesen merkwürdigen Mann ein paar Worte sagen. Die Berichte der Kirchenhistoriker in Bezug auf die Zeit und die Hauptereignisse des Lebens des Ulfilas sind sehr widersprechend. Dies ist zum Theil dem Umstande beizumessen, dass Ulfilas ein arianischer Bischof war, und dass die Berichte, welche wir über ihn besitzen, von zwei entgegenstehenden Parteien, den arianischen und athanasianischen Schriftstellern, herrühren. Obgleich es nun, um über seinen Charakter ein Urtheil zu gewinnen, nothwendig sein dürfte, diese sich widersprechenden Zeugnisse zu sondern, so darf man doch wohl voraussetzen, dass bei der Feststellung der Chronologie und des einfachen Verlaufes seines Lebens seine eigenen Freunde weit bessere Mittel und Wege zu gründlicher Belehrung benutzen konnten, als die orthodoxen Geschichtsschreiber. Desshalb muss wohl aus den Schriften seiner Glaubensgenossen die Chronologie und der historische Umriss des Lebens dieses Bischofs festgestellt werden.

Die Hauptschriftsteller, welche man hier benutzen kann, sind Philostorgius, wie er uns vom Photius aufbewahrt ist, und Auxentius, wie er von Maximinus in einer vor Kurzem durch Professor Waitz[7]) in der Pariser Bibliothek entdeckten Handschrift uns erhalten ist. (Supplement. Latin. Nr. 594.) Dieses Manuscript enthält einige Schriften des Hilarius, die zwei ersten Bücher des Ambrosius De fide und die Acta des Concils von Aquileja (381). Auf dem Rande dieser Handschrift hat Maximinus den Anfang der Verhandlungen jenes Concils von Aquileja wiederholt und eigene Bemerkungen beigefügt, um zu zeigen, wie unbillig Palladius von Ambrosius behandelt worden sei. Er hat seine eigenen Ansichten über die arianische Controverse niedergeschrieben und auf fol. 282, seq. einen vom Auxentius, Bischof von Dorostorum (Silistria an der Donau) und Schüler des Ulfilas, über den Ulfilas geschriebenen Bericht copirt. Darauf folgen nochmals einige Dissertationen des Maximinus und auf foll. 314—327 ist eine von einem Halb-Arianer, einem Anhänger des Eusebius, und möglicherweise von Prudentius selbst an den Ambrosius gerichtete Abhandlung vom Maximinus abgeschrieben und für seine eigenen Zwecke ein wenig abgekürzt.

Vom Auxentius nun, wie wir ihn in der Abschrift des Maximinus besitzen, erfahren wir, dass Ulfilas in Constantinopel, wohin ihn der Kaiser zu einer Disputation eingeladen hatte, gestorben ist. Dies kann nicht nach dem Jahre 381 geschehen sein, weil nach demselben Auxentius Ulfilas vierzig Jahre lang Bischof gewesen und nach Philostorgius vom Eusebius geweiht worden war. Nun starb Eusebius von Nicomedien 341, und da Philostorgius sagt, dass Ulfilas von dem Eusebius und den Bischöfen, die um ihn waren, geweiht worden sei, so kann diese Weihung mit grosser Wahrscheinlichkeit in den Anfang des Jahres 341 gesetzt werden, als Eusebius in der Synode zu Antiochien den Vorsitz führte. Da Ulfilas zur Zeit seiner Consecration 30 Jahr alt war, so muss er 311 geboren sein, und da er 70 Jahr zählte, als er in Constantinopel starb, so muss sein Tod in das Jahr 381 fallen.

Professor Waitz setzte den Tod des Ulfilas in das Jahr 388, weil von Auxentius angegeben wird, dass andere arianische Bischöfe mit Ulfilas auf seiner letzten Reise nach Constantinopel gekommen waren und von den Kaisern wirklich das Versprechen einer neuen Kirchenversammlung erhalten hatten, dass aber die Ketzerpartei, d. h. die Athanasianer, die Veröffentlichung eines Gesetzes glücklich durchsetzten, das jede öffentliche oder geheime Disputation über den Glauben verbot. Maximinus, dem wir diese Notiz verdanken, hat zwei Gesetze aus dem Codex Theodosianus aus den Jahren 388 und 386 beigefügt, welche, wie er annimmt, zu dieser Streitfrage in Beziehung stehen. Dies zeigt, dass Maximinus selbst in Bezug auf das genaue Datum Zweifel hegte. Es ist aber keines der beiden Gesetze, wie Dr. Bessell vollständig erwiesen hat, auf den vorliegenden Fall anwendbar. Es sind eben Citate, welche Maximinus aufs Gerathewohl aus dem ihm vielleicht nicht sehr bekannten Codex Theodosianus gemacht und in denen er sich geirrt hat. Wenn man den Tod des Ulfilas in das Jahr 388 setzen wollte, so müsste die wichtige Notiz des Philostorgius, dass Ulfilas von Eusebius zum Bischof geweiht worden sei, aufgegeben werden und man müsste annehmen, dass Theodosius bis 388 mit den Arianern verhandelt habe, während man weiss, dass nach dem Jahre 383, wo der letzte Versuch einer Aussöhnung von Theodosius erfolglos gemacht worden war, der Partei des Ulfilas und seiner Freunde keine Gnade und Schonung mehr bewiesen wurde.

Wenn Ulfilas im Gegentheil 381 in Constantinopel starb, so konnte er recht wohl von dem Kaiser Theodosius dahin berufen worden sein, nicht zu einem Concil, sondern zu einem gelehrten Streit, ad disputationem, wie Dr. Bessell geistreich behauptet, und zwar gegen eine neue Secte der Arianer in Constantinopel, die Psathyropolisten.[8]) Um dieselbe Zeit, 380, nimmt Sozomenos[9]) Bezug auf die Bemühungen der Arianer, bei Theodosius Einfluss zu gewinnen. Er erwähnt, ebenso wie Auxentius, dass diese Bemühungen fehlschlugen

und dass ein Gesetz veröffentlicht wurde, um Disputationen über die Natur Gottes zu verbieten. Dies Gesetz ist im Codex Theodosianus noch vorhanden, und zwar unter dem Datum des Januars 381. Das Wichtigste aber ist, dass dieses Gesetz thatsächlich ein Rescript widerruft, welches von den arianischen Ketzern erschlichen worden war, und dass so die Angabe des Auxentius bestätigt wird, dass der Kaiser ihm und seiner Partei das Versprechen, ein neues Concil zu berufen, wirklich gegeben hatte.

Wir kehren nun zum Ulfilas zurück. Er ward also 311 geboren. Seine Aeltern stammten, wie uns Philostorgius erzählt, aus Cappadocien und waren von den Gothen aus einem, Sadagolthina genannten, bei der Stadt Parnassus belegenen Orte als Gefangene fortgeschleppt worden. Unter Valerian und Gallienus unternahmen, um 267, die Gothen diesen Zug von Europa nach Asien, nämlich nach Galatien und Cappadocien, und die christlichen Gefangenen, welche sie nach der Donau mit sich zurückführten, waren die Ersten, welche das Licht des Evangeliums unter den Gothen verbreiteten. Philostorgius war selbst ein Cappadocier und seine Angaben über die Abstammung des Ulfilas zu bezweifeln, ist kein Grund vorhanden. Ulfilas wurde mitten unter den Gothen geboren; Gothisch war seine Muttersprache, obgleich er später auch Lateinisch und Griechisch zu sprechen und zu schreiben vermochte. Philostorgius sagt, nachdem er von dem Tode des Crispus (326) gesprochen und ehe er zu den letzten Jahren des Constantin übergeht, dass Ulfilas „um diese Zeit" seine Gothen vom jenseitigen Ufer der Donau her in das römische Reich geleitet habe. Sie mussten ihr Vaterland verlassen, da sie wegen ihres Christenthums verfolgt wurden. Ulfilas war der Führer dieser Schaaren von Gläubigen und kam zu Constantin (nicht Constantius) als Gesandter. Dies kann natürlich nur vor 337, dem Todesjahre Constantins, stattgefunden haben. Es kann 328 gewesen sein, als Constantin einen Sieg über die Gothen erfochten hatte, und obgleich Ulfilas damals erst 17 Jahr alt war, so würde das

doch kein Grund sein, das Zeugniss des Philostorgius zu verwerfen, welcher sagt, dass Constantin den Ulfilas mit grosser Achtung behandelte und ihn den Moses seiner Zeit nannte. Da er seine gläubige Schaar über die Donau nach Mösien geführt hatte, konnte er recht wohl vom Kaiser mit Moses verglichen werden, der die Israeliten aus Aegypten durch das rothe Meer führte. Zwar stellt Auxentius denselben Vergleich zwischen Ulfilas und Moses an, nachdem er angegeben, dass Ulfilas vom Constantius mit grossen Ehrenbezeugungen empfangen worden sei; dies bezieht sich aber auf spätere Ereignisse, als Ulfilas schon sieben Jahre lang Bischof unter den Gothen gewesen war (348), und macht die Angabe des Philostorgius in Bezug auf die frühere Begegnung des Ulfilas und Constantin keineswegs unsicher. Sozomenos [10]) unterscheidet deutlich zwischen dem ersten Zug der Gothen über die Donau mit Ulfilas als ihrem Gesandten und zwischen den späteren Kämpfen Athanarichs mit Fridigern oder Fritiger, welche zu der Ansiedelung der Gothen im römischen Reiche führten. Wir müssen annehmen, dass nach dem Uebergang über die Donau Ulfilas einige Zeit bei seinen Gothen oder in Constantinopel blieb. Auxentius sagt, dass er das Amt eines Lectors versah und erst, als er das erforderliche Alter von 30 Jahren erreicht hatte, von Eusebius 341 zum Bischof geweiht wurde. Er brachte nun die ersten sieben Jahre seines Episkopats unter den Gothen zu und die übrigen dreiunddreissig Jahre seines Lebens „in solo Romaniæ“, wohin er mit Fritiger und den Thervingern gewandert war. In Bezug auf die Zeitangabe dieser gothischen Exodus herrscht einige Verwirrung, es ist aber durchaus nicht unwahrscheinlich, dass Ulfilas bei mehr als einer Gelegenheit die Rolle eines Gothenführers spielte.

Aus anderen Quellen erfahren wir über Ulfilas nur wenig mehr. Was die Kirchenhistoriker über die Beweggründe, die ihn zur Annahme der Lehren des Arius trieben, und über seinen Uebergang von der einen kirchlichen Partei zur andern sagen, verdient keinen Glauben. Ulfilas war nach

seinem eigenen Bekenntniss stets Arianer (semper sic credidi). Sokrates sagt, dass Ulfilas bei der Synode zu Constantinopel 360 zugegen war, was wahr sein kann, obgleich weder Auxentius noch Philostorgius davon sprechen. Der Verfasser der Acta des Nicetas lässt den Ulfilas zusammen mit Theophilus der Kirchenversammlung von Nicäa beiwohnen. Theophilus unterzeichnete sich zwar bei jenem Concil als gothischer Bischof, aber die Angabe, dass der damals vierzehnjährige Ulfilas den Theophilus begleitet habe, wird durch nichts bestätigt.

Ulfilas hat die ganze Bibel mit Ausnahme des Buches der Könige übersetzt. Für das Alte Testament benutzte er die Septuaginta, für das Neue den griechischen Text, aber nicht ganz in derselben Form, in der wir ihn besitzen. Unglücklicherweise ist der grössere Theil seines Werkes verloren gegangen und wir haben nur beträchtliche Partien der Evangelien, alle die ächten Briefe des heil. Paulus, obgleich auch nicht vollständig, und Fragmente eines Psalms, von Esra und Nehemia.[11])

Obgleich Ulfilas dem Stamme der Westgothen angehörte, wurde doch seine Uebersetzung von allen Gothenstämmen benutzt, indem sie nach Spanien und Italien vorrückten. Die gothische Sprache starb im neunten Jahrhundert aus, und nach dem Untergange der grossen Gothenreiche ging die Uebersetzung des Ulfilas verloren und wurde vergessen. Aber ein Manuscript des fünften Jahrhunderts ist in der Abtei Werden erhalten worden, und gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts lenkte ein gewisser Arnold Mercator, der im Dienste des Landgrafen von Hessen Wilhelm IV. stand, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf dieses alte, grosse Bruchstücke der Uebersetzung des Ulfilas enthaltende Pergament. Das unter dem Namen des Codex Argenteus bekannte Manuscript wurde später nach Prag gebracht, und als Prag 1648 von dem Grafen Königsmark genommen wurde, entführte er diesen Codex nach Upsala in Schweden, wo er noch heute als einer der grössten Schätze aufbewahrt wird.

Das Pergament ist purpurfarbig, die Buchstaben silbern und das Manuscript ist in massives Silber gebunden.

Der Cardinal Mai und der Graf Castiglione entdeckten 1818 noch einige Bruchstücke im Kloster Bobbio, wo sie wahrscheinlich von der Zeit an, wo das Reich Theodorichs des Grossen in Italien verfiel, verwahrt worden waren.

Ulfilas muss wirklich ein ausserordentlich begabter Mann gewesen sein, um zum ersten Male den Gedanken zu fassen, die Bibel in die Vulgärsprache seines Volkes zu übertragen. Zu seiner Zeit gab es in Europa nur zwei Sprachen, deren Anwendung einem christlichen Bischof gerechtfertigt erschien, nämlich die griechische und lateinische. Alle andern Sprachen wurden noch für barbarisch angesehen. Es erforderte einen prophetischen Blick und einen festen Glauben an die Vocation dieser halbwilden Stämme, und zugleich eine tiefe Ueberzeugung von der gänzlichen Fäulniss des römischen und byzantinischen Reiches, ehe sich ein Bischof dazu entschliessen konnte, die Bibel in den vulgären Dialekt seiner barbarischen Landsmänner zu übersetzen. Bald nach dem Tode des Ulfilas hatte sich die Zahl der christlichen Gothen in Constantinopel so bedeutend vermehrt, dass der Bischof von Constantinopel, Chrysostomus (397—405) sich dazu bewogen sah, in der Hauptstadt eine Kirche, wo der Gottesdienst gothisch gehalten werden musste, einzurichten.

Die Sprache des Ulfilas, das Gothische, gehört vermöge ihres phonetischen Baues zur niederdeutschen Classe, aber in ihrer Grammatik ist sie, mit wenigen Ausnahmen, weit ursprünglicher als das Angelsächsische des Beowulf oder das Althochdeutsche Karls des Grossen. Diese wenigen Ausnahmen sind indessen sehr wichtig, denn sie zeigen, dass es grammatisch und desshalb auch historisch unmöglich sein würde, entweder das Angelsächsische oder das Hochdeutsche oder beide[12]) vom Gothischen herzuleiten. Es würde z. B. unmöglich sein, die erste Person Pluralis Indicativi Præsentis, das althochdeutsche nerjamês als eine Corruption des gothischen nasjam zu behandeln; denn wir wissen von masi im

Sanskrit, mes im Griechischen, mus im Lateinischen, dass dies die ursprüngliche Endung der ersten Person Pluralis war.

Gothisch ist nur einer der zahlreichen Dialekte der germanischen Raçe, von denen einige die Literatursprachen von Ober- und Niederdeutschland, Holland, Friesland, den britischen Inseln u. s. w. mit Sprachstoff versorgten, während andere erloschen und andere von Jahrhundert zu Jahrhundert sich unbemerkt fortpflanzten, ohne jemals irgend eine Literatur zu erzeugen. Desshalb, weil das Gothische der einzige der parallellaufenden Dialekte ist, der bis ins vierte Jahrhundert zurück verfolgt werden kann, während die andern im siebenten unsern Blicken entschwinden, ist es von Einigen fälschlich für die Urquelle der ganzen teutonischen Sprache gehalten worden. Dieselben Beweisgründe indessen, welche wir gegen Raynouard anwandten, um zu zeigen, dass das Provençalische nicht für die Mutter der sechs romanischen Sprachen gehalten werden könne, würden mit gleicher Stärke gegen die Ansprüche des Gothischen sprechen, für mehr als die älteste Schwester des teutonischen Sprachenzweiges gehalten zu werden.

Es giebt nun einen dritten Strom teutonischer Rede, der seine Unabhängigkeit ebenso wie das Hoch- und Niederdeutsche behauptet und dem man in Bezug auf das Gothische, Nieder- und Hochdeutsche durchaus nur eine coordinirte Stellung anzuweisen hat. Wir meinen den skandinavischen Zweig. Er besteht gegenwärtig aus drei Literatursprachen, denen Schwedens, Dänemarks und Islands, und aus verschiedenen örtlichen Mundarten, besonders in den abgeschlossenen Thälern und Fjorden Norwegens[13]), wo jedoch die Literatursprache Dänisch ist.

Es wird gewöhnlich angenommen[14]), dass bis in das elfte Jahrhundert genau dieselbe Sprache in Schweden, Norwegen und Dänemark gesprochen und dass diese Sprache in der Abgeschlossenheit Islands fast unversehrt erhalten wurde, während sie sich in Schweden und Dänemark zu zwei neuen Nationalsprachen fortentwickelte. Es unterliegt auch keinem

Zweifel, dass der isländische Skalde seine Dichtungen in Island, Norwegen, Schweden, Dänemark, ja sogar unter seinen Landsleuten in England und Gardariki vortrug, ohne dass er befürchten musste, nicht verstanden zu werden, bis Wilhelm der Eroberer, wie es heisst, das Wälsche, d. i. das Französische in England einführte und bis slavische Sprachen von Osten her eindrangen.[15]) Aber obgleich man ein und dieselbe Sprache (damals Dänisch oder Norränisch genannt) verstand, so zweifle ich doch, ob auch wirklich nur eine Sprache von allen Normannen gesprochen worden sei und ob nicht die ersten Keime des Schwedischen und Dänischen schon lange vor dem elften Jahrhundert in den Dialekten der zahlreichen Clans und Stämme der skandinavischen Raçe hervorgesprosst sein möchten. Diese Raçe theilt sich offenbar in zwei Zweige, die von den schwedischen Gelehrten der ost- und westskandinavische genannt werden. Der erstere würde dann durch die alte Sprache Norwegens und Islands, der letztere durch das Schwedische und Dänische repräsentirt werden. Diese Theilung der skandinavischen Raçe hatte schon vor der Ansiedelung der Normänner in Schweden und Norwegen stattgefunden. Die westliche Abtheilung wanderte von Russland aus westwärts, fuhr von dem Festlande zu den Alands-Inseln hinüber und gelangte von da auf die Südküste der Halbinsel. Die östliche Abtheilung zog längs des bothnischen Busens hin, durchwanderte das von den Finnen und Lappen besetzte Land und liess sich in den nordischen Hochebenen nieder, von denen aus sie sich nach Süden und Westen verbreitete.

Die ältesten Bruchstücke der skandinavischen Sprache sind uns in den beiden Edda's erhalten, von denen die ältere oder poëtische alte mythische Dichtungen enthält, die jüngere oder Snorri's Edda einen Bericht über die alte Mythologie abstattet. Beide Edda's wurden nicht in Norwegen, sondern in Island, einer Irland an Grösse fast gleichkommenden Insel, die zuerst durch einige irische, im achten Jahrhundert sich dort niederlassende Mönche[16]) bekannt wurde, abgefasst. Im

neunten Jahrhundert wurden von Naddodd, Gardar und Flokki (860—870) Entdeckungsreisen nach Island unternommen und bald nachher wurde die entlegene, von Norwegen ungefähr 750 (engl.) Meilen entfernte Insel für die Puritaner und Republikaner der skandinavischen Halbinsel eine Art von Amerika. Harald Haarfagr (850—933) hatte die meisten norwegischen Könige besiegt und seine despotische Herrschaft hatte den Endzweck, die nordischen Freien in ein Vasallenverhältniss zu bringen. Diejenigen, welche zum Widerstande zu schwach waren, und sich doch nicht entschliessen mochten, sich dem Scepter Haralds zu unterwerfen, verliessen ihr Vaterland und wanderten nach Frankreich, England und Island aus (874). Es waren grösstentheils Edele und Freie und sie errichteten in Island bald eine aristokratische Republik, wie sie in Norwegen vor der Zeit Harald's bestanden hatte. Diese nordische Republik blühte munter auf. Das Christenthum wurde hier um das Jahr 1000 eingeführt. Schulen wurden gegründet, zwei Bischofthümer eingerichtet und die classische Literatur wurde mit demselben Eifer studirt, mit welchem ihre eigenen Nationalgesänge und Gesetze von eingebornen Gelehrten und Geschichtsschreibern gesammelt und erklärt worden waren. Die Isländer waren berühmte Reisende, und wir begegnen den Namen isländischer Gelehrten nicht allein in den Haupstädten Europa's, sondern auch auf den heiligen Stätten des Ostens. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zählte Island 50,000 Einwohner. Ihre intellectuelle und literarische Thätigkeit hielt sich bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wo die Insel von Hakon VI., König von Norwegen, erobert wurde, auf derselben Stufe. 1380 wurde Norwegen sammt Island mit Dänemark vereinigt, und als Norwegen 1814 an Schweden fiel, blieb Island bis auf den heutigen Tag unter dänischer Herrschaft.

Die alte Poësie, welche im achten Jahrhundert in Norwegen blühte und von den Skalden im neunten eifrig gepflegt wurde, würde in Norwegen selbst verloren gegangen sein,

wenn sie nicht die eifersüchtige Sorgfalt der nach Island ausgewanderten Parteigänger bewahrt und erhalten hätte. Der wichtigste Zweig ihrer traditionellen Poësie bestand aus kurzen Gesängen (hliod oder Quida), die sich auf die Thaten ihrer Götter oder Helden bezogen. Ihr Alter lässt sich nicht feststellen, aber sie waren gewiss schon vor der Auswanderung der Normannen nach Island vorhanden und gehören wahrscheinlich dem siebenten Jahrhundert an, d. h. derselben Periode, welche uns die ältesten Ueberreste des Nieder- und Hochdeutschen und des Angelsächsischen liefert. Sie wurden gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts von Sæmund Sigfusson (gest. 1133) gesammelt. 1643 wurde eine ähnliche Sammlung in Manuscripten des dreizehnten Jahrhunderts entdeckt und unter dem Titel der Edda (Ahne, Urgrossmutter oder Aeltermutter) herausgegeben. Diese Sammlung heisst die alte oder poëtische Edda, um sie von einem spätern, dem Snorri Sturluson (gest. 1241) zugeschriebenen Werke zu unterscheiden. Die jüngere oder prosaische Edda bestand aus drei Theilen: dem Spott des Gylfi, den Reden des Bragi und der Skalda oder ars poëtica. Snorri Sturluson ist der isländische Herodot genannt worden; sein Hauptwerk ist der „Heimskringla", der Weltring, welcher die nordische Geschichte von den mythischen Zeiten bis auf die Zeit des Königs Magnus Erlingsson (gest. 1177) enthält. Snorri hat wahrscheinlich während der Vorarbeiten zu seinem Geschichtswerk, ebenso wie Cassiodorus, Saxo Grammaticus, Paulus Diaconus und andere Historiker derselben Classe, die alten Gesänge seiner Nation gesammelt; denn seine Edda und besonders seine Skalda sind mit Bruchstücken alter National-Poësie angefüllt.

Die Skalda und die Regeln, die sie enthält, vergegenwärtigen uns den Zustand der Poësie im dreizehnten Jahrhundert; es lässt sich nichts Erkünstelteres, nichts von der ächten Poësie der alten Edda Abweichenderes denken, als diese ars poëtica des Snorri Sturluson. Einer der Hauptzüge dieser künstlichen oder skaldischen Poësie war der, dass

durchaus nichts mit seinem eigentlichen Namen genannt werden dürfe. Ein Schiff durfte nicht Schiff heissen, sondern das Thier des Meeres; Blut hiess der Schmerzensthau oder das Wasser des Schwertes. Ein Krieger durfte nicht einfach ein Krieger heissen, sondern ein bewaffneter Baum, ein Schlachtenbaum. Das Schwert war die Flamme der Wunden. In dieser dichterischen Sprache, welche jeder Skalde zu sprechen verpflichtet war, gab es nicht weniger als 115 Namen für Odin; eine Insel konnte mit 120 synonymen Ausdrücken bezeichnet werden. Die Proben alter Dichtkunst, welche Snorri citirt, sind aus den Skalden entlehnt, deren Namen in der Geschichte fortleben und die in der Zeit vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert blühten. Aber er citirt nie aus irgend einem in der ältern Edda enthaltenen Liede[17]); mochte er nun glauben, dass diese Lieder einer ganz andern und weit ältern Literaturperiode angehörten, oder dass sie zur Erläuterung der Schulregeln der skaldischen Dichter nicht zu brauchen seien; freilich wären auch diese Regeln durch den einfachen Stil der Nationalpoësie, welche das, was sie auszudrücken hatte, ohne absichtsvolle Anstrengung und Umschreibung ausdrückte, zu Schanden gemacht worden.

Wir haben somit für die modernen teutonischen Dialekte jene vier Hauptkanäle, aus denen sie hervorgingen — den hochdeutschen, niederdeutschen, gothischen und skandinavischen — nachgewiesen und zugleich gesehen, dass diese vier zugleich mit verschiedenen untergeordneten Mundarten von Anfang an als eben so viele Spielarten der teutonischen Sprache einander coordinirt werden müssen. Man mag immerhin der Bequemlichkeit wegen von dieser teutonischen Sprache als einer einzigen, als einem Zweige jener grossen Sprachenfamilie, zu der sie, wie wir bald sehen werden, gehört, reden, aber man darf dabei nie vergessen, dass diese ursprüngliche und gleichförmige Sprache historisch nie wirklich existirt hat und dass die Sprache der Germanen, wie alle andern, mit und in Dialekten begonnen hat, aus denen sich allmählig einige bestimmte nationale Niederschläge zu Boden setzten.

Wir müssen nun schneller vorwärts eilen und, statt die Genauigkeit einer Specialkarte im grössten Massstabe erzielen zu wollen, uns mit den grossen, aber anschaulichen Umrissen einer Weltkarte in unserer Uebersicht der Sprachen begnügen, welche zusammen mit der teutonischen die indo-europäische oder arische Sprachenfamilie bilden.

Wir betrachten zuerst die romanischen oder modern-lateinischen Sprachen. Wenn wir bloss örtliche Mundarten ausser Acht lassen, so haben wir gegenwärtig sechs literarische Modificationen des Lateinischen oder, genauer gesagt, des Altitalischen; nämlich die Sprachen Portugals, Spaniens, Frankreichs, der Wallachei[18]) und von Graubünden in der Schweiz, wo das sogenannte Rumänische oder Romanesische[19]) gesprochen wird. Das Provençalische, welches sich in der Poësie der Troubadours schon sehr früh zu einer feingebildeten Literatursprache entwickelte, ist jetzt zu einem blossen Patois herabgesunken. Das früheste provençalische Gedicht, der Gesang des Boëthius, wird im Allgemeinen dem zehnten Jahrhundert zugewiesen; Le Boeuf setzte es in das elfte; aber in dem vor Kurzem entdeckten Gesange der Eulalia haben wir jetzt eine Probe der Langue d'Oil oder des alten Nordfranzösischen, die der Zeit nach den ältesten poëtischen Mustern der Langue d'Oc oder des Alt-Provençalischen voranzustellen ist. Diese Denkmäler sind für die vergleichende Grammatik von hoher Wichtigkeit und für das Studium derselben kann überhaupt ein genaues Durchlesen der „Vergleichenden Grammatik der sechs romanischen Sprachen, vom Professor Diez" nicht dringend genug empfohlen werden.

Obgleich wir nun auf dem gewöhnlichen Wege diese sechs romanischen Sprachen bis in das Lateinische zurückverfolgen, so haben wir doch schon oben darauf hingewiesen, dass es nicht gelingen dürfte, aus dem classischen Latein eine vollkommene Erklärung ihres Ursprungs herzuleiten. Viele Bestandtheile der neulateinischen Dialekte müssen in den alten Mundarten Italiens und seiner Provinzen aufgesucht werden. Mehr als ein lateinischer Dialekt wurde vor dem

Aufblühen Roms hier gesprochen und einige wichtige Fragmente des nördlich von Rom gesprochenen Umbrischen und des südlich von Rom gesprochenen Oscischen sind uns in Inschriften erhalten. Die von den Samnitern gebrauchte und durch die Arbeiten Mommsens jetzt verständlich gewordene oscische Sprache hatte schon vor der Zeit des Livius Andronicus eine Literatur hervorgebracht, und die von Aufrecht und Kirchhoff so überaus sorgfältig bearbeiteten Tafeln von Iguvium legen Zeugniss ab von einer schon in so frühen Zeiten bei den Umbriern entwickelten priesterlichen Literatur. Oscisch wurde noch unter den römischen Kaisern gesprochen und ebenso mehrere unbedeutendere Dialekte in Nord- und Süd-Italien. Sobald als die Literatursprache Roms classisch und unveränderlich wurde, thaten diese Dialekte, welche selbst zur Zeit Dante's noch vulgär oder volksthümlich genannt werden, in ihrer geschichtlichen Laufbahn den ersten Schritt vorwärts.[20]) Die Verderbniss dieser modernen Dialekte ist wohl zum grossen Theil dem Umstande beizumessen, dass sie in der Form, in welcher wir sie nach dem achten Jahrhundert kennen lernen, wirklich neu-lateinische, von den teutonischen Barbaren angenommene Mundarten sind, und dabei nicht nur von teutonischen Wörtern, sondern sogar teutonischen Sprachweisen, Redensarten und Constructionen strotzen. Das Französische ist das Provinz-Latein, wie es die Franken, ein teutonischer Volksstamm, sprachen und auf ähnliche Weise, wenn auch nicht in derselben Ausdehnung, sind alle andern römischen Dialekte barbarisirt worden. Vom Anfang an war der Stamm, aus welchem die neu-lateinischen Sprachen hervorwuchsen, nicht das classische Latein, sondern die vulgären, lokalen, provinciellen Dialekte der mittlern, niedern und niedrigsten Menschenclasse des römischen Reiches. Viele der Wörter, welche dem Französischen und Italienischen ihren classischen Anstrich und Schein geben, sind wirklich viel spätern Ursprungs und wurden durch Gelehrte, durch Geistliche und Juristen des Mittelalters in die Sprache von aussen eingeführt; sie entgingen so der rauhen Behandlung, welche

die ursprünglichen vulgären Dialekte von Seiten der teutonischen Eroberer erfahren mussten.

Der nächste Zweig der indo-europäischen Sprachenfamilie ist der hellenische. Seine Geschichte seit der Zeit Homers bis auf den heutigen Tag darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die einzige Bemerkung, welche der vergleichende Philolog zu machen hat, ist die, dass es, wo möglich, eine noch verkehrtere Idee ist, das Griechische zur Mutter des Lateinischen zu machen, als das Englische vom Deutschen herzuleiten; im Gegentheil sind viele Formen im Lateinischen ursprünglicher als die ihnen entsprechenden Formen im Griechischen. Die Pelasger als die gemeinsamen Voraltern der Griechen und Römer zu denken, ist ein ähnlicher grammatischer Mythus, der jetzt wohl keiner ernsten Widerlegung mehr bedarf.

Der vierte Zweig unserer Familie ist der celtische. Die Celten scheinen von den Ariern zuerst nach Europa gekommen zu sein; aber der Andrang der folgenden Einwanderungen, vorzüglich der teutonischen Stämme, hat sie nach den westlichen Ländern und in der Neuzeit von Irland aus über den atlantischen Ocean getrieben. Gegenwärtig sind die einzigen dialektischen Ueberbleibsel das Kymrische und Gädhelische. Das Kymrische begreift das Wallisische, das vor Kurzem erloschene Cornische und das Armorikanische, in der Bretagne, in sich. Zum Gädhelischen gehört das Irische, das Gälische auf der Westküste von Schottland und der Dialekt der Insel Man. Obgleich diese celtischen Dialekte noch heute gesprochen werden, sind die Celten doch nicht mehr, wie die Germanen oder Slaven, für eine unabhängige Nation anzusehen. In frühern Zeiten erfreuten sie sich aber einer politischen Selbständigkeit und behaupteten sie mit Erfolg gegen Germanen und Römer. Gallien, Belgien und Britannien waren celtische Reiche und der Norden Italiens wurde hauptsächlich von ihnen bewohnt. Zur Zeit des Herodot finden wir Celten in Spanien, und die Schweiz, Tyrol und das Land südlich von der Donau war einst von celtischen

Stämmen besetzt; aber nach wiederholten Angriffen gegen die Culturländer und nachdem sie lateinische und griechische Autoren mit den Namen ihrer Könige vertraut gemacht, verschwinden sie aus dem Osten Europa's. Es wird angenommen, dass Brennus König bedeute, das wallisische brennin. Ein Brennus eroberte (390) Rom, ein anderer Brennus bedrohte (280) Delphi. Ungefähr um dieselbe Zeit siedelte sich eine celtische Colonie in Asien an und gründete Galatia, wo die zur Zeit des heiligen Hieronymus gesprochene Sprache noch immer die gallische war. Celtische Wörter sind im Germanischen, Slavischen und selbst im Lateinischen zu finden, aber nur als fremde Ausdrücke, und ihre Zahl ist viel kleiner, als man gewöhnlich annimmt. Eine weit grössere Zahl lateinischer und germanischer Wörter haben seitdem ihren Weg in die modernen celtischen Dialekte gefunden, und diese sind häufig von celtischen Enthusiasten für Originalworte gehalten worden, von denen das Deutsche und Lateinische seinerseits abzuleiten wäre.

Den fünften Zweig, welcher gewöhnlich der slavische genannt wird, bezeichne ich lieber mit dem Namen des Wendischen oder Windischen, da Winidæ einer der ältesten und umfassendsten Namen ist, unter welchem diese Stämme den ältern Historikern Europa's bekannt waren. Wir haben diese Stämme in zwei Abtheilungen, den lettischen und slavischen Stamm, zu theilen, von denen der letztere wieder in einen südost- und westslavischen Zweig zu theilen ist.

Die lettische Abtheilung besteht aus Sprachen, welche den literarischen Studien sehr ferne liegen, für Sprachstudien aber von grosser Wichtigkeit sind. Lettisch ist die gegenwärtig in Kurland und Liefland lebende Sprache. Litthauisch heisst eine, jetzt noch von 200,000 Menschen in Ostpreussen und von mehr als einer Million in den angrenzenden Landestheilen Russlands gesprochene Sprache. Das älteste literarische Denkmal des Litthauischen ist ein kleiner Katechismus aus dem Jahre 1547.[21]) In diesem und selbst in der Sprache, wie sie jetzt der litthauische Bauer spricht, sind einige

grammatische Formen ursprünglicher und dem Sanskrit ähnlicher, als die entsprechenden Formen im Griechischen und Lateinischen.

Das Altpreussische, welches mit dem Litthauischen nahe verwandt ist, erlosch im sechszehnten Jahrhundert, und die ganze Literatur, welche es hinterlassen hat, besteht aus einem alten Katechismus.

Lettisch ist die Sprache Kurlands und Lieflands, in seiner Grammatik moderner, als das Litthauische, jedoch nicht unmittelbar davon abgeleitet.

Wir kommen nun zu den eigentlich so genannten slavischen Sprachen. Der östliche Zweig umfasst das Russische mit verschiedenen lokalen Dialekten, dem Bulgarischen und Illyrischen. Das älteste Schriftdenkmal dieses östlichen Zweiges ist das sogenannte Kirchenslavische, d. h. Alt-Bulgarische, in welche Sprache Cyrillus und Methodius die Bibel um die Mitte des neunten Jahrhunderts übersetzten. Dies ist die noch heute bei der ganzen Slavenraçe beglaubigte und eingeführte Bibelübersetzung[22]) und sie ist für das Studium der slavischen Sprache eben das, was das Gothische für das Studium der germanischen. Das Neu-Bulgarische ist im Gegentheil, so weit grammatische Formen in Betracht kommen, von den slavischen Dialekten am meisten reducirt, d. h. in seinen Flexionsendungen sehr vereinfacht.

Mit dem Namen Illyrisch, über dessen Angemessenheit sich streiten lässt, umfasst man die serbischen, croatischen und slavonischen Dialekte. Literarische Fragmente des Slavonischen oder Slovenischen reichen bis in das 10. Sæc. zurück.[23])

Der westliche Zweig umfasst die Sprachen Polens, Böhmens und der Lausitz. Die älteste Probe des Polnischen gehört dem vierzehnten Jahrhundert an; es ist der Psalter der Margaretha. Das Böhmische hat man noch vor Kurzem bis in das neunte Jahrhundert zurück verfolgen wollen; aber die meisten dieser altböhmischen Dichtungen werden jetzt für unächt gehalten und es ist sogar zweifelhaft, ob eine alte, zwischen den Zeilen geschriebene Uebersetzung des Evan-

geliums Johannis dem zehnten Jahrhundert zugeschrieben werden kann.[24])

Die Sprache der Lausitz wird wahrscheinlich nur noch von 150,000 Menschen gesprochen, die bekanntlich Wenden genannt werden. *A. v. Roon giebt 1845 noch 245000 an.*

Wir haben nun alle Sprachen unserer ersten oder arischen Familie, insofern sie in Europa gesprochen werden, untersucht; nur das Albanische bleibt uns noch zu betrachten übrig. Diese Sprache ist offenbar ein Glied derselben Familie; da es aber vom Griechischen und den andern genau untersuchten Sprachen hinlänglich verschieden ist, so hat man es auf einen der den Griechen benachbarten Stämme, auf den illyrischen, zurückzuführen versucht und angenommen, dass es der einzige noch lebende Repräsentant der verschiedenen sogenannten Barbarensprachen sei, welche die Dialekte Griechenlands umgaben oder sich zwischen sie hineinschoben.

Wir gehen nun von Europa hinüber nach Asien und beginnen hier sogleich mit dem äussersten Süden, mit den Sprachen Indiens. Da ich die Geschichte des Sanskrit schon in einer frühern Vorlesung skizzirt habe, so wird für jetzt eine nochmalige Hervorhebung der verschiedenen Perioden dieser Sprache genügen. Wir sahen, wie sie um 1500 v. Chr. mit dem Dialekt der Veda's, dem das moderne Sanskrit folgt, anhob; daran schliessen sich die volksthümlichen Dialekte des dritten Jahrhunderts v. Chr.; die Prakrit-Dialekte der Schauspiele und die noch heute lebenden Mundarten, wie das Hindí, Hindustání, Mahrattí, Bengalí. Es giebt für den Sprachforscher in der durch viele Jahrhunderte gehenden Geschichte der Sprache Indiens viele interessante Punkte und man hat mit Recht gesagt, dass das Sanskrit zur Sprachwissenschaft in demselben Verhältniss steht, wie die Mathematik zur Astronomie. In diesem nur einleitenden Cursus von Vorlesungen würde es indessen nur unstatthaft erscheinen, auf eine specielle Analyse des grammatischen Organismus dieser Sprache der Sprachen tiefer einzugehen.

Ueber einen Punkt indessen mag es mir verstattet sein, einige Worte zu sagen. Man hat mich häufig gefragt: „Wie kannst Du aber beweisen, dass die Sanskrit-Literatur wirklich so uralt ist, wie man dies voraussetzt? Wie kannst Du irgend welche indische Daten vor der Zeit der Eroberungszüge Alexanders feststellen? Wie kann man sich auf Sanskrit-Manuscripte so unbedingt verlassen, die ja unächt, gefälscht und untergeschoben sein können?“ Es ist freilich leichter, solche Fragen zu stellen, als sie zu beantworten, wenigstens sie kurz und allgemein verständlich zu beantworten; vielleicht dürfte aber doch die folgende Beweisführung zu einer theilweisen Beantwortung gute Dienste leisten und zeigen, dass das Sanskrit wenigstens einige Jahrhunderte vor Salomo in Indien als Sprache lebte. In den Vedahymnen, d. h. in den ältesten literarischen Erzeugnissen im Sanskrit, ist der geographische Gesichtskreis grösstentheils auf den Nordwesten Indiens beschränkt. Nur an sehr wenigen Stellen kommen Anspielungen auf das Meer oder die Meeresküste vor, während die alten Sänger mit den Schneegebirgen und den Strömen des Pendscháb, so wie mit den Thalgegenden des obern Ganges wohl vertraut sind. Es waltet in der That kein Zweifel ob, dass das Volk, welches Sanskrit sprach, vom Norden her nach Indien einwanderte und allmählig seine Herrschaft nach Süden und Osten ausdehnte. Nun kann aber bewiesen werden, dass zur Zeit Salomo's Sanskrit nach Süden zu, wenigstens bis zu der Mündung des Indus hin, gesprochen wurde.

Bekannt ist die Flotte von Tarsis (griech. Tartēssos)[25], welche Salomo auf dem Meere hatte, und die zugleich mit den Schiffen Hirams alle drei Jahre einmal kam und Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen brachte. „Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezeon Geber, am Ufer des Schilfmeeres, und Hiram sandte seine Knechte im Schiff... und kamen gen Ophir und holeten daselbst Gold[26]), oder, wie es anderswo heisst[27]), sie brachten aus Ophir sehr viel rothes Sandelholz und Edelgesteine.“

Ueber die Lage dieses Ophir ist gar viel geschrieben worden, aber es dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, dass es Indien war. Die Namen für Affen, Pfauen, Elfenbein und Almugim oder Sandelholz sind Fremdwörter im Hebräischen, wie etwa Gutta-Percha oder Gummi im Deutschen. Wenn wir nun zu wissen wünschen, von welchem Theile der Welt das Wort Gutta-Percha zuerst bei uns eingeführt worden ist, so können wir wohl sicher darauf schliessen, dass es aus dem Lande kam, wo seine Wortformen wirklich zur gesprochenen Sprache gehörten.[28] Wenn wir daher eine Sprache finden können, welcher die im Hebräischen fremden Namen für Affen, Pfauen, Elfenbein und Sandelholz ursprünglich angehören, so können wir zugleich sicher annehmen, dass das Land, in welchem diese Sprache gesprochen wurde, das Ophir der Bibel gewesen sein muss. Diese Sprache ist aber keine andere, als Sanskrit.

Der Affe heisst im Hebräischen Koph, in den semitischen Sprachen ein Wort ohne Etymologie, aber beinahe gleichklingend mit kapi, *dem Hurtigen,* im Sanskrit *und Malabarischen*.

Elfenbein wird entweder karnoth-schēn, Zahnhörner, oder schen-habbim genannt. Dieses habbim lässt sich wieder nicht aus dem Hebräischen ableiten, ist aber höchst wahrscheinlich aus dem Sanskrit-Namen für den Elephanten, ibha, dem der semitische Artikel voransteht, verderbt.[29]

Pfauen heissen im Hebräischen tukhiim, ein Wort, das sich aus dem an der Küste Malabar noch gewöhnlichen togeï erklären lässt, welches wiederum mit dem Sanskritworte śikhin (mit einem Federbusch versehen) zusammenhängt.[30]

Alle diese Handelsartikel sind in Indien einheimisch, wenn sie auch in andern Ländern gleichfalls zu finden gewesen sein mögen. Algumim aber oder der Algum-Baum gehört insofern, als die Erklärer ihn mit Recht für Sandelholz halten, nur theilweise hierher. Sandelholz wird als einheimisch nur auf der Küste Malabar gefunden und einer seiner vielen Namen ist dort und im Sanskrit valguka.

Dieses valgu(ka) ist offenbar der Name, den jüdische und phönizische Kaufleute zu algum verderbten und der im Hebräischen noch weiter in almug verwandelt wurde.

Der Ort nun, wo die Flotte Salomo's und Hirams, wenn sie durch das rothe Meer gefahren war, der Wahrscheinlichkeit nach landete, war die Mündung des Indus. Dahin mochten Gold und Edelsteine vom Norden den Indus herunter gebracht worden sein und Sandelholz, Pfauen und Affen mochten aus dem centralen und südlichen Indien ebendahin gelangen. Gerade in dieser Gegend giebt uns Ptolemæus den Namen Ahiria oberhalb Pattalene an.[31]) In dieselbe Lokalität versetzen Hindu-Geographen das Abhîra oder Âbhîra genannte Volk und in derselben Gegend kennt Mac Murdo in seinem Berichte über die Provinz Kutsch noch heute einen Volksstamm Ahir, wahrscheinlich die Abkömmlinge jenes Volkes, das an Hiram und Salomo sein Gold, seine Edelsteine, Affen und Pfauen und sein Sandelholz verkaufte.[32])

Wenn dann in dem Veda die Sanskrit sprechenden Völker noch im Norden Indiens ansässig waren, während sich zur Zeit Salomo's ihre Sprache bis nach Kutsch und selbst bis an die Küste Malabar ausgebreitet hatte, so wird dies jedenfalls beweisen, dass das Sanskrit nicht von gestern, sondern wenigstens eben so alt ist, als das Buch Hiob[33]), in welchem das Gold vom Ophir erwähnt wird.

Sehr eng verknüpft mit dem Sanskrit, im Besondern mit dem Veda-Sanskrit, ist die alte Sprache des Zend-avesta[34]), das sogenannte Zend, oder die heilige Sprache der Anhänger des Zoroaster, oder der Feuer-Anbeter. Hauptsächlich durch das Sanskrit und mit Hülfe der vergleichenden Sprachkunde ist der alte Dialekt der Parsis oder Feuer-Anbeter wirklich entziffert worden. Die Handschriften waren durch die Parsi-Priester in Bombay aufbewahrt worden, wohin eine Colonie von Feuer-Anbetern im zehnten Jahrhundert[35]) geflohen und im Lauf der Zeit zu beträchtlichem Reichthum und Einfluss gelangt war. Andere Niederlassungen von Guebern sind in Yezd und Theilen von Kerman zu finden. Der Franzose Anquetil

Duperron übersetzte das Zend-avesta zuerst, aber nicht aus dem Original, sondern aus einer modernen persischen Uebertragung. Der erste Europäer, welcher den Urtext des Zoroaster zu lesen versuchte, war der Däne Rask, und nach seinem frühzeitigen Tode feierte der Franzose Burnouf einen der grössten Triumphe in der neuern Gelehrtenwelt, indem er die Sprache des Zend-avesta entzifferte und ihre nahe Verwandtschaft mit dem Sanskrit nachwies. Dieselben Zweifel, welche man über Alter und Aechtheit der Vedaschriften ausgesprochen hatte, wurden in Bezug auf das Zend-avesta von Männern wiederholt, welche als Orientalisten das grösste Ansehen genossen, von einem Sir W. Jones und sogar von dem jüngst verstorbenen Prof. Wilson; aber Burnouf's zuerst nur auf grammatische Belege basirte Beweisgründe waren unwiderleglich und sind vor Kurzem auf eine ausgezeichnete Weise durch die Entdeckung der Inschriften des Darius und Xerxes in Keilschrift bestätigt worden. Dass ein Zoroaster, ein Weiser des Alterthums gelebt habe, war schon lange vor Burnouf bekannt. Plato spricht von einem Lehrer der zoroastrischen Magie (Μαγεία) und nennt den Zoroaster einen Sohn des Oromazes.[36])

Dieser Name Oromazes ist wichtig; denn Oromazes ist offenbar für Ormuzd, den Gott der Zoroastrier, gesagt. Der Name dieses Gottes, wie er auf den Inschriften des Darius und Xerxes gelesen wird, lautet Auramazdâ, was dem platonischen Oromazes sehr nahe kommt.[37]) So sagt Darius an einer Stelle: „Durch die Gnade des Auramazdâ bin ich König; Auramazdâ gab mir das Königreich.“ Was bedeutet aber nun Auramazdâ? Wir erhalten einen Wink aus einer Stelle in den achämenischen Inschriften, wo Auramazdâ in zwei Wörter zerlegt wird und beide declinirt werden. Der Genitiv kommt an derselben in der Form Aurahya mazdâha vor. Aber auch dies ist unverständlich und in der That nur eine phonetische Corruption des Namens der obersten Gottheit, wie er auf jeder Seite des Zend-avesta vorkommt, nämlich Ahurô mazdâo (Nom.). Hier werden ebenfalls beide Wörter

declinirt und statt Ahurô mazdâo findet man auch Mazdâo ahûro.[38]) Dieser Ahurô mazdâo wird nun in dem Zend-avesta als der Weltschöpfer und Herrscher dargestellt, als gut, heilig und wahr und als kämpfend gegen alles Böse, Finstere und Falsche. „Die Gottlosen kommen um durch die Weisheit und Heiligkeit des lebendigen weisen Geistes.“ In den ältesten Hymnen hat die Macht der Finsterniss, welche dem Ahurô mazdâo gegenüber steht, ihren besondern Namen noch nicht erhalten; sie heisst Angrô mainyus, das spätere Ahriman; aber sie wird schon als Macht bezeichnet, als Drukhs oder Trug und die Hauptlehre, mit welcher Zoroaster hervortrat, war die, dass wir zwischen diesen beiden Mächten zu wählen hätten, dass wir gut und nicht böse sein müssten. Seine Worte lauten:

„Im Anfang gab es ein Paar Zwillinge, zwei Geister, ein jeder von eigenthümlicher Thätigkeit. Diese sind das Gute und das Schlechte in Gedanken, Wort und That. Wähle einen dieser beiden Geister. Sei gut, nicht schlecht!“[39]) Oder anderswo:

„Ahuramazda ist heilig, wahr, wegen der Wahrhaftigkeit, wegen heiliger Thaten verehrungswerth.“ „Du kannst nicht beiden dienen.“

Wenn wir nun beweisen wollten, dass Angelsächsisch eine wirkliche Sprache und älter als Englisch sei, so würde eine blosse Vergleichung einiger Wörter, wie lord und hlaford, gospel und godspel, genügen. Hlaford hat eine Bedeutung[37b]), lord hat keine; daher können wir dreist behaupten, dass ohne ein solches Compositum, wie hlaford, das Wort lord nie entstanden sein würde. Dasselbe findet statt, wenn wir die Sprache der Keilinschriften des Darius mit dem Urtext des Zend-avesta vergleichen. Auramazdâ ist offenbar verderbt aus Ahurô mazdâo, und wenn die Sprache der Bergberichte von Behistun ächt ist, dann ist auch, a fortiori, die Sprache des Zend-avesta ächt, wie sie Burnouf viel früher als die Sprache des Cyrus und Darius entziffert hatte. Was heisst aber denn Ahurô mazdâo? Hier bleibt uns das Zend

die Antwort schuldig; wir müssen uns aber nach dem Sanskrit als der ursprünglichern Sprache gerade so umsehen, wie wir vom Französischen auf das Italienische zurückgingen, um die Originalform und Bedeutung von feu zu entdecken. Den Regeln gemäss, welchen die Veränderungen der dem Zend und Sanskrit gemeinschaftlichen Wörter unterworfen sind, entspricht Ahurô mazdâo im Sanskrit den Formen Asuro medhas, und dies würde nichts mehr und nichts weniger bedeuten, als weiser Geist.

Wir haben Ausgaben, Uebersetzungen und Commentare des Zend-avesta von Burnouf, Brockhaus, Spiegel und Westergaard, dennoch bleibt hier noch viel zu thun übrig. Dr. Haug, jetzt in Puna wohnhaft, hat vor Kurzem das von Burnouf unvollendet gelassene Werk in Angriff genommen. Er hat nachgewiesen, dass der Text des Zend-avesta, wie wir ihn besitzen, Bruchstücke von sehr verschiedenem Alter umfasst, und dass nur die allerältesten, die sogenannten Gâthâs, dem Zarathustra zugeschrieben werden können. „Diese Partie, schreibt er in einer eben aus Indien angelangten Vorlesung, ist im Vergleich zu der ganzen Masse der Zendfragmente sehr klein, aber an der Verschiedenheit des Dialekts leicht zu erkennen. Die wichtigsten, in diesem besondern Dialekt geschriebenen Stücke werden Gâthâs oder Gesänge genannt und sind in fünf Sammlungen zusammengestellt; sie zeigen verschiedene Versmasse, welche meistentheils mit denen der Vedas übereinstimmen; ihre Sprache kommt dem Veda-Dialekt sehr nahe.“ Es ist zu bedauern, dass Dr. Haug in derselben Vorlesung, welche so vieles, das noch sehr werthvoll zu werden verspricht, bietet, die Meinung mit seiner Autorität zu stützen sucht, dass Zoroaster oder Zarathustra in dem Rig-Veda als Jaradashṭi erwähnt werde. Die Bedeutung von jaradashṭi mag im Sanskrit-Lexikon der russischen Akademie nachgesehen werden, und kein Sanskrit-Gelehrter würde im Ernst daran denken, das Wort mit „Zoroaster“ zu übersetzen.

Zu welcher Zeit Zoroaster gelebt, ist eine schwierigere Frage, welche wir hier nicht weitläufig besprechen können.[40])

Es muss genügen, bewiesen zu haben, dass er gelebt hat, dass sein Zend eine wirkliche Sprache ist und dass es der Zeit nach der Sprache der Keilinschriften vorangeht.

Wir geben im Folgenden eine Uebersicht der Geschichte der persischen Sprache vom Zend an bis zu den Inschriften der achämenischen Dynastie; ferner von da an bis zu dem sogenannten Pehlevi oder Huzvaresch (besser Huzûresch), der Sprache der Sassaniden-Dynastie (226—651), wie sie in dem Dialekt der Zend-avesta-Uebersetzungen und in der officiellen Sprache der Sassaniden-Münzen und Inschriften vorliegt. Dieses Pehlevi ist sehr merklich mit semitischen, wahrscheinlich von Syrien aus eingeführten Elementen vermischt. In einer spätern, auch von den semitischen, im Pehlevi so häufigen Elementen befreiten Form erscheint dann die persische Sprache wieder als Parsi, welches nur wenig von der Sprache des Firdusi, des grossen epischen Dichters, des Verfassers des Shahnámeh (um 1000 nach Chr.) verschieden ist. Das spätere Persisch zeigt einen allmähligen Zuwachs von arabischen Wörtern, welche sich seit der Eroberung Persiens und seit der Bekehrung der Perser zum Islam in die Sprache eingeschlichen haben.

Die andern Sprachen, welche durch ihre Grammatik und ihr Wörterbuch im Allgemeinen eine Verwandtschaft mit dem Sanskrit und dem Persischen zeigen, aber einen zu abgesonderten und nationalen Charakter erhalten haben, um als blosse Dialekte einrangirt werden zu können, sind die von Afghanistan oder das Puschtú, die Sprache von Bokhára, die Kurdensprache, die ossetische Sprache im Kaukasus und das Armenische. Es könnte über jede dieser Sprachen und über ihre Ansprüche auf eine Classificirung als unabhängige Glieder der arischen Familie viel gesagt werden, aber wir fürchten zu weitläufig zu werden, und es hat auch keine einzige derselben bis jetzt die Bedeutung erlangt, welche den Landessprachen Indiens, Persiens, Griechenlands, Italiens und Deutschlands und andern Zweigen des arischen Sprachstammes, welche kritisch analysirt worden sind und historisch in den

auf einander folgenden Perioden ihres literarischen Daseins studirt werden können, beizulegen ist. Eine Sprache giebt es indess noch, welche wir zu erwähnen vergessen haben und die Asien und Europa auf gleiche Weise angehört, die Sprache der Zigeuner. Wenn schon diese Sprache in ihrer Grammatik sehr verkommen ist und einen aus allen den Ländern, durch welche die Zingari hindurchgezogen, zusammengestohlenen Wörterschatz enthält, so ist sie doch offenbar aus Hindostan ins Exil gegangen.

Sie ersehen aus der Uebersichtstafel[41]), dass es möglich ist, die ganze arische Familie in zwei Abtheilungen zu vertheilen: eine südliche, welche die indischen und iranischen Classen umfasst und eine nördliche oder nordwestliche, welche alle übrigen enthält. Sanskrit und Zend haben gewisse Wörter und grammatische Formen gemeinschaftlich, welche in keiner andern arischen Sprache vorkommen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Vorfahren der Vedadichter und der Anbeter des Ahurô mazdâo, nachdem sie die uralte Heimath der ganzen arischen Raçe verlassen hatten, einige Zeit zusammen lebten. Wir wollen uns dies ganz deutlich machen: die genealogische Classification der Sprachen, wie sie in dieser Uebersichtstafel aufgezeichnet ist, hat ihre historische Bedeutung. So gewiss, als die sechs romanischen Dialekte auf eine ursprüngliche Heimath italienischer Hirten auf den sieben Hügeln Roms hinweisen, so weisen auch die arischen Sprachen zusammen auf eine frühere Sprachperiode hin, als die Urahnen der Indier, Perser, Griechen, Römer, Slaven, Celten und Germanen innerhalb desselben Bezirkes, ja unter demselben Dache zusammen lebten. Es gab eine Zeit, wo aus den vielen möglichen Namen für Vater, Mutter, Tochter, Sohn, Hund und Kuh, Himmel und Erde, diejenigen, welche wir in allen arischen Sprachen wieder finden, herausgebildet wurden, und in dem Kampf um ihr Dasein, welcher zwischen synonymen Wörtern ebenso wie zwischen Thieren und Pflanzen geführt wird, die Oberhand gewannen. Man blicke auf die

vergleichende Tafel des Hülfsverbs as, sein, in den verschiedenen arischen Sprachen. Das Auswählen der Wurzel as aus vielen, auf die Idee des Seins eben so gut anwendbaren Wurzeln und das Verbinden dieser Wurzel mit einer Reihe von Personal-Endungen, welche alle ursprünglich persönliche Fürwörter waren, dies waren individuelle Acte oder, wenn man will, historische Ereignisse. Sie fanden irgend einmal, zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Orte statt, und da wir dieselben Formen bei allen Gliedern der arischen Familie erhalten finden, so folgt daraus, dass, ehe noch die Vorfahren der Indier und Perser nach dem Süden aufbrachen und ehe die Führer der griechischen, römischen, celtischen, teutonischen und slavischen Colonien nach den Gestaden Europa's zogen, es einen kleinen, wahrscheinlich auf der Hochebene Asiens ansässigen Arierstamm gab, welcher eine Sprache redete, die noch nicht Sanskrit, oder Griechisch, oder Deutsch war, aber die dialektischen Keime aller dieser Sprachen enthielt; ein Stamm, bei dem sich schon eine Cultur des Ackerbaues entwickelt hatte, der schon die Bande des Blutes anerkannte und die Ehe heilig hielt, der den Geber des Lichts und Lebens im Himmel mit demselben Namen anrief, den man noch in den Tempeln von Benares, in den Basiliken Rom's und in den Domen und Kirchen des germanischen Nordens hören kann.

Nachdem dieser Stamm aufgebrochen war, müssen die Vorfahren der Indier und Zoroastrier auf ihren Wanderungen oder in ihren neuen Niederlassungen einige Zeit zusammengeblieben sein, und ich glaube, dass gerade die Reformation Zoroasters zuletzt die Spaltung zwischen den Verehrern der Vedagötter und des Ormuzd hervorbrachte. Ob es nun möglich ist, ausser dieser Eintheilung in einen südlichen und einen nördlichen Zweig, durch dieselbe Probe (Gemeinschaftlichkeit besonderer Wörter und Wortformen) auch die auf einander folgenden Perioden ausfindig zu machen, in welchen sich die Germanen von den Slaven, die Celten von den Italienern, oder diese von den Griechen trennten, erscheint

mehr als zweifelhaft. Die von verschiedenen Gelehrten angestellten Versuche haben zu verschiedenen und keineswegs genügenden Ergebnissen geführt[42], und es scheint für den Augenblick das Gerathenste zu sein, jede der nördlichen Classen bis zu ihrem eigenen Dialekt zurück zu verfolgen und für die speciellern Uebereinstimmungen zwischen solchen Sprachen, wie z. B. der slavischen und teutonischen, in der Annahme eine Erklärung zu suchen, dass die Vorfahren dieser Raçen vom Anfang an gewisse dialektische Besonderheiten beibehielten, welche sowohl vor als nach der Trennung der arischen Familie vorhanden waren.

Sechste Vorlesung.

Vergleichende Grammatik.

Die genealogische Classification der arischen Sprachen gründet sich, wie wir sahen, auf eine genaue Vergleichung der grammatischen Charakterzüge einer jeden einzelnen, und es ist der Zweck solcher Werke, wie der vergleichenden Grammatik Bopp's, zu zeigen, dass die grammatische Gliederung des Sanskrit, Zend, Griechischen, Römischen, Celtischen, Teutonischen und Slavischen auf einmal und für alle diese Sprachen gemeinsam entstanden ist und dass die scheinbaren Verschiedenheiten in den Endungen des Sanskrit, Griechischen und Lateinischen durch die Gesetze eines phonetischen, jedem Dialekt eigenthümlichen Verfalls erklärt werden müssen, welcher den gemeinsamen arianischen Originaltypus modificirte und ihn zu so vielen Nationalsprachen umgestaltete. Es könnte demnach scheinen, als wenn man das Ziel der comparativen Grammatik schon erreicht hätte, sobald man nur die genealogische Verwandtschaft der Sprachen genau festgestellt hätte, und Diejenigen, welche nur die höhern Probleme der Sprachwissenschaft im Auge hatten, trugen kein Bedenken zu erklären, dass es in Bezug auf Declination, Numerus, Casus und Genus der Nomina keine der Mühe werthe Streitigkeit und Schwierigkeit gebe. Aber obgleich die vergleichende Grammatik gewiss nur ein Mittel ist, und obgleich sie uns fast Alles gelehrt hat, was sie zu lehren hatte —

wenigstens in der arischen Sprachenfamilie — so ist doch zu hoffen, dass sie in der Sprachwissenschaft die hervorragende Stelle immer behaupten wird, welche sie durch die Bemühungen eines Bopp, Grimm, Pott, Benfey, Curtius, Kuhn und Anderer erlangt hat. Ausserdem hat die vergleichende Grammatik wirklich mehr zu thun, als einfach zu vergleichen. Es würde ziemlich leicht sein, die Paradigmen der Declination und Conjugation im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und den andern arischen Dialekten neben einander hinzustellen und alle die Punkte hervorzuheben, in denen sie zusammentreffen oder verschieden sind. Nachdem wir aber dies gethan und die phonetischen Gesetze erklärt haben, welche den arischen Urtypus jene, den einzelnen Nationen eigenthümliche Verschiedenheit annehmen lassen, welche wir im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen bewundern, so treten uns wieder neue Probleme noch interessanterer Natur entgegen. Wir wissen, dass die jetzt sogenannten grammatischen Endungen ursprünglich für sich bestehende Wörter mit ihrer eigenen Bedeutung waren. Nachdem die vergleichende Grammatik die Originalform der arischen Endungen hergestellt hat, wird es möglich, in ihnen unabhängigen Wörtern nachzuspüren und ihren ursprünglichen Zweck und ihre Bedeutung zu entdecken. Dies ist ja eben der Punkt, von welchem wir ausgingen. Wir wollten gern wissen, warum die Endung te in liebte eine gegenwärtige Handlung in eine vergangene verwandeln kann. Wir sahen, dass wir zunächst nach der ursprünglichern Endung zu forschen hatten, die wir im Gothischen, ja selbst, wenn sich dies nöthig machen sollte, im Sanskrit aufsuchten. Wir kehren nun zu unserer ersten Frage zurück, nämlich: Was ist denn eigentlich die Sprache, dass eine blosse formale Abänderung, wie die des liebe und liebte, eine so wesentliche Verschiedenheit hervorzubringen vermag?

Lassen Sie uns darüber zunächst ganz klar werden, was jene Unterscheidung zwischen den radicalen und formalen Elementen der Sprache bedeuten soll — wobei ich unter

den letztern nicht bloss die Declinations- und Conjugationsendungen, sondern alle Ableitungselemente, überhaupt Alles, was nicht radical ist, verstehe. Unsere Ansicht über den Ursprung der Sprache muss hauptsächlich von der Ansicht abhängen, welche wir von diesen formalen Elementen der Sprache in ihrem Gegensatz zu den radicalen hegen. Diejenigen, welche glauben, dass die Sprache aus einer Uebereinkunft hervorgegangen sei, bauen ihre Schlüsse vorzüglich auf diesen formalen Elementen auf. Die Wortbiegungen sind, wie sie behaupten, der beste Beweis dafür, dass die Sprache nach wechselseitiger Verabredung gebildet worden sei. Sie betrachten diese Wandlungen wie blosse Buchstaben oder Silben ohne irgend eine Bedeutung an sich, und wenn man sie früge, warum die blosse Anhängung eines t e eine Handlung in die Vergangenheit legt, warum j'aime durch Hinzufügung von rai (j'aimerai) sofort die Bedeutung des Futurs erhält, so würden sie antworten, dass dies so geworden ist, weil in einer sehr frühen Periode der Weltgeschichte gewisse Personen, Familien oder Stämme darüber einig geworden sind, dass es so sein sollte.

Dieser Ansicht trat eine andere gegenüber, welche die Sprache als ein organisches und fast lebendiges Wesen auffasst, und ihre formalen Elemente als Producte eines in ihrer Natur liegenden Princips des Werdens und Wachsthums erklärt. „Die Sprachen[1]) werden, wie behauptet wird, durch einen Process der Entwickelung aus dem Keime, nicht etwa durch Anschiessen von Crystallen gebildet. Jeder wesentliche Theil der Sprache existirte so vollständig (obgleich nur implicirt und unentwickelt) in dem ursprünglichen Keime, wie die Blätter einer Blume in der Knospe liegen, ehe die Einflüsse der Sonne und der Luft sie gemeinsam zur Entfaltung bringen.“ Diese Ansicht wurde zuerst von Friedrich Schlegel[2]) vorgetragen, und sie wird noch von Vielen aufrecht erhalten, bei denen poëtische Phrasen an die Stelle ernster und gesunder Schlussfolgerungen treten, oder welche sich durch einen scheinbar geistreichen Vergleich blenden lsssen.

Die Wissenschaft der Sprache kann auf keine dieser Ansichten eingehen. Wollte man sich zuerst eine Versammlung denken, in der die passenden Abzeichen für solche Beziehungen, wie Accusativ, Genitiv, Singular und Plural, Activ und Passiv festgestellt werden sollten, so ist doch zu bedenken, dass, wenn solche abstruse Probleme überhaupt hätten in einer Sprache ohne Flexionsendungen besprochen werden können, keine Veranlassung vorlag, sich über ein vollkommneres Mittel der Mittheilung zu verständigen. Wollte man sich ferner die Sprache, d. h. Nomina und Verba, mit einem innern Princip des Wachsthums begabt denken, so können wir nur so viel sagen, dass uns eine solche Auffassung der Sache ganz unbegreiflich erscheint. Die Sprache kann wohl als ein Product, nicht aber als eine Substanz aufgefasst werden, die sich selbst produciren könnte. Aber die Sprachwissenschaft hat nichts mit blossen Theorien, seien sie nun begreiflich oder unbegreiflich, zu thun. Sie sammelt Thatsachen, und ihr Ziel und Zweck ist einzig und allein, diese Thatsachen, so weit es irgend angeht, zu erklären. Anstatt die Flexionsendungen im Allgemeinen für verabredete Zeichen oder natürliche Auswüchse anzusehen, betrachtet sie jede Endung an und für sich, stellt ihre ursprüngliche oder wenigstens älteste Form vermittelst angestellter Vergleichungen fest und behandelt dann diese primitive Silbe, wie sie jeden andern Theil der Sprache behandeln würde, nämlich als etwas, das von Anfang an eine bestimmte Bedeutung enthalten sollte. Ob wir nun noch den ursprünglichen Zweck und die Urbedeutung jedes Sprachtheils zu entdecken vermögen, ist eine ganz andere Frage, und man sollte von vorn herein zugeben, dass viele grammatische Formen, selbst nachdem ihr Urtypus wieder aufgefunden ist, noch unerklärt dastehen; aber mit jedem Jahre werden neue Entdeckungen vermittelst sorgfältiger Inductionsschlüsse gemacht. Wir werden täglich mit den geheimen Wegen der Sprache genauer bekannt und haben keinen Grund, daran zu zweifeln, dass die grammatische Analyse endlich eben so erfolgreich sein wird, wie die

chemische. Wenn uns die Grammatik auf ihren spätern Entwickelungsstufen auch bisweilen verwirrt, so ist sie doch ursprünglich ein weit weniger furchtbares Unternehmen, als man gewöhnlich annimmt. Was ist die Grammatik zunächst anders, als Declination und Conjugation? Ursprünglich konnte aber die Declination wieder nichts anderes sein, als die Zusammensetzung eines Namens mit irgend einem andern Zahl und Fall ausdrückenden Worte. Wie die Zahl ausgedrückt wurde, haben wir in einer frühern Vorlesung gesehen; derselbe Process führte aber zu der Casusbildung.

So wird z. B. der Locativ im Chinesischen auf verschiedene Weise gebildet.[3]) Die eine besteht darin, dass man Wörter wie ćung (Mitte) oder néi (Inneres) hinzufügt; so heisst kûŏ-ćung in dem Reiche, ì sûí ćung innerhalb eines Jahres. Der Instrumentalis[4]) wird durch die Präposition ỳ, welches eine alte Wurzel mit der Bedeutung „gebrauchen“ ist, gebildet. So heisst ỳ ting mit einem Stock, wofür im Lateinischen der Ablativ, im Griechischen der Dativ stehen würde. So verwickelt nun auch die regelmässigen oder unregelmässigen Declinationen im Griechischen und Lateinischen erscheinen mögen, wir können dennoch sicher annehmen, dass sie ursprünglich durch diese einfache Methodik der Zusammensetzung gebildet wurden.

Ursprünglich gab es in allen arischen Sprachen einen, das Befinden an einem Orte bezeichnenden Casus, welchen die Grammatiker den Locativ nennen. Im Sanskrit hat jedes Substantiv seinen Locativ, eben so gut wie seinen Genitiv, Dativ und Accusativ. Das Herz heisst z. B. im Sanskrit hṛid, im Herzen hṛidi. Hier ist also die Endung des Locativs einfach ein kurzes i. Dieses i ist eine demonstrative Wurzel und höchst wahrscheinlich dieselbe Wurzel, welche im Lateinischen die Präposition in hervorbrachte. Die Sanskritform hṛidi stellt daher ein Originalcompositum dar, so zu sagen Herz-drin, welches sich nach und nach als einer der anerkannten Casus der auf Consonanten ausgehenden Nomina festsetzte. Wenn wir das Chinesische betrachten[5]), finden

wir, dass der Locativ dort in derselben Weise, aber mit grösserer Freiheit in der Wahl der die Oertlichkeit ausdrückenden Wörter bezeichnet wird. „In dem Reiche“ wird ausgedrückt mit kûŏ ćung; „innerhalb eines Jahres“ mit ỉ sûí ćung. Statt ćung hätte man aber auch noch andere Ausdrücke brauchen können, wie z. B. néi, drinnen. Man könnte sagen, dass die Bildung eines so ursprünglichen Casus, wie des Locativs, wenig Schwierigkeiten bietet, dass aber dieses Verfahren der Zusammensetzung noch keine Erklärung für die abstractern Casus, also den Accusativ, Dativ und Genitiv darbieten dürfte. Wenn wir unsere Casusbegriffe von der philosophischen Grammatik ableiten, so würde es allerdings schwer fallen, durch eine einfache Zusammensetzung die abstracten Relationen, welche, wie man annimmt, durch die Endungen des Genitivs, Dativs und Accusativs ausgedrückt werden, wiederzugeben. Man erwäge aber, dass dies nur allgemeine Kategorien sind, unter welchen Philosophen und Grammatiker die thatsächlichen Sprachformen zusammenzustellen und zu ordnen suchten. Das Volk, mit dem die Sprache heranwuchs, wusste nichts von Dativen und Accusativen. Alles, was in der Sprache abstract ist, war ursprünglich concret. Wenn man sagen wollte, der König Rom's oder von Rom, so meinte man wirklich den König zu Rom und pflegte dann sofort die Form zu brauchen, die ich eben als Locativ charakterisirt habe; die abstractere Idee des Genitivs fand keinen Eingang in das Gedankensystem der Nation; aber es lässt sich überdies sogar beweisen, dass der Locativ in einigen Fällen thatsächlich die Stelle des Genitivs einnahm. Im Lateinischen war z. B. der alte Genitiv der Nomina auf a as. Wir finden die Endung noch in pater familias statt familiæ. Die umbrischen und oscischen Dialekte behielten für die Nomina in a dieses s durchaus als das Zeichen des Genitivs. Das ae des Genitivs lautete ursprünglich ai, war also der alte Locativ auf i. Wenn man der König von Rom durch rex Romæ ausdrückte, so bedeutete dies wirklich: der König zu Rom. Sie werden hieraus ersehen, wie

die Grammatik, welche doch die logischste aller Wissenschaften sein sollte, häufig ganz unlogisch ist. Man lehrt den Knaben in der Schule, dass, wenn er ausdrücken wolle: Ich verweile zu Rom, er den Genitiv gebrauchen müsse, um den Locativ auszudrücken. Wie ein Logiker oder Grammatiker die Bedeutung des Genitivs so drehen und wenden kann, um ihn schliesslich die Ruhe an einem Orte ausdrücken zu lassen, wollen wir ganz bei Seite liegen lassen; wenn es ihm aber gelänge, so würde sein Schüler sofort auch die Genitive Carthaginis, Athenarum u. s. w. zu demselben Zwecke brauchen, und es müsste ihm dann erst wieder gesagt werden, dass diese Genitive nicht in derselben Weise gebraucht werden könnten, als jener der Substantive auf a, u. s. w. Wie alles dies von einer sogenannten philologischen Grammatik fertig gebracht wird, verstehen wir nicht; aber die vergleichende Grammatik entfernt sofort alle Schwierigkeit. Nur in der ersten Declination hat der Locativ den Genitiv verdrängt, während Carthaginis und Athenarum als wirkliche Genitive nie gebraucht werden könnten, um einen Locativ auszudrücken. Ein specieller Casus, wie der Locativ, kann wohl zu dem allgemeinern Genitiv verallgemeinert werden, aber nicht umgekehrt.[6])

Sie sehen also an diesem einen Beispiel, wie das von den Grammatikern Genitiv Genannte durch denselben Process der Composition gebildet wurde, den wir im Chinesischen beobachten können und welcher, wie sich dies beweisen lässt, in der Originalsprache der Arier stattgefunden hat. Dasselbe ist auf den Dativ anwendbar. Wenn einem Knaben vordocirt wird, der Dativ drücke die Beziehung zweier Objecte auf einander aus, er sei der Casus des entferntern Objects, des Interesseverhältnisses, so mag er sich wohl wundern, wie solch ein weit und kühn gespannter Bogen jemals mit den dürftigen Materialien, welche der Sprache zu Gebote stehen, gebaut werden konnte; er wird aber noch mehr erstaunen, wenn man ihm, nachdem er diese grammatische Abstraction fertig gebracht hat, ferner sagt, dass er im Griechischen, um

den ganz bestimmten Gedanken der Ruhe an einem Platze auszudrücken, bei gewissen Nominibus die Dativendung zu gebrauchen hat. Ich verweile zu Salamis muss also durch den Dativ Salamînĭ wiedergegeben werden. Frägt man nach dem Warum, so kann wieder die vergleichende Grammatik allein Antwort geben. Die Endung des griechischen Dativs auf i war ursprünglich die Endung des Locativs. In dem Locativ kann wohl auch die Bedeutung des Dativs liegen, aber die verschwommenen Umrisse des Dativs können nie die scharfe und klare Bestimmtheit des Locativs ausdrücken. Der Dativ Salamînĭ war zuerst ein Locativ. Ich lebe zu Salamis trug nie die Bedeutung eines Dativs in sich, im Gegentheil war der Dativ in solchen Sätzen, wie „Ich gebe es dem Vater" ursprünglich ein Locativ, und nachdem dies „dem Vater" zuerst die handgreifliche Beziehung der Oertlichkeit (an den Vater) ausgedrückt, nahm es allmählig das allgemeinere, weniger locale und farblosere Ansehen an, welches die Logiker und Grammatiker ihren Dativen beilegen.[7])

Wenn die über einige Casus im Griechischen und Lateinischen eben ausgesprochenen erläuternden Bemerkungen zu gesucht und gekünstelt erscheinen sollten, so haben wir nur an das Französische zu denken, um genau denselben Process sich vor unsern Augen wiederholen zu sehen. Die ganz abstracten Relationen des Genitivs, wie z. B. „die Unsterblichkeit der Seele", l'immortalité de l'âme, oder des Dativs, wie z. B. „ich vertraue meinem Gott, je me fie à mon Dieu" — werden durch Präpositionen (de und ad) ausgedrückt, welche im Lateinischen die bestimmten localen Bedeutungen des Herabkommens von etwas und der Richtung auf etwas zu hatten. Auch die englischen Präpositionen, welche an die Stelle unserer deutschen Genitiv- und Dativendungen getreten sind, zeigen ursprünglich einen localen Charakter. Der einzige Unterschied zwischen solchen Casus und denen der alten Sprachen besteht darin, dass das den Fall bestimmende Element jetzt äusserlich vor das Wort gestellt wird, während es in der Originalsprache der Arier an das Ende des Worts angehängt wurde.

Das von den Casus der Nomina Gültige lässt sich eben so richtig auf die Verbalendungen anwenden. Es mag schwer erscheinen, in den Personalendungen des Griechischen und Lateinischen die Pronomina genau wieder zu erkennen, welche an eine Verbalbasis angehängt wurden, um ich liebe, du liebst, er liebt auszudrücken; es erscheint aber ganz vernünftig anzunehmen, dass in allen Sprachen diese Endungen der Idee nach dieselben, nämlich persönliche Fürwörter gewesen sind. Wir können über die Endungen in „du liebest, er liebet" verwundert sein, wo sich est und et mit den heutigen Pronominalformen du und er kaum identificiren lassen; wir brauchen aber nur alle arischen Dialekte zusammenzustellen und werden sogleich bemerken, dass sie auf eine ursprüngliche Reihe von Endungen zurückweisen, welche denn auch bald ihre eigene Geschichte zu erzählen beginnen.

Wir wollen von modernen Formationen ausgehen, weil auf ihnen helles Tageslicht liegt und wir also die verworrenen und bisweilen gar launischen Bewegungen der Sprache hier am besten beobachten können, oder wir wollen, was noch besser sein dürfte, mit einem imaginären Fall, gleichsam mit einer Sprache der Zukunft anfangen, um ganz deutlich wahrzunehmen, wie das, was wir bald grammatische Form nennen würden, entstehen kann. Nehmen wir einmal an, dass nach den Wirren des gegenwärtigen nordamerikanischen Kriegs die Sklaven Amerika's in grosser Zahl nach irgend einem Theile Central-Afrika's zurückwanderten, wo sie dann ganz ausserhalb des Bereichs ihrer weissen Feinde oder Freunde für sich abgeschlossen lebten. Wir wollen ferner annehmen, dass diese Schwarzen sich die ihnen während der Gefangenschaft gewordenen Lehren zu Nutze machen und nach und nach bei sich eine eigenthümliche Cultur entwickeln. Es ist ganz wohl möglich, dass nach einigen Jahrhunderten ein neuer Barth oder Livingstone bei den Abkömmlingen der amerikanischen Sklaven eine Sprache, eine Literatur, Gesetze und Sitten auffände, welche mit denen seiner englischen Heimath eine überraschende Aehnlichkeit zeigen. Welch ein

interessantes Problem für einen künftigen Geschichtsschreiber und Ethnologen! Und dennoch giebt es in frühern Perioden der Weltgeschichte Aufgaben von gleichem Interesse, welche die Sprachforscher gelöst haben oder noch zu lösen versuchen. Ich glaube nun, dass eine sorgfältige Untersuchung der Sprache der Nachkömmlinge jener freigewordenen Sklaven ausreichen würde, um ihre frühere Geschichte mit vollkommener Sicherheit festzustellen, selbst wenn keine Denkmäler, keine Ueberlieferungen die Geschichte ihrer Gefangenschaft und Befreiung uns aufbewahrten. Zuerst dürften wohl die Fäden ohne Zweifel zum Verzweifeln verwirrt erscheinen. Ein Missionär würde vielleicht die europäischen Gelehrten durch einen Bericht über jene neue afrikanische Sprache in Erstaunen versetzen. Er beschreibt sie vielleicht zuerst als sehr unvollkommen — als eine z. B. so arme Sprache, dass dasselbe Wort als Ausdruck für die heterogensten Begriffe gebraucht wird. Er dürfte vielleicht verwundert darauf hinweisen, dass ein und derselbe Wortklang, ohne Veränderung der Betonung, *recht* und *wahr*, einen *Ritus*, einen *Handarbeiter* und auch ein Verbum für jede Art literarischer Aufzeichnung bedeuten könne. Alles dies, würde er sagen, wird in jenem sonderbaren Dialekt mit *reit* (right, rite, wright und write) ausgedrückt. Er dürfte dann gleicherweise beobachten, dass dieser Dialekt, fast so arm wie der chinesische, kaum irgend welche grammatische Flexionen und keine Geschlechtsbezeichnungen hat, wenige Wörter, wie Linienschiff (man-of-war), Locomotive (railway-engine) ausgenommen, die als weibliche Wesen aufgefasst würden. Er dürfte dann einen noch ausserordentlichern Charakterzug erwähnen, nämlich dass diese Sprache, obgleich sie keine Endungen für das männliche und weibliche Geschlecht der Nomina hat, eine Art von masculiner und femininer Endung nach der affirmativen Partikel anwendet, je nachdem man sich an einen Mann oder an eine Frau wendet. Ihr „Ja“ gleicht dem englischen Yes, aber sie fügen ein r am Ende zu, wenn sie einen Mann, und ein m, wenn sie eine Frau

anreden wollen, d. h. statt des einfachen Yes, sagen diese Abkömmlinge der amerikanischen Sklaven Yesr zu einem Mann, Yesm zu einer Frau.

So abgeschmackt dies absichtlich so gewählte Beispiel erscheinen mag, so kann ich Ihnen doch die Versicherung geben, dass die von den Dialekten wilder Stämme gelieferten Beschreibungen, wie wir sie von Reisenden oder Missionären zum ersten Male erhalten haben, oft noch ausserordentlicher sind. Lassen Sie uns aber jetzt betrachten, was der Sprachforscher zu thun haben würde, wenn solche Formen, wie yes'r und yes'm ihm zum ersten Male zu Ohren kämen. Er würde sie zuerst historisch so weit als möglich bis zu ihren ursprünglichern Typen zurück zu verfolgen haben, und wenn er dann ihren Zusammenhang mit yes Sir und yes Ma'm entdeckte, würde er nachweisen, wie solche Zusammenziehungen wahrscheinlicherweise in einem Volksdialekt entstehen konnten. Nachdem er dann dieses yesr und yesm der freien amerikanischen Neger mit dem Idiom ihrer frühern amerikanischen Herren in Verbindung gebracht, würde der Etymolog zunächst fragen, wie es kam, dass solche Phrasen wie yes Sir und yes Madam auf dem amerikanischen Continente gebraucht wurden.

Da er in den Dialekten der Urbewohner Amerika's nichts Analoges auffinden könnte, würde er durch eine blosse Vergleichung der Wörter auf die europäischen Sprachen und hier wieder zuerst auf die englische geführt werden. Selbst wenn keine historischen Denkmäler erhalten wären, würden doch die Sprachdenkmäler zeigen, dass die weissen Herren, deren Sprachen die Vorfahren der freien Afrikaner während ihrer Knechtschaft annahmen, ursprünglich aus England gekommen waren, und es würde selbst möglich werden, die Zeit der Verpflanzung der englischen Sprache nach Amerika, wenn auch nicht genau zu bestimmen, doch in gewisse Grenzen einzuschliessen. Diese Sprache musste wenigstens durch die Periode Chaucers hindurchgegangen sein, ehe sie in die neue Welt einwanderte; denn Chaucer hat noch zwei

affirmative Partikeln, yea und yes, und unterscheidet beide. Er gebraucht yes nur in Antworten auf negative Fragen. Er würde z. B. auf die Frage: Geht er nicht? mit yes antworten; in allen andern Fällen braucht Chaucer yea, also auf die Frage: Geht er? antwortet er yea. Er beobachtet denselben Unterschied zwischen no und nay, indem das erstere den negativen, das letztere allen andern Fragen entspricht. Diese Unterscheidung kam bald nach Sir Thomas More[8]) ausser Gebrauch und muss jedenfalls ganz obsolet geworden sein, ehe solche Phrasen wie yes Sir und yes Madam ihren stereotypen Charakter annehmen konnten.

Aber noch weitere historische Belehrung bieten solche Phrasen. Das Wort yes ist angelsächsisch, lautet im Deutschen ja und offenbart also die Thatsache, dass die weissen Herren der amerikanischen Sklaven, welche nach der Zeit Chaucer's über den atlantischen Ocean fuhren, in einer frühern Geschichtsperiode von dem continentalen Vaterland der Angeln und Sachsen nach England hinübergekommen waren. Die Wörter Sir und Madam erzählen uns noch mehr. Es sind normannische Wörter und sie können den Angelsachsen nur durch Normannen, und zwar wahrscheinlich gewaltsam nach Eroberung des Landes zugeführt worden sein. Noch mehr erzählen sie. Diese Normannen oder Nordmänner sprachen ursprünglich einen teutonischen, mit dem angelsächsischen in engster Verbindung stehenden Dialekt, und aus jenem Dialekte konnten Wörter wie Sir und Madam nie hervorgehen. Wir können desshalb schliessen, dass die teutonischen Nordmänner schon vor der normannischen Eroberung sich in einer der römischen Provinzen lange genug aufgehalten haben müssen, um ihre eigene Sprache zu vergessen und die der römischen Provinzialen anzunehmen.

Wir können nun das normannische Madam bis auf das französische Madame zurückverfolgen und erkennen darin eine kürzere und verderbtere Form für das lateinische Mea domina, meine Herrin. Domina wurde in Domna, Donna und Dame verwandelt, und dasselbe Dame wurde sogar auch als Mascu-

linum in dem Sinne Herr als eine Corruption von Domino, Domno und Donno gebraucht. Der unter dem Bischof als geistlichem Oberherrn gebietende weltliche Herr wurde ein Vidame genannt, wie z. B. der Vidame von Chartres u. s. w. Die französische Interjection Dame! steht mit einem ähnlichen Ausruf im Englischen in keiner Verbindung, sondern bedeutet einfach Herr! und Dame-Dieu heisst im Altfranzösischen Herr Gott. Von Domina, Herrin, wurde Dominicella abgeleitet, was in Demoiselle oder Damsel überging. An die Stelle des Masculins Dame für Herr (Domino) trat später das lateinische Senior, entsprechend dem deutschen elder, älterer. Dies elder war ein Ehrentitel und ist noch im englischen alderman und in dem ursprünglich gleichbedeutenden Earl, dem norsischen Jarl (verderbt aus dem angelsächsischen ealdor) erhalten. Dieser Titel Senior (der Aeltere) wurde nur selten als Ehrentitel von Damen gebraucht.[9]) Senior wurde in Seigneur verwandelt, Seigneur in Sieur und Sieur schwand zu Sir zusammen.

So sehen wir, wie aus zwei kurzen Ausdrücken wie yesr und yesm lange Kapitel der Geschichte herausgelesen werden können. Wenn eine allgemeine Zerstörung der Bücher, wie sie z. B. in China unter dem Kaiser Thsin-chi-hoang-ti (213 vor Chr.) stattfand, alle historischen Denkmäler hinwegraffen sollte, so würde doch die Sprache, selbst im Zustande ihrer grössten Verderbniss, die Geheimnisse der Vergangenheit aufbewahren und den künftigen Geschlechtern von der Heimath und den Wanderungen ihrer Vorfahren von Ost- nach West-Indien erzählen.

Es könnte uns auf den ersten Blick überraschen, denselben Namen Ostindien und Westindien an den beiden äussersten Enden der arischen Wanderungen anzutreffen; aber gerade diese Namen haben eine tiefe historische Bedeutung. Sie berichten uns, wie die teutonische Raçe, die kräftigste und unternehmendste unter allen Gliedern der arischen Familie, dem Lande den Namen Westindien gab, welches sie auf ihren weltumfassenden Wanderungen für das wirkliche

Indien hielten; wie sie ihren Irrthum aufdeckten und dann zwischen West- und Ostindien unterschieden; wie sie neue Staaten im Westen begründeten und die alterschwachen Königreiche des Ostens wieder neu belebten; wie sie das Christenthum predigten und es endlich durch Abschaffung der körperlichen und geistigen Sklaverei unter den Sklaven der westindischen Landbesitzer und den Sklaven der brahmanischen Seelenbesitzer praktisch bewährten, bis sie endlich jene Heimath wieder begrüssten, aus welcher einst die arische Völkerfamilie aufgebrochen war, um die Welt zu entdecken. Dies Alles und noch mehr kann in den weiten Archiven der Sprache gelesen werden. Der Name Indien selbst hat eine Geschichte zu erzählen, denn Indien ist kein ursprünglicher, heimathlicher Name. Wir haben ihn von den Römern, die Römer von den Griechen, die Griechen von den Persern. Warum aber gerade von den Persern? Weil nur im Persischen das s als Anfangsbuchstabe in h übergeht, welches h dann im Griechischen, wie gewöhnlich, fallen gelassen wurde. Nur im Persischen konnte das Land der Sindhu (sindhu ist der Sanskritname für Fluss) oder der sieben Sindhus Hindia statt Sindia genannt werden. Hätten die Anhänger Zoroasters nicht jedes s wie h ausgesprochen[10]), so würden wir nie etwas von Westindien gehört haben.

Wir haben so aus einem erdachten Beispiel ersehen, worauf wir bei dem Wachsthum der Sprache vorbereitet sein müssen, und wir werden nun besser verstehen, warum wir es in der vergleichenden Grammatik als ein Grundprincip hinzustellen haben, dass wir durchaus Nichts in der Sprache als bloss formal anzusehen haben, bevor wir nicht Alles versucht haben, die formalen Elemente der Sprache bis zu ihren originalen und wesentlichen Urbildungen zu verfolgen. Wir sind an den Gedanken gewöhnt, dass grammatische Endungen die Bedeutung der Wörter modificiren; aber Wörter können zunächst nur durch Wörter modificirt werden, und obgleich man bei dem gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft zu weit gehen würde, zu behaupten, dass alle grammatischen Endungen

auf unabhängige Urwörter zurückgeführt worden sind, so ist dies doch mit so vielen, sogar in Fällen, wo nur ein einziger Buchstabe übrig geblieben war, geschehen, dass wir wohl zu der Aufstellung der Regel berechtigt sind, dass alle formalen Elemente der Sprache ursprünglich ihre reelle Bedeutung hatten. Man nehme an, das Englische sei vor der Zeit von Piers Ploughman nie niedergeschrieben worden.[11]) Was sollten wir in solchem Falle aus einer Form wie nadistou[12]) statt ne hadst thou machen? Aus ne rechi statt I reck not? Dennoch sind die Veränderungen, welche das Sanskrit erfahren hat, ehe es zur Schriftsprache wurde, nothwendigerweise noch viel bedeutender gewesen, als die in diesen Dialekten bemerkten.[2 b])

Lassen Sie uns nun auch moderne classische Sprachen, wie das Französische und Italienische ansehen. Die meisten grammatischen Endungen sind hier den lateinischen noch gleich, wenn schon durch phonetische Corruption verändert. So ist j'aime, tu aimes, il aime an die Stelle von ego amo, tu amas, ille amat getreten. Ursprünglich hatte die dritte Person im Französischen noch ein finales t, welches in der fragenden Form aimet-il, wofür aime-t-il geschrieben wird, wieder zum Vorschein kommt. Ebenso entspricht das französische Imperfectum dem lateinischen und das Parfait défini dem lateinischen Perfectum. Wie verhält es sich aber mit dem französischen Futurum? Zwischen amabo und j'aimerai findet keine Aehnlichkeit statt. Hier begegnen wir also einer neuen grammatischen Form, auf deren Entstehung wir uns, so zu sagen, noch besinnen können, oder die wenigstens in dem hellen Sonnenlichte der Geschichte vor uns liegt. Sprosste nun etwa die Endung rai hervor wie eine Frühlingsknospe? Oder hielten einige gescheidte Leute eine Conferenz, um diese neue Endung zu erfinden und sich gegenseitig zu verpflichten, sie statt des abgedankten bo hinfort zu gebrauchen? Gewiss nicht. Wir sehen zunächst, dass in allen romanischen Sprachen die Futurendungen mit denen des Hülfsverbs „haben“ identisch sind.[13]) Im Französischen findet man:

j'ai und je chanter-ai, nous avons und vous chanter-ons,
tu as und tu chanter-as, vous avez und vous chanter-ez,
il a und il chanter-a, ils ont und ils chanter-ont.

Aber ausserdem findet man im Spanischen und Provençalischen die scheinbare Endung des Futurums als unabhängiges und dem Infinitiv noch nicht angehängtes Wort gebraucht. Man findet im Spanischen statt „lo hare" ich werde es thun, die ursprünglichere Form hacer lo he, d. h. facere id habeo. Man findet im Provençalischen dir vos ai statt je vous dirai; dir vos em statt nous vous dirons. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass das romanische Futurum ursprünglich aus dem Hülfsverbum haben und dem Infinitiv zusammengesetzt war; ich habe zu sagen nahm leicht die Bedeutung von: ich werde sagen an.

Hier können wir also die Entstehung grammatischer Formen deutlich beobachten. Ein Franzose sieht seine Futura wie rein grammatische Formen an. Er hat, wofern er nicht ein Gelehrter ist, keine Idee davon, dass die Endungen seiner Futura mit dem Hülfsverbum avoir identisch sind. Ebenso hatte der Römer keine Ahnung davon, dass sein amabo ein Compositum war; es kann aber bewiesen werden, dass es eben so gewiss, wie das französische Futurum, ein Hülfszeitwort enthält. Das lateinische Futurum wurde durch eine phonetische Corruption zerstört. Als die Endbuchstaben ihre deutliche Aussprache verloren, wurde es unmöglich, das Imperfectum amabam von dem Futurum amabo gesondert zu halten. Das Futurum wurde dann durch dialektische Wiedererzeugung ersetzt, denn die Verbindung von habeo mit dem Infinitiv finden wir schon im Lateinischen in Ausdrücken wie habeo dicere, ich habe zu sagen, in Gebrauch, und solche Ausdrücke nahmen allmählig die Bedeutung „ich werde sagen" an.[14]) Wohin wir nur blicken, bemerken wir auch wirklich, dass das Futurum stets durch eine Zusammensetzung ausgedrückt wird. Im Deutschen brauchen wir werden, das gothische vairthan, welches ursprünglich sich wohin wen-

den, gehen, bedeutet. Im Englischen wird I shall, thou wilt, he will, ich soll, ich bin verbunden, du willst, du beabsichtigst, er will, gebraucht; im Neugriechischen findet man thelō, ich will, in thelō dōsei, ich werde geben; im Rumänischen begegnen wir der Form vegnir, kommen, womit das Futurum veng a vegnir, ich werde kommen, gebildet wird, während das französische je viens de dire, ich komme vom Sagen, gleichbedeutend ist mit: ich habe eben gesagt. Das französische je vais dire ist dagegen fast ein Futurum, obgleich ursprünglich gleich vado dicere, ich gehe zum Sagen.[15]) *Im Russischen wird das Futurum ebenfalls durch das Hülfsverb ausgedrückt.* Auch ist nicht daran zu zweifeln, dass man in dem lateinischen bo in amabo das alte Hülfsverb bhû, werden, und in dem griechischen Futurum auf σω das alte Hülfsverb as, sein, wiederfindet.

Wir gehen nun noch einen Schritt zurück und fragen, wie früher schon öfter, nochmals: Wie kann ein blosses te augenblicklich eine solche Veränderung hervorbringen, dass aus ich liebe ich liebte, oder im Englischen aus I love I loved wird? Da wir seitdem erwähnten, dass das Englische auf das Angelsächsische zurückweist und eng mit dem Altsächsischen und Gothischen — wie das heutige Deutsche selbst — verwandt ist, so sehen wir uns sogleich nach dem gothischen Imperfectum um, damit wir erkennen mögen, ob es noch irgend welche Spuren der ursprünglichen Composition bewahrt hat; denn nach den an verschiedenen Antecedenzfällen gemachten Erfahrungen sind wir ohne Zweifel auch hier darauf vorbereitet, in den grammatischen Endungen blosse Ueberbleibsel unabhängiger Wörter wieder zu finden.

Im Gothischen giebt es ein Zeitwort nasjan, ernähren. Sein Präteritum lautet:

Singular.	Dual.	Plural.
nas-i-da,	nas-i-dêdu,	nas-i-dêdum,
nas-i-dês,	nas-i-dêduts,	nas-i-dêduþ,
nas-i-da,	—	nas-i-dêdun.

Der Conjunctiv dieses Präteriti lautet ferner:

nas-i-dêdjau,	nas-i-dêdeiva,	nas-i-dêdeima,
nas-i-dêdeis,	nas-i-dêdeits,	nas-i-dêdeiþ,
nas-i-dêdi,	—	nas-i-dêdeina.[16])

Dies gestaltet sich im Angelsächsischen zu folgenden Formen um:

Singular.	Plural.	Conjunct.-Sing.	Plural.
ner-ë-de,	ner-ë-don,	ner-ë-de,	ner-ë-don,
ner-ë-dest,	ner-ë-don,	ner-ë-de,	ner-ë-don,
ner-ë-de,	ner-ë-don,	ner-ë-de,	ner-ë-don,

wofür wir im Deutschen noch die Formen nährte, nährtest, nährte, Plural: nährten, nährtet, nährten, und im Conjunctiv nährete u. s. w. haben. Suchen wir nun das Hülfsverb thun im Angelsächsischen auf, so finden wir:

Singular:	dide,	Plural:	didon,
	didest,		didon,
	dide,		didon.

Hätten wir nun bloss das angelsächsische Präteritum nerëde und das angelsächsische dide übrig, so würde die Identität des de in nerëde mit jenem dide nicht sonderlich einleuchten. Hier wird man aber den Vorrang, den das Gothische vor allen andern teutonischen Dialekten in Bezug auf die Zwecke grammatischer Vergleichung und Analyse behauptet, recht deutlich erkennen. Im Gothischen und zwar nur im gothischen Plural hat sich das Hülfsverb dêdum, dêduþ, dêdun vollständig erhalten. In dem gothischen Singular steht nasida, nasidês, nasida für nasideda, nasidedês, nasideda. Dieselbe Zusammenziehung ist im Angelsächsischen und zwar nicht bloss im Singular, sondern auch im Plural eingetreten. Dennoch besteht zwischen dem Gothischen und Angelsächsischen eine so grosse Aehnlichkeit, dass wir nicht daran zweifeln können, dass ihre Präterita nach derselben Analogie gebildet sind. Wenn man sich noch irgend auf inductive Schlüsse verlassen kann, muss ein ursprüngliches angelsächsisches Präteritum gelautet haben:

Singular:	ner-ë-dide,	Plural:	ner-ë-didon,
	ner-ë-didest,		ner-ë-didon,
	ner-ë-dide,		ner-ë-didon.[17]

So wie nun ner-ë-dide zu nerede zusammenschrumpfte, so würde nerede im modernen Englisch nered werden, während wir im Deutschen noch fast dieselbe Form in nährete haben. Das te oder englisch d des Präteritums ist also ursprünglich das Hülfsverbum thun und ich liebte ist gleich: ich that lieben.[18])

Es könnte nun die Frage aufgeworfen werden, wie dieses that (engl. did, althochd. teta, angelsächs. dide) selbst gebildet wurde und die Bedeutung eines Präteritums annahm. In dide ist die Schlusssilbe de nicht die blosse Endung, sondern die Wurzel, und die erste Silbe di ist eine Reduplication der Wurzel. Es ist nämlich eine Thatsache, dass alle Präterita alter oder sogenannter starker Verba im Griechischen und Sanskrit durch Reduplication gebildet wurden, indem die Reduplication ein Hauptmittel war, durch welches den Wurzeln ein verbaler Charakter verliehen wurde.[19]) Die Wurzel do im Angelsächsischen ist dieselbe, wie die griechische Wurzel the in tithēmi und die Sanskritwurzel dhâ in dadhâmi. Das angelsächsische dide würde daher mit der Sanskritform dadhau (ich setzte) correspondiren.

Auf diese Weise ist nun das ganze oder fast das ganze grammatische Gerippe der arischen oder indo-europäischen Sprachen auf unabhängige Originalwörter zurückgeführt worden und selbst die unbedeutendsten Veränderungen, welche auf den ersten Blick so räthselhaft erscheinen, z. B. Fuss und Füsse, finde und fand, haben ihre vollständige Erklärung gefunden. Dies Verfahren heisst eben vergleichende Grammatik oder wissenschaftliche Analyse aller formalen Elemente einer Sprache, begründet auf eine Vergleichung aller der Verschiedenheiten, welche ein und dieselbe Form in den zahlreichen Dialekten der arischen Familie erlitten hat. Die zu diesem Zweck wichtigsten Dialekte sind Sanskrit, Griechisch, Lateinisch und Gothisch; aber in vielen Fällen treten

auch das Zend, oder celtische und slavische Dialekte hinzu und werfen auf Formen, die in keinem der vier Hauptdialekte verständlich werden, ein unerwartetes Licht. Das Resultat eines solchen Meisterwerk's, wie Bopp's vergleichende Grammatik der arischen Sprachen, kann in wenige Worte zusammengefasst werden. Das ganze Gerüst der Grammatik — die Elemente der Ableitung, Declination und Conjugation — war schon vor der Zerstreuung der arischen Sprachenfamilie fest aufgebaut. Desshalb sind die Umrisse der Grammatik im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Gothischen wenigstens im Grossen dieselben, und die scheinbaren Verschiedenheiten können durch eine lautliche Corruption, welche wieder durch die lautlichen Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen Nation bestimmt wird, erklärt werden. Im Ganzen ist die Geschichte aller arischen Sprachen weiter nichts als ein allmählig vor sich gehender Verfall. Nach der Zurückführung der grammatischen Endungen aller dieser Sprachen auf ihre ursprüngliche Form wird es in vielen Fällen möglich, ihre Grundbedeutung zu bestimmen. Dies ist indess nur durch Schlussreihen erreichbar und die Periode, während welcher, wie in dem provençalischen dir vos ai, die Zusammensetzungselemente der alten arischen Grammatik in der Sprache und in den Gedanken der Arier ein Dasein für sich behaupteten, war schon vorüber gegangen, ehe Sanskrit zum Sanskrit und Griechisch zum Griechischen wurde. An der Existenz einer solchen Periode können wir eben so wenig zweifeln, als an der der Bildung unserer Kohlenfelder vorausgehenden wirklichen Existenz von Farnwäldern. Wir können noch weiter gehen. Gesetzt, wir besässen keine Ueberreste des Lateinischen, wir wüssten nicht einmal, dass Rom und seine Sprache je existirt habe, so könnten wir doch aus den uns vorliegenden sechs romanischen Dialekten beweisen, dass es eine Zeit gegeben haben müsse, zu der diese Dialekte die Sprache einer kleinen Ansiedelung bildeten, ja durch eine sorgfältige Sammlung aller diesen Sprachen gemeinsamen Wörter könnten wir die Ursprache bis zu einem gewissen

Punkte aus ihren Trümmern wieder zusammenbauen und von dem Culturzustande, wie er sich in diesen gemeinsamen Wörtern abspiegelt, eine Skizze entwerfen. Dasselbe kann nun geschehen, wenn wir das Sanskrit, das Griechische, Lateinische, Gothische, Celtische und Slavische vergleichen. Diejenigen Wörter, welche in allen diesen Sprachen möglichst genau dieselbe Form und Bedeutung haben, müssen vorhanden gewesen sein, ehe sich die Volksstämme, welche später die hervorragenden Nationalitäten der arischen Familie bildeten, von einander trennten, und wenn man sie nur sorgfältig zu deuten versteht, so können auch diese Wörter in Bezug auf den von den Ariern vor ihrem Auszug aus der Heimath erreichten Culturzustand als wichtige Belege benutzt werden. Es kann aus den Sprachzeugnissen bewiesen werden, dass die Arier vor ihrer Trennung ein Leben ackerbautreibender Nomaden führten, etwa so wie Tacitus das Leben der alten Germanen beschreibt. Sie kannten die Kunst des Pflügens, des Strassen- und Schiffbaues, des Webens und Nähens, des Häuserbaues; sie hatten Kenntniss der Zahlen, wenigstens bis hundert. Sie hatten ferner die wichtigsten Thiere, die Kuh, das Pferd, das Schaaf, den Hund gezähmt; sie waren mit den nützlichsten Metallen bekannt und mit Eisenbeilen zu friedlichen und kriegerischen Zwecken bewaffnet. Sie erkannten die Bande des Bluts und der Ehe an; sie folgten ihren Führern und Königen und der Unterschied zwischen Recht und Unrecht war durch Gesetz und Brauch festgestellt. Ihrem Geiste war die Idee eines obersten Wesens eingeprägt und sie riefen es mit verschiedenen Namen an. Alles dies kann, wie ich sagte, durch sprachliche Belege bewiesen werden. Findet man, dass Sprachen, wie die Griechische, Lateinische, Gothische, Celtische oder Slavische, welche nach ihrer ersten Trennung mit dem Sanskrit wenig in Berührung kamen, z. B. für E i s e n dasselbe Wort haben, welches im Sanskrit vorkommt, so erscheint dies als ein absoluter Beweis, dass das Eisen schon vor der arischen Trennung bekannt war. Nun heisst Eisen im Gothischen ais[20]), im Sanskrit ayas, ein

Wort, welches vor der Trennung der Germanen von den Indiern da gewesen sein muss, da es keine Nation füglich von der andern entlehnen konnte. So könnten wir auch nicht denselben Namen für Haus im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Slavischen und Celtischen finden[21]), wenn nicht schon vor der Scheidung dieser Dialekte Häuser bekannt gewesen wären. Auf diese Weise ist eine Culturgeschichte des arischen Stammes geschrieben worden, die sich in Zeiten zurückerstreckt, in welche keine urkundliche Geschichte hineinzudringen vermag.[22])

Der Name Arya selbst gehört dieser Geschichte an und ich werde diese Vorlesung mit einer Erforschung des Ursprungs und der allmähligen Verbreitung dieses alten Wortes schliessen. Ein Bericht über die vergleichende Mythologie (ein Zweig unserer Wissenschaft, welcher die Originalform und Bedeutung in Verfall gerathener Wörter durch dieselben Mittel wiederherstellt, durch welche die vergleichende Grammatik die Originalform und Bedeutung der Endungen wieder auffindet) würde selbst in kürzester Fassung zu viel Raum beanspruchen. Ueberdies ist der Name arisch der eben untersuchten Sprachenfamilie so häufig beigelegt worden, dass eine nähere Betrachtung dieses Wortes wohl erwünscht sein dürfte.

Ârya ist ein Sanskritwort und bedeutet im spätern Sanskrit adelig, von guter Familie. Es war jedoch ursprünglich ein Nationalname, und wir bemerken noch bis in das Mânavas-Gesetzbuch hinein Spuren dieses Ausdruckes; in demselben wird nämlich Indien noch Ârya-âvarta, Wohnung der Âryas, genannt.[23]) Im alten Sanskrit, in den Vedahymnen kommt ârya häufig als National- und auch als Ehrenname vor, welcher die Anbeter der Brahmanengötter im Gegensatz zu ihren Gegnern, welche in den Vedas Dasyus genannt werden, umfasst. So wird einer der Götter, Indra, welcher in gewisser Hinsicht dem griechischen Zeus entspricht, mit folgenden Worten angerufen (Rig-veda I., 57, 8): „Kennst Du die Âryas, o Indra, und die, welche Dasyus sind; strafe die Gesetzlosen und überliefere sie Deinem Diener! Sei Du der mächtige Helfer der An-

beter und ich will alle diese Deine Thaten bei Deinen Festen preisen.“

In der spätern dogmatischen Literatur des Veda-Zeitalters wird der Name Ârya den drei ersten Kasten — den Brahmanen, Kschatriyas und Vai'syas — im Gegensatz zu der vierten, oder den Sûdras, ganz besonders beigelegt. „Âryas sind nur die Brahmanen, die Kschatriyas und Vai'syas, denn sie werden zu den Opfern zugelassen. Sie sollen nicht mit Jedem sprechen, sondern nur mit dem Brahmanen, Kschatriya und Vai'sya. Wenn sie mit einem Sûdra sich in eine Unterredung einlassen sollten, so mögen sie zu einem Andern sprechen: „Sage dies dem Sûdra.“ Dies ist das Gesetz.“

In dem Atharva-Veda[24]) kommen Ausdrücke vor, wie „sehend alle Dinge, seien es Sûdra oder Ârya,“ wo unter Sûdra und Ârya das ganze Menschengeschlecht zu verstehen ist.

Dieses Wort ârya mit langem â ist abzuleiten von arya mit kurzem a, und dieser Name wird in dem spätern Sanskrit einem Vai'sya oder Mitgliede der dritten Kaste gegeben.[25]) Was hier die dritte Classe genannt wird, muss ursprünglich die grosse Mehrzahl der brahmanischen Gesellschaft ausgemacht haben, denn alle, welche nicht Soldaten oder Priester waren, gehörten unter die Vai'syas. Wir können daher recht wohl verstehen, wie ein ursprünglich auf die Bebauer des Bodens und die Hausväter angewandter Name mit der Zeit ein allgemeiner Name für alle Arier werden konnte.[26]) Warum auch die Hausväter arya genannt wurden, ist eine Frage, welche uns jetzt zu weit führen würde. Ich will nur die Vermuthung aussprechen, dass die Etymologie des Wortes arya uns auf einen Pflüger oder Ackermann hinführt und dass dasselbe mit der Wurzel von arare zusammenhängt. Die Arier haben vielleicht diesen Namen für sich gewählt im Gegensatz zu den Nomadenraçen, den Turaniern, in deren Originalnamen Tura die „Schnelligkeit eines Reiters“ liegt.

In Indien gerieth, wie wir sahen, der Name Ârya als Nationalname später in Vergessenheit und blieb nur in dem

Ausdruck Âryâvarta, dem Wohnort der Aryer, erhalten; er wurde aber von den Zoroastriern, welche von Indien aus nach Nordwesten zogen und deren Religion uns im Zendavesta, wenn auch nur in Bruchstücken, erhalten ist, getreuer aufbewahrt. Nun bedeutet aber Airya im Zend ehrwürdig und ist zugleich der Volksname.[27]) Im ersten Capitel des Vendidád, wo Ahura-mazda dem Zarathustra die Ordnung auseinandersetzt, nach welcher er die Erde schuf, werden sechszehn Länder erwähnt, welche alle, da sie Ahuramazda schuf, rein und vollkommen waren, aber ebenso auch alle vom Angro mainyus oder Ahrimam befleckt wurden. Das erste dieser Länder wird Airyanem vaêjô, Arianum semen, der Aryanersame, genannt und es muss nach Osten zu an den Abhängen des Belurtag und Mustag, nahe den Quellen des Oxus und Yaxartes auf der höchsten Partie der Hochebene Central-Asiens gelegen haben.[28]) Von diesem Lande, das ihr Samen heisst, rückten die Aryaner nach Süden und Westen vor und in dem Zend-avesta wird die ganze Ausdehnung des von den Aryanern besetzten Landes gleichfalls Airyâ genannt. Eine von Indien aus längs des Paropamisus und indischen Kaukasus im Osten gezogene, im Norden der Richtung zwischen dem Oxus und Yaxartes[29]) folgende, dann längs des Caspi-Meeres hinlaufende und dabei Hyrcanien und Râgha einschliessende, dann aber sich südöstlich zu den Gränzen von Nisaea, Aria (d. h. Haria) und der Flussgebiete des Etymandrus und Arachotus hinwendende Linie würde im Allgemeinen den Umkreis der zoroastrischen Welt bezeichnen. Sie würde das sein, was in dem vierten cardé der Yasht des Mithra, „der ganze Raum Ariens", vîśpem airyô-śayanem (totum Ariae situm) genannt wird.[30]) Im Gegensatz zu diesen arischen finden wir im Zend-avesta die nicht-arischen Länder (anairyâo dainhâvô)[31]) und Spuren dieses Namens findet man in den Ἀναριάκαι, einem Volke und einer Stadt an der Gränze Hyrkaniens.[32]) Griechische Geographen gebrauchen den Namen Ariana selbst in noch weiterm Sinne als das Zend-avesta. Alles Land zwischen dem indischen Ocean im

Süden und dem Indus im Osten, dem Hindukusch und Paropamisus im Norden, den caspischen Pforten, Karamanien und der Mündung des persischen Meerbusens im Westen wird von Strabo (XV. 2) unter dem Namen Ariana begriffen und Bactriana wird daher von ihm der beste Theil von ganz Ariana genannt.[33]) Als sich die Religion Zoroasters weiter nach Westen ausbreitete, beanspruchte auch Persien, Elymais und Medien für sich den Titel Ariana. Hellanikos, der vor Herodot schrieb, kennt Aria als einen Namen Persiens.[34]) Herodot selbst bezeugt (VII. 62), dass die Meder sich Arier nannten, und selbst für Atropatene, den nördlichsten Theil Mediens, ist der Name Ariania (nicht Aria) von Stephanus von Byzanz erhalten. Was Elymais anbetrifft, so ist dieser Name von Ailama, einer angeblichen Corruption für Airyama, abgeleitet worden.[35]) Die Perser, Meder, Bactrier und Sogdianer sprachen alle noch zur Zeit Strabo's[36]) fast dieselbe Sprache und es erklärt sich daraus recht wohl, dass sie für sich einen gemeinschaftlichen Namen im Gegensatz zu den feindlichen Stämmen Turan's beanspruchten.

Dass Aryan als ein Ehrentitel im persischen Reiche gebraucht wurde, wird von den Keilinschriften des Darius mit deutlichen Worten gesagt. Er nennt sich selbst Ariya und Ariya-chitra, einen Arianer und von arianischer Abstammung, und Ahuramazda oder, wie ihn Darius nennt, Auramazda heisst in der turanischen Uebersetzung der Inschrift von Behistun „der Gott der Aryaner". Viele historische Namen der Perser enthalten dasselbe Element. Der Urgrossvater des Darius heisst in den Inschriften Ariyârâmna, griechisch Ariaramnes[37]). Ariobarzanes (d. i. Euergetēs), Ariomanes (d. i. Eumenes), Ariomardos, zeigen alle denselben Ursprung.[38])

Um dieselbe Zeit, wie diese Inschriften, spricht Eudemos, ein Schüler des Aristoteles, wie Damascius berichtet, von den Magi und dem ganzen arischen Geschlecht[39]), indem er aryanisch offenbar in demselben Sinne braucht, in welchem das Zend-avesta von dem ganzen Lande Aria sprach. Und als nach langen Jahren der Eroberung und Besetzung durch

Fremde sich Persien unter dem Scepter der Sassaniden wieder zu einem nationalen Königreich erhob, finden wir, dass die neuen Könige, die Verehrer des Masdanes, sich in den von De Sacy[40]) entzifferten Inschriften „Könige der aryanischen und nicht-aryanischen Geschlechter“ nennen, im Pehlevi Irân va Anirân, im Griechischen Ἀριάνων καὶ Ἀναριάνων.

Der moderne Name Irán für Persien bewahrt noch immer das Andenken an diesen alten Titel.

Auch in dem Namen Armenien hat man dasselbe Element Arya vermuthen wollen.[41]) Dieser Name kommt indess im Zend nicht vor, und der in den Keilinschriften für Armenien gebrauchte Name Armina ist in seiner Etymologie zweifelhaft.[42]) Im Armenischen wird ari im weitesten Sinne für aryanisch oder iranisch gebraucht; es bedeutet auch tapfer und wird im Besondern auf die Meder angewandt.[43]) Wenn daher auch das Wort arya in dem Namen Armenien nicht enthalten sein dürfte, so kann doch bewiesen werden, dass es in der armenischen Sprache als ein nationaler und ehrenvoller Name vorhanden gewesen ist.

Westlich von Armenien, an den Gestaden des caspischen Meeres, begegnen wir dem alten Namen Albanien. Die Armenier nennen die Albanier Aghovan und da gh im Armenischen an die Stelle von r oder l tritt, so hat Boré vermuthet, dass auch in Aghovan der Name Aria enthalten sein könne. Jedenfalls ist dies zweifelhaft; aber in den Thälern des Kaukasus treffen wir auf eine aryanische Raçe, welche eine aryanische Sprache redet, nämlich das Os der Ossethi, oder, wie sie selbst sich nennen, Iron.[44])

Längs des Caspi-Sees und in dem vom Oxus und Yaxartes durchströmten Lande waren arische und nicht-arische Stämme Jahrhunderte lang unter einander gemischt. Obgleich zwischen den Aryanern und Turaniern ein feindliches Verhältniss stattfand und sie fortwährend einander bekriegten, wie wir aus dem grossen persischen Epos Shahnámeh erfahren, so folgt daraus noch nicht, dass alle die Nomadenstämme, welche die Niederlassungen der Aryaner angriffen, von

tatarischem Blut waren und Tatarisch sprachen. Turvaśa und seine Nachkommen, welche die Turanier repräsentiren, werden in den spätern epischen Gedichten Indiens als Verfluchte und ihrer Erbschaft in Indien Beraubte beschrieben; aber in den Veda's wird Turvaśa als ein Verehrer aryanischer Gottheiten dargestellt. Selbst im Shahnámeh gehen persische Helden zu den Turaniern über und führen sie an gegen Iran, so wie Coriolan die Samniter gegen Rom führte. Daraus können wir es uns erklären, warum so viele turanische oder scythische, von griechischen Schriftstellern erwähnte Namen offenbare Spuren aryanischen Ursprungs an sich tragen. Aspa war der persische Name für Pferd, und wir können kaum umhin, in den scythischen Namen Aspabota, Aspakara und Asparatha[45]) dasselbe Element wiederzuerkennen. Selbst der Name der aspasischen Berge, welche Ptolemæus nach Scythien verlegt, zeigt einen ähnlichen Ursprung an. Auch ist das Wort Arya jenseit des Oxus nicht unbekannt. Es kommen dort Völker mit den Namen Ariacae[46]) und Antariani vor.[47]) Ein Scythenkönig zur Zeit des Darius hiess Ariantes. Ein Zeitgenosse des Xerxes ist unter dem Namen Aripithes bekannt (d. h. im Sanskrit aryapati, im Zend airyapaiti); und Spargapithes scheint mit dem Sanskritwort svargapati, Herr des Himmels, in Verbindung zu stehen.

Wir haben so den Namen Ârya von Indien nach Westen zu, von Âryâvarta nach Ariana, Persien, Medien, mit einigem Zweifel nach Armenien und Albanien, nach Iron im Kaukasus und bis zu einigen der Nomadenstämme in Transoxiana verfolgt. Indem wir uns Europa nähern, werden die Spuren dieses Namens undeutlicher, verlieren sich aber doch nicht ganz.

Zwei Strassen standen den Aryanern Asiens auf ihren westlichen Wanderungen offen: eine durch Chorasan[48]) nach Norden durch das heutige Russland und von da nach den Küsten des schwarzen Meeres und Thraciens; eine andere von Armenien aus über den Kaukasus oder das schwarze Meer nach dem nördlichen Griechenland und die Donau ent-

lang nach Deutschland. Auf der erstern Strasse hinterliessen nun die Aryaner eine Spur ihrer alten Wanderung in Thraciens altem Namen Aria[49]); auf der letztern treffen wir im östlichen Theile Germaniens an der Weichsel einen deutschen Stamm mit dem Namen Arii an. So wie wir in Persien viele Eigennamen fanden, in denen Arya einen wichtigen Bestandtheil bildet, so begegnen uns auch in der deutschen Geschichte wieder Namen wie Ariovistus.[50])

Obgleich wir bei den Griechen und Römern vergebens nach Spuren dieses alten Nationalnamens forschen, so scheinen es neuere Forschungen wenigstens wahrscheinlich gemacht zu haben, dass er am äussersten Westende der arischen Wanderungen in dem Namen Irlands aufbewahrt ist. Die gewöhnliche Etymologie giebt der Erin die Bedeutung „Insel des Westens“, iar-innis oder „Land des Westens“, iar-in. Dies ist aber ein offenbarer Irrthum.[51]) Der alte Name lautet Erin im Nominativ, in neuerer Form Eire. Nur in den Casibus obliquis erscheint das n am Ende, wie in regio, regionis. Erin ist daher als eine Ableitung von Er oder Eri erklärt worden, welches der alte Name der irischen Celten sein soll, wie er sich in dem angelsächsischen Namen ihres Landes, Íraland, erhalten hat.[52]) Es wird von O'Reilly behauptet — obschon dies Andere läugnen — dass er im Irischen in der Bedeutung edel wie der Sanskritstamm ârya gebraucht werde.[53])

Einige der auf unserer Entdeckungsreise nach dem alten Namen der aryanischen Familie gesammelten Thatsachen mögen zweifelhaft erscheinen und ich habe selbst darauf hingewiesen, dass einige Glieder der den uralten Namen Indiens mit dem jetzigen Namen Irlands verbindenden, also sowohl zeitlich als räumlich gewaltig langen Kette schwächer sind, als die übrigen. Aber die Hauptglieder halten dennoch fest. Namen von Ländern, Völkern, Flüssen und Bergen haben eine ausserordentliche Lebenskraft und bestehen fort, wenn auch Städte, ganze Reiche und Nationen von der Weltbühne verschwinden. Rom führt heute noch seinen alten Namen und wird wahrscheinlich auf ewige Zeiten den Namen behal-

ten, welchen die ältesten Lateiner und Sabiner ihrer Colonie gaben und wo wir nur den Namen Rom finden, sei es in der Wallachei, welche die Einwohner Rumania nennen, oder in den Dialekten Graubündens, dem Romanischen oder in dem Titel Romanische Sprachen, da wissen wir auch, dass uns irgend ein durchlaufender Faden nach dem Rom des Romulus und Remus zurückführt, nach jener uralten Feste der Krieger Latiums. Die jetzt in Trümmern liegende Stadt an der Mündung des obern Zab, die jetzt gewöhnlich mit dem Namen Nimrud bezeichnet wird, heisst bei den arabischen Geographen Athur und in Athur erkennen wir den alten Namen Assyriens, den Dio Cassius Atyria schreibt, indem er bemerkt, dass die Barbaren das Sigma in Tau verwandelten. Assyria heisst in den Inschriften des Darius Athurâ.[54])

Es ist ohne Zweifel sehr bedenklich, sich auf blosse Aehnlichkeiten von Namen zu verlassen. Grimm mag Recht haben, wenn er behauptet, dass die Arii des Tacitus ursprünglich Harii hiessen und dass ihr Name mit Ârya nicht zusammenhängt; da aber die Ansichten auf beiden Seiten sich auf blosse Conjecturen stützen, so mag dies eine offene Frage bleiben. In den meisten Fällen wird jedoch die genaue Beobachtung der jeder Sprache eigenthümlichen Lautgesetze jede Ungewissheit entfernen. Grimm vermuthete in seiner Geschichte der deutschen Sprache (S. 238), dass Hariva, der Name von Herat, in der Keilschrifturkunde des Darius mit den Ariern, dem Namen, den, wie wir sahen, Herodot den Medern giebt, in Verbindung stehe. Dies ist ein Wort, welches im Sanskrit mit einem S und nicht mit einem Vocal, wie Ârya, anfängt. Die folgenden Bemerkungen werden dies erläutern.

Herat heisst sowohl Herat als Heri[55]), und der Fluss, an dem es liegt, heisst Heri-rud. Dieser Fluss Heri wird von Ptolemæus Areias[56]) genannt, von andern Schriftstellern Arius, und Aria ist der dem Lande gegebene Name, welches zwischen Parthien (Parthuwa) im Westen, Margiana (Marghush) im Norden, Baktrien (Bakhtrish) und Arachosien (Ha-

rauwatish) im Osten und Drangiana (Zaraka) im Süden, liegt. Dies ist jedoch, obgleich das H zu Anfang fehlt, nicht das von Strabo beschriebene Ariana, sondern ein für sich bestehendes Land, das nur einen Theil desselben bildet. Man nimmt an, dass es dasselbe sei, wie das Haraiva (Hariwa) der Keilschrifturkunden, obgleich dies zweifelhaft ist. Es wird aber im Zend-avesta unter dem Namen Harôyu[57]) als das sechste von Ormuzd erschaffene Land erwähnt. Man kann diesen Namen mit dem H zu Anfang selbst über die Zeit Zoroasters hinaus verfolgen. Die Anhänger des Zoroaster kamen als Colonisten aus dem nördlichen Indien. Sie hatten eine Zeitlang mit dem Volke zusammen gelebt, dessen heilige Gesänge uns in den Veda's enthalten sind. Eine Spaltung trat ein und die Zoroastrier wanderten westwärts nach Arachosien und Persien. Auf ihren Wanderungen thaten sie dasselbe, wie die Griechen bei der Gründung neuer Colonien, wie die Amerikaner bei der Erbauung neuer Städte: sie gaben den neuen Städten und den Flüssen, an denen sie sich niederliessen, die Namen ihnen bekannter Städte und Flüsse, die sie an die heimathlichen Gegenden, welche sie verlassen hatten, erinnern sollten. Da nun das persische h auf ein Sanskrit-S hinweist, so würde Harôyu im Sanskrit Sarôyu lauten. Einer der heiligen Flüsse Indiens, ein in den Veda erwähnter Fluss, der in den epischen Gedichten als der Fluss Ayodhyâ's, einer der ältesten Hauptstädte Indiens, des modernen Oude, berühmt ist, trägt den Namen Sarayu, heutzutage Sardju.[58])

Da nun die vergleichende Sprachforschung den alten Namen Ârya von Indien bis nach Europa verfolgt hat, als den von den Ariern vor ihrem Wegzuge aus der Heimath angenommenen, ursprünglichen Volksnamen, so erscheint es ganz natürlich, dass er zum technischen Ausdruck für eine Sprachenfamilie gewählt wurde, welche ehedem als die indogermanische, indo-europäische, kaukasische, oder japhetische bezeichnet wurde.

Siebente Vorlesung.

Die wesentlichen Bestandtheile der Sprache.

Unsere Analyse einiger Nominal- und Verbalformen in der arischen oder indo-europäischen Sprachenfamilie hat uns gelehrt, dass diese grammatischen Formen wohl auf den ersten Blick sehr geheimnissvoll und verwickelt erscheinen können, dennoch aber thatsächlich aus einem sehr einfachen Process hervorgegangen sind. Es scheint zuerst eine fast vergebliche Mühe zu sein, sich mit Fragen, warum die Endung te das gegenwärtige liebe in die Vergangenheit, oder warum die Endung ai im Französischen aimer in die Zukunft stellt, zu befassen; aber wenn wir diese grammatischen Formen einmal unter das Mikroskop der vergleichenden Grammatik stellen, so gewinnen sie und alle andern ein ganz anderes und viel verständlicheres Aussehen. Wir erkannten bereits in Allem, was wir heute Endung nennen, das ursprünglich unabhängige selbständige Wort. Nachdem diese Wortaffixe mit dem Begriffworte, dessen Bedeutung sie modificiren sollten, zusammengewachsen waren, schliffen sie sich allmählig zu blossen Silben und Buchstaben ab, die, an sich bedeutungslos, doch ihre frühere Macht und Unabhängigkeit durch die Modification darlegen, welche sie fortwährend in der Bedeutung der Wörter, denen sie angehängt werden, hervorzubringen vermögen. Die wahre Natur der grammatischen Endungen wurde zuerst von einem Philosophen erkannt, welcher,

so kühn und abenteuerlich auch einige seiner Speculationen sein mögen, doch manchen tiefen Blick in das wirkliche Leben und allmählige Wachsthum der Sprache gethan hat, ich meine Horne Tooke. Ueber die Endungen schreibt derselbe Folgendes[1]:

„So viel ich glaube, habe ich gute Gründe, anzunehmen, dass alle Endungen ebenfalls auf ihren respectiven Ursprung zurückgeführt werden können und dass sie trotz ihres gegenwärtigen künstlichen Aussehens ursprünglich nicht durch eine vorher berechnende und überlegende Kunst hervorgebracht wurden, sondern besondere Wörter waren, welche mit der Zeit corrumpirt wurden und mit den Wörtern, für deren Endungen sie jetzt gehalten werden, zusammenwuchsen. Doch es war weniger wahrscheinlich, dass dies Andere vermutheten, und wenn sie es vermuthet hätten, so hätten sie nach ihrem Reiseziel viel weiter reisen müssen und auf einer viel beschwerlichern Strasse, da die Corruption in jenen Sprachen schon viel länger fortbestanden hat, als in der unsrigen und zugleich verwickelter ist.“

Obgleich nun aber Horne Tooke die Strasse ganz richtig aufgefunden hatte, welche er verfolgen musste, um den Ursprung der grammatischen Endungen aufzudecken, so fehlten ihm selbst doch die Mittel, das Ziel seiner Reise zu erreichen. Die meisten seiner Erklärungen sind ganz unhaltbar und man ist bei der Durchlesung seines Buches (Diversions of Purley) ganz verwundert, wie ein Mann von so klarem, scharfen Geiste und mit einem, von so gesunden und richtigen Principien geleiteten Urtheile sich zu so ganz unwahren Schlussfolgerungen verleiten lassen konnte; seine mangelhafte Kenntniss der Thatsachen ist freilich ein triftiger Entschuldigungsgrund.

Wenn wir sehen, dass grammatische Endungen sich stets auf selbständige Wörter zurückführen lassen, so lernen wir auch zu gleicher Zeit, dass die wesentlichen Bestandtheile der Sprache, welche am Ende einer vollständigen grammatischen Analyse in unserm Schmelztiegel zurückbleiben,

zweier Art sind, nämlich prädicative und demonstrative Wurzeln.

Wurzel oder Radical nennen wir alles das, was sich in den Wörtern einer Sprache oder Sprachenfamilie nicht auf eine einfachere oder ursprünglichere Form zurückführen lässt. Es wird zweckmässig sein, dies an ein paar Beispielen zu zeigen; aber anstatt eine Anzahl Wörter aus dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen herauszugreifen und ihre Spur bis zu dem gemeinsamen Mittelpunkt zu verfolgen, dürfte es lehrreicher sein, mit einer Wurzel anzufangen, welche schon entdeckt ist, und ihr in ihren Wanderungen von Sprache zu Sprache zu folgen. Ich nehme die Wurzel AR, auf welche schon in der letzten Vorlesung bei der Betrachtung des Wortes Ârya angespielt wurde, und wir werden so, indem wir ihre Verzweigung untersuchen, zu gleicher Zeit erfahren, warum gerade dieser Name von den Ackerbau treibenden Nomaden, den Vorfahren der Arya-Raçe, gewählt wurde.

Diese Wurzel AR[2]) bedeutet pflügen, ackern. Von ihr leitet sich her das lateinische ar-are, das griechische ar-ûn, das irische ar, das litthauische ar-ti, das russische ora-ti, das gothische ar-jan, das angelsächsische er-jan, das modern-engl. to ear. Shakespeare sagt (Richard II., 3, 2): „to ear the land that has some hope to grow.“

Von dieser Wurzel wird der Name des Pfluges, des Werkzeugs zum Pflügen, abgeleitet: lat. ara-trum; griech. aro-tron; böhm. oradlo; litthauisch arklas; cornisch aradar; wallisisch arad[3]); altnorsisch ardhr. Im Altnorsischen hat indess ardhr, das ursprünglich Pflug bedeutete, die Bedeutung Erwerb, Wohlstand angenommen, da der Pflug in frühen Zeiten für den Bauer ein wichtiges Besitzstück war. Auf ähnliche Weise wurde der lateinische Name des Geldes, pecunia, von pecus, Vieh, abgeleitet. Ja selbst von dem deutschen Wort Vieh lässt sich Aehnliches behaupten; es heisst im Gothischen faihu und feoh im Angelsächsischen, wo es Vieh und Wohlstand bedeutet; im Altenglischen finden

wir aber dafür feh und dem entspricht wieder das modern-englische fee, das bekanntlich Honorar, Sporteln, Trinkgeld bedeutet.[4])

Die Handlung des Pflügens heisst im Lateinischen aratio, im Griechischen arosis, und ich glaube, dass aroma (Wohlgeruch) denselben Ursprung hatte, denn was ist lieblicher und aromatischer, als der Geruch eines gepflügten Feldes? In der Genesis, 27, 27 sagt Jacob: „Der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat."

Eine noch ursprünglichere Formation der Wurzel ar scheint das griechische era, Erde, im Sanskrit irâ, im Althochd. ero, im Gälischen ire, irionn. Es bedeutete ursprünglich das gepflügte Land, nachher die Erde im Allgemeinen.[5]) Selbst das Wort Erde, engl. earth, goth. airtha[6]), das angelsächs. eorthe muss ursprünglich als gepflügtes, beackertes Land gefasst werden. Das ganz wie jumentum gebildete Derivativum armentum würde natürlich auf jedes zum Pflügen oder zu anderer Feldarbeit brauchbare Thier anzuwenden sein.

Da der Ackerbau in jenem frühen Zustande der Gesellschaft, während dessen, wie wir annehmen müssen, die meisten unserer arischen Wörter gebildet sind und ihre bestimmten Bedeutungen gewonnen haben, die wichtigste Arbeit war, so erscheint es uns ganz erklärlich, wie ein Wort, welches ursprünglich diese besondere Art von Arbeit bezeichnete, später für jede Arbeit im Allgemeinen gebraucht werden konnte. Die allgemeine Tendenz in dem Wachsthum der Wörter und ihrer Bedeutungen richtet sich vom Speciellen zum Allgemeinern; so nahm gubernare, welches sich ursprünglich auf die Steuerung eines Schiffes bezog, die allgemeine Bedeutung des Lenkens, Regierens an. Das englische equip, welches ursprünglich „ein Schiff ausrüsten" hiess (franz. équiper und esquif, von schifo, Schiff), hat allmählig die Bedeutung einer Ausrüstung im Allgemeinen angenommen.[7]) Auch das deutsche Arbeit hat keine Spur jener speciellen Beziehung beibehalten, eben so wenig wie seine Ableitungen arbeitsam u. s. w. Auch im Gothischen wird arbaiþs meistens als Uebersetzung

von κόπος, im abstracten Sinne von labor und molestia, Beschwerde gebraucht; aber im Altnorsischen bedeutet erfidhi vorzugsweise das Pflügen und nachher Arbeit im Allgemeinen, und dasselbe Wort im Angelsächsischen, earfodh oder earfedhe, ist Arbeit. Natürlich könnten wir auf gleiche Weise annehmen, dass, wie das engl. labourer, das zunächst allgemein einen Arbeiter bezeichnet, zu der speciellen Bedeutung eines Ackerarbeiters kam, ebenso das deutsche Arbeit ursprünglich eine allgemeine Bedeutung gehabt und im Altnorsischen erst auf die Arbeit des Pflügens bezogen worden sei. Da aber die Wurzel von erfidhi ar zu sein scheint, erscheint uns die erste Erklärung als die wahrscheinlichere. Ausserdem bedeutet das einfache ar im Altnorsischen Pflügen und Arbeit und das Althochdeutsche art hat gleichfalls die Bedeutung Pflügen.[8])

Ἄρουρα und arvum, geackertes oder bestelltes Land, sind sicher auf die Wurzel ar, pflügen, zu beziehen, und da das Pflügen nicht nur eine der frühesten Arten von Arbeit, sondern eine der ursprünglichsten Künste war, so möchte auch wohl ars, artis (franz. und engl. art) ursprünglich jene Kunst der Künste bezeichnet haben, die Kunst des Ackerbaues, welche den Sterblichen von der Göttin aller Weisheit zuerst gelehrt wurde. Im Althochdeutschen bedeutet arunti (im Angelsächsichen aerend) einfach Werk; aber auch sie mögen ursprünglich das specielle Werk des Ackerbaues bezeichnet haben.[9])

Ar bedeutete aber nicht bloss pflügen, ackern, sondern wurde schon in sehr früher Zeit auf das Durchpflügen des Meeres, das Rudern übertragen.[10]) Man findet, dass das Sanskrit in ähnlicher Weise von ar das Substantiv aritra nicht in der Bedeutung Pflug, sondern Ruder herleitet. Im Angelsächsischen begegnen wir der einfachen Form âr, engl. oar, Ruder, gleichsam der Pflugschaar des Wassers.[11]) Die Griechen hatten auch die Wurzel ar in dem Sinne des Ruderns gebraucht; denn ἐρέτης[12]) ist im Griechischen ein Ruderer und ihr Wort τριήρης bedeutete ursprünglich ein

Schiff mit drei Rudern oder drei Ruderreihen, eine Trireme, einen Dreiruderer.[13])

Diese Vergleichung des Pflügens und Ruderns kommt in den alten Sprachen häufig vor. Das deutsche Wort Pflug, engl. plough, slavisch ploug, ist mit dem Sanskritwort plava[14]), Schiff, und mit dem griechischen ploion, ein Fahrzeug, zusammengestellt worden. So wie die Arier von einem, das Meer durchpflügenden Schiff sprachen, so sprachen sie auch von einem über die Felder hinsegelnden Pflug, und so kam es, dass derselbe Name beiden Werkzeugen beigelegt wurde.[15]) In englischen Dialekten wird plough oder plow noch immer in dem allgemeinen Sinn eines Wagens oder Fuhrwerks gebraucht.[16])

Wir könnten die Absenker dieser Wurzel ar noch weiter verfolgen, aber die Zahl der Wörter, welche wir in verschiedenen Sprachen untersucht haben, wird genügen, um zu zeigen, was unter einer prädicativen Wurzel zu verstehen ist. In allen diesen Wörtern ist ar das radicale Element, alles Uebrige gehört zur Wortbildung. Die Wurzel ar wird prädicativ genannt, weil sie in jeder Zusammensetzung, in die sie eintritt, ein und dieselbe Grundvorstellung ausspricht, sei es nun ein Pflug, ein Ruder, ein Ochs oder ein Ackerfeld. Selbst in einem Worte wie artistisch kann die prädicative Kraft der Wurzel ar noch erkannt werden, obgleich sie schon sehr in den Hintergrund getreten ist und man das forschende Auge mit künstlichen Gläsern bewaffnen muss. Die Brahmanen in Indien, welche sich Ârya nannten, waren sich des eigentlichen Ursprungs dieses Namens und seiner Beziehung zu dem Ackerbau nicht klarer bewusst, als der Künstler in den Ländern romanischen Dialekts, der von seiner art[17]) als einer göttlichen Inspiration spricht und nicht vermuthet, dass dieses so edle, hochgestellte Wort ursprünglich nur auf das Pflügen zu beziehen war.

Wir gehen nun zur Untersuchung einer andern Wortfamilie über, um zu sehen, durch welchen Process die radicalen Elemente der Wörter zuerst aufgefunden wurden.

Wir wählen das Fremdwort respectabel (engl. respectable). Schon die Endung lässt auf seinen lateinischen Ursprung schliessen, *obgleich sich dies vom engl. respectable nicht so unbedingt behaupten liesse, da die Engländer ihr able auch mitunter angelsächsischen Stämmen anfügen, z. B. readable, eatable, burnable u. s. w.* In respectabilis erkennen wir leicht das Verbum respectare und die Endung bilis. Wir trennen dann das Präfix re ab und behalten spectare, welches als eine Participialbildung auf das lateinische Verbum spicere oder specere (schauen, erblicken) zurückweist. In specere unterscheiden wir wieder zwischen der veränderlichen Endung ere und dem unveränderlichen spec, das wir die Wurzel nennen. Von dieser Wurzel erwarten wir nun, dass sie sich im Sanskrit und den andern arischen Sprachen vorfinden werde, was auch wirklich der Fall ist. Im Sanskrit hat die gebräuchlichere Form paś, sehen, kein s zu Anfang; aber spaś wird auch in spaśa (Spion), in spaschṭa (vi-spaschṭa), klar, offenbar, und in dem spaś (Wächter) der Veda's gefunden. In der teutonischen Familie finden wir spehôn im Althochdeutschen = spähen, speha = Spion und spaehe, klug, scharfsinnig.[18]) Im Griechischen ist die Wurzel spek in skep verwandelt, welches dem Verb skeptomai, um sich sehen, beschauen, zu Grunde liegt; davon wird ferner skeptikos, zum Betrachten geschickt und geneigt, ein Skeptiker, wie vorzugsweise die Pyrrhoniker hiessen, ferner skopos, ein Schauer, Kundschafter, skopein, spähen, und episkopos, ein Aufseher, Bischof, hergeleitet. Untersuchen wir nun die mannigfache Verzweigung dieser Wurzel. Mit respectabel anfangend, fanden wir, dass es ursprünglich eine Person bezeichnete, welche Respect, Rücksicht verdient. Wir gehen an gewöhnlichen Gegenständen oder Personen vorüber, ohne auf sie zu achten, während wir uns umwenden, um auf diejenigen nochmals zurückzublicken, welche unsere Achtung, Bewunderung, überhaupt Berücksichtigung verdienen. Dies war die Grundbedeutung von Respect und respectabel, und wir dürfen uns auch nicht wundern, wenn wir erwägen, dass das Wort nobel

(lat. nobilis) ursprünglich nur den Begriff einer Person hinstellte, welche gekannt zu werden verdient; denn nobilis steht für gnobilis, so wie nomen für gnomen, natus für gnatus.

„Rücksichtlich“ ist heutzutage fast zu einer blossen Präposition geworden; denn wenn wir sagen: „Rücksichtlich dieses Wortes habe ich nichts mehr zu bemerken,“ so heisst das kaum mehr als: „Ich habe über dieses Wort nichts mehr zu bemerken.“

So wie wir ferner beim Umsehen eine einzelne Person oder Sache ins Auge fassen, so wird das Adjectiv respectiv und das Adverb respective fast in demselben Sinne wie mit Beziehung auf das Einzelne, nach Beschaffenheit der Umstände oder nach Standesgebühr, gebraucht.

Das englische respit ist eine normannische Modification des lateinischen respectus, franz. répit. Répit bedeutete ursprünglich das Zurückblicken, den Rückblick auf die ganze Sachlage. Ein Angeklagter erhielt so und so viel Tage ad respectum, um seinen Rechtsfall nochmals zu prüfen. Später sagte man, dass ein Gefangerer ein respit, eigentlich eine Zeit zur nochmaligen Untersuchung, eine Frist, einen Aufschub erhalten habe, und zuletzt wurde sogar ein Verbum gebildet und man sagte, dass er „respitirt“ worden sei.[19])

So wie specere, spähen, mit der Präposition re zu der Bedeutung Respect kam, so bildet es mit der Präposition de das lateinische despicere, auf etwas herabsehen, engl. to despise, verachten. Das französische dépit (altfranz. despit) bedeutet nicht mehr Verachtung, obgleich es das lateinische despectus ist, sondern vielmehr Aerger, Verdruss; se dépiter heisst böse werden, *dépiteux ärgerlich.* „En dépit de qn.“ ist ursprünglich „in Missachtung Jemandes, ihm zum Aerger“, dann „ihm zum Trotz“, und die englischen Ausdrücke spite, in spite of, spiteful sind blosse Abkürzungen von Wortformen, *für deren Bedeutung das weggelassene de eigentlich sehr wesentlich war.*

So wie de von oben herab, so bedeutet sub von unten hinauf und giebt mit specere verbunden suspicere, suspicari,

empor-, aufblicken, ferner beargwöhnen[20]). Davon leiten die Engländor ihr suspect, suspicion, suspicious, die Franzosen soupçon[21]).

Da circum im Kreis herum bedeutet, so ist circumspicere sofort verständlich; im Englischen leitet man davon circumspect ab, umsichtig, vorsichtig, behutsam.

In, hinein, giebt inspicere, hineinsehen; davon in mehreren Sprachen Inspector, Inspection.

Mit ad verbindet sich specere zu adspicere, anblicken, daher adspectus, Aspect, Ansicht, Aussicht, Aussehen.

Durch die Zusammensetzung mit pro wurde prospicere, vorwärts blicken, vorsehen und vorhersehen, gebildet und daraus entstanden wieder Wörter wie prospectus, prospective (engl.). Mit con bildet sich conspicere, sein Augenmerk auf etwas richten, ferner conspectus, conspicuous (engl.). Aehnliche Zusammensetzungen geht das von dem Particip von specere abgeleitete spectare ein, z. B. mit ex, expectare, engl. to expect, erwarten, nebst seinen Derivatis.

Das englische auspicious (Glück weissagend) enthält unsere Wurzel ebenfalls als zweiten Bestandtheil. Das lateinische auspicium steht für avispicium und bedeutete das Ausspähen nach dem Fluge gewisser Vögel, der für den Erfolg irgend einer öffentlichen oder privaten Handlung von guter oder schlimmer Vorbedeutung sein sollte. Daher nimmt auspicious geradezu den Sinn: günstig, glücklich an *und man sagt nach lateinischem Muster noch heute: Unter den Auspicien dieses Regenten etc.* Haruspex ist bekanntlich ein ähnlich gebildetes Wort und bezeichnet einen Eingeweidebeschauer.

Von specere bildete man ferner speculum, Spiegel, *und specula, Ort zum Spähen, Warte* und davon wieder speculari, ausspähen, speculiren, Speculation, speculativ und Aehnliches in andern neuern Sprachen.

Doch noch viele andere Schösslinge wachsen aus dieser Wurzel hervor. Das lateinische speculum, Spiegel, wurde im Italienischen zu specchio und kam, wenn auch auf einem

Umwege, nach Frankreich, um das Adjectiv espiègle, verschmitzt, zu bilden. Der Ursprung dieses französischen Wortes ist sehr sonderbar. Bekannt sind die Schwänke unseres deutschen Eulenspiegels, dessen Name früh im Mittelalter, als man auch Schwabenspiegel, Laienspiegel sagte, aufgekommen sein mag. Die Franzosen übersetzten diese Schwänke und lernten den Helden derselben zuerst unter dem Namen Ulespiègle kennen, woraus sie dann espièglerie bildeten und espiègle wurde dann überhaupt der Name für einen Schalksnarren.[22])

Da die Franzosen nicht nur aus dem Lateinischen, sondern auch aus den teutonischen Sprachen Wortformen entlehnten, so finden wir bei ihnen neben den directen Ableitungen von specere auch das altdeutsche spehôn, nur wenig maskirt, als épier, ital. spiare, spioniren. Das altdeutsche speha (Späher) erscheint im Altfranzösischen als espie, jetzt espion.

Einer der knospenreichsten Zweige derselben Wurzel ist das lateinische species. Mögen wir nun species in der Bedeutung einer fortwährenden Aufeinanderfolge ähnlicher Individuen in den stetig zusammenhängenden Generationen auffassen (Jussieu), oder es nur als eine Gedankenkategorie existiren lassen (Agassiz), es sollte jedenfalls ursprünglich eine wörtliche Uebersetzung des griechischen *εἶδος* in seinem Gegensatz zu *γένος*, genus, sein. Die Griechen classificirten alle Dinge ursprünglich nach ihrem Geschlecht und ihrer Gestalt, und obgleich diese Ausdrücke später durch Aristoteles ihre philosophische Erklärung erhielten, so ist doch ihre etymologische Bedeutung wirklich nicht bloss die einfachste, sondern auch die angemessenste. Die Dinge können classificirt werden, entweder weil sie demselben genus oder Geschlechte angehören, d. h. weil sie denselben Ursprung hatten, was eine genealogische Classification giebt, oder weil sie dieselbe äussere Erscheinung, eidos, oder Gestalt zeigten, ohne einen gemeinsamen Ursprung zu beanspruchen, und dies giebt uns eine morphologische Classification. Aber im aristotelischen und nicht in seinem etymologischen Sinne wurde das grie-

chische eidos im Lateinischen mit species, was die Unterabtheilung eines genus, die Classe einer Familie, die Art bezeichnen sollte, übersetzt. Die Franzosen machten daraus espèce, Gattung und das deutsche speciell trat als die Gattung bezeichnend dem Generellen oder Allgemeinen gegenüber und special nahm im Englischen noch überdies die Bedeutung des Aussergewöhnlichen, z. B. in special train (Extrazug), special messenger (expresser Bote) an, worin denn freilich der Grundbegriff der Sanskritwurzel spa's fast ganz verschwunden ist. Wir sagen specificiren und im Englischen hört man den Ausdruck specify (namentlich oder einzeln angegeben) noch häufiger, z. B. a man specifies his grievances. Woher nun diese Bedeutung? Specificus im mittelalterlichen Latein ist eine buchstäbliche Uebersetzung des griechischen eidopoios, ein eidos, ein Bild, eine species oder Art machend, darstellend. Was nun bei der Classification eine Species darstellt, ist eben jene besondere Qualität, welche zu andern, an allen Gliedern eines Geschlechts gemeinschaftlich vorhandenen Qualitäten noch hinzutretend, eine Classe von allen andern unterscheidet. So ist der specifische Charakter, welcher den Menschen von allen andern Thieren unterscheidet, die Vernunft oder Sprache. Specifisch nahm daher die Bedeutung unterscheidend oder unterschieden an und das Zeitwort specificiren die Bedeutung des stückweisen und besondern Aufzählens. Interessant ist noch das ebenfalls hierher gehörige französische épicier, ursprünglich ein Specerei- oder Gewürzhändler. Man sprach von den verschiedenen Droguen oder Specereien, welche der Apotheker verkaufte, mit gelehrter Miene wie von Species, nicht wie von Droguen im Allgemeinen, sondern wie von besondern Specereien und Special-Arzneimitteln. Daher heisst der Chemiker oder Apotheker im Italienischen noch heute Speciale, sein Laden specieria.[23]) Im Französischen nahm species, welches regelmässig in espèce überging, eine neue Form an, um Specereien auszudrücken, nämlich épices, engl. spices; *pain d'épices entpricht unserm Pfefferkuchen, der seinerseits an Zeiten erinnert, wo „Pfeffer" im Deutschen

eine allgemeinere Bedeutung hatte.* Versucht man nun Formen, wie Specerei oder Speciesthaler auf die einfache Wurzel specere zurückzuführen, so erkennt man jene wunderbare Macht der Sprache, welche aus wenigen einfachen Elementen eine Mannigfaltigkeit von Worten herauszuentwickeln vermochte, welche von der unbegränzten Mannigfaltigkeit der Natur selbst kaum übertroffen wird.[24])

Ich sage „aus wenigen einfachen Elementen", denn die Zahl der sogenannten vollen prädicativen Wurzeln, wie ar oder spaś, ist wirklich nur gering.

A l l e W u r z e l n s i n d e i n s i l b i g. Wenn sie aus mehr als einer Silbe bestehen, so lässt es sich stets beweisen, dass sie abgeleitete Wurzeln sind, und selbst die einsilbigen lassen sich wieder in primitive, secundäre und tertiäre Wurzeln zerlegen.

A. Primitive Wurzeln sind solche, welche bestehen

1) aus e i n e m Vocal, z. B. i, gehen;
2) aus einem Vocal und einem Consonanten, z. B. ar, oder ad, essen;
3) aus einem Consonanten und einem Vocal, z. B. da, geben.

B. Secundäre Wurzeln sind solche, welche aus einem Consonanten, einem Vocal und einem Consonanten bestehen, z. B. tud, stossen.

In diesen Wurzeln lässt entweder der erste oder der letzte Consonant Modificationen zu.

C. Tertiäre Wurzeln sind solche, welche bestehen

1) aus zwei Consonanten mit folgendem Vocal, z. B. plu, fliessen;
2) aus zwei Consonanten mit vorhergehendem Vocal, z. B. ard, verletzen;
3) aus zwei Consonanten, einem Vocal und einem Consonanten, z. B. spaś, spähen;
4) aus zwei Consonanten, einem Vocal und zwei Consonanten, z. B. spand, zittern.

Die primären Wurzeln sind die wichtigsten in der ältesten Geschichte der Sprache; da aber ihre prädicative Macht im Allgemeinen einen zu unbestimmten Charakter an sich trägt, um den Zwecken des Gedankenausdrucks gut dienen zu können, so drängten sich die secundären und tertiären Wurzeln bald fast überall an ihre Stelle.

An den secundären Wurzeln können wir häufig beobachten, dass einer der Consonanten, in den arischen Sprachen gewöhnlich der letzte, gewisse Abänderungen zulässt. Die Wurzel behält ihre allgemeine Bedeutung und diese wird durch die Abänderungen des Endconsonanten nur ein wenig modificirt oder specialisirt. So hat man neben tud (tudati) im Sanskrit tup (topati, tupati und tumpati) mit der Bedeutung schlagen; griechisch typ-to. Man begegnet auch der Form tubh (tubhnâti, tubhyati, tobhate), schlagen, und nach den Angaben der Sanskrit-Grammatiker tuph (tophati, tuphati, tumphati). Dann giebt es eine Wurzel tuj (tunjati, tojati), schlagen, erregen; eine andere tur (tutorti), welcher ungefähr dieselbe Bedeutung beigelegt wird; endlich tûr (tûryate), verletzen; eine weitere Ableitung turv (tûrvati) heisst schlagen, besiegen; ferner tuh (tohati) quälen; endlich tuś (tośate), das nach den Sanskritgrammatikern ebenfalls „schlagen“ bedeutet.

Obgleich wir nun alle diese Verbalbasen Wurzeln nennen, so stehen sie doch zu der ersten Classe ungefähr in demselben Verhältniss, wie die semitischen Stämme mit drei Buchstaben zu den ursprünglichern mit nur zwei Buchstaben.[25])

In der dritten Classe werden wir finden, dass einer der zwei Consonanten immer ein Halbvocal, Nasal- oder Zischlaut ist, da diese veränderlicher sind, als die andern Consonanten, und wir können fast immer den spätern Ursprung des einen Consonanten nachweisen, der dann der Wurzel mit zwei Consonanten noch angefügt ist, um ihr eine speciellere Bedeutung zu geben. So haben wir neben spaś die Wurzel paś und selbst diese Wurzel ist von Pott auf ein ursprüng-

licheres a's zurückgeführt worden. So ist vand eine blosse Verstärkung der Wurzel vad, *vrgl. gang und geh, stand und steh*, so wie mand von mad, yu-na-j und yu-n-j von yuj. Die Wurzeln yuj, verbinden, und yudh, fechten, deuten beide auf eine einfache Wurzel yu, vermischen, zurück, welche uns auch im Sanscrit erhalten ist. Es ist leicht einzusehen, dass eine Wurzel, welche die allgemeine Bedeutung des Mischens oder Beisammenseins hat, gebraucht wurde, um sowohl die freundschaftliche Verbindung, als das feindliche Zusammentreffen im Kampfe zu bezeichnen, *vgl. congredi*; aber ebenso leicht sehen wir ein, dass die Sprache in ihrer Fortentwickelung zur Deutlichkeit und Bestimmtheit eine Unterscheidung zwischen den beiden Bedeutungen wünschte und die beiden Derivata yuj und yudh gern benutzte, um diese Unterscheidung auch äusserlich zu markiren.

Die Sanskritgrammatiker haben den gesammten Sprachschatz des Sanskrit auf 1706 Wurzeln zurückgeführt[26]), d. h. sie haben so viele Radicale zugelassen, um nach ihrem System grammatischer Ableitung von ihnen alle im Sanskrit vorkommenden Nomina, Verba, Adjectiva, Pronomina, Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen herzuleiten. Unserer Erklärung der Wurzel zufolge müsste indessen diese Zahl 1706 noch beträchtlich verkleinert werden und obgleich einige neue Wurzeln zugefügt werden müssten, welche den Sanskritgrammatikern bisher entgangen waren, dürfte sich doch die Zahl primitiver Wortklänge, die eine bestimmte Bedeutung ausdrücken und für die etymologische Analyse des ganzen Sanskritwörterbuchs nothwendig gebraucht werden, noch nicht einmal auf ein Drittel jener Zahl belaufen. Das Hebräische ist auf etwa 500 Wurzeln[27]) zurückgeführt worden und ich bezweifle es, dass man im Sanskrit eine grössere Zahl anzunehmen braucht. Dies offenbart einen Geist weiser Beschränkung von Seiten der Ursprache; denn die Möglichkeit, neue Wurzeln für jede neue Anschauung zu bilden, war ja fast gränzenlos. Wenn wir selbst nur 24 Buchstaben annehmen, so beläuft sich die Zahl biliteraler

und triliteraler Verbindungen, also auch solcher Wurzeln, im Ganzen schon auf 14,000[28]); obgleich nun das Chinesische weder Composita noch Derivata bildet und also mehr Wurzeln als irgend eine andere Sprache brauchen müsste, begnügt es sich doch mit ungefähr 450 Wurzeln. Mit diesen 450 Klängen, deren Zahl sich durch verschiedene Accente und Betonungen auf 1263 steigert, haben die Chinesen einen Schatz von mehr als 40,000 Wörter aufgehäuft.[29])

Es ist indessen klar, dass man ausser diesen prädicativen Wurzeln noch einer andern Classe radicaler Elemente bedarf, um den ganzen Wuchs einer Sprache vollständig erklären zu können. Mit den 400 bis 500 prädicativen Wurzeln, die ihr zur Verfügung standen, würde die Sprache nicht in Verlegenheit gekommen sein, Wörter für alle ihr zur Kenntniss kommende Gegenstände auszumünzen. Die Sprache weiss gar haushälterisch zu Werke zu gehen. Man betrachte nur die Mannigfaltigkeit der Ideen, welche mit der einen Wurzel spa's ausgedrückt werden können und man wird zugeben, dass diese Haushälterin mit 500 solchen Wurzeln ein Wörterbuch herzustellen vermag, das selbst den sehr weit gehenden Anforderungen ihres Hausherrn — des menschlichen Geistes — vollkommen genügen könnte. Wenn jede Wurzel 50 Ableitungen hergiebt, haben wir ja schon 25,000 Wörter. Nun hat uns aber ein Landgeistlicher die sehr zuverlässige Angabe verbürgt, dass einige Tagelöhner in seinem Kirchsprengel noch nicht 300 Wörter in ihrem Wörterbuche hätten.[30]) Das Vocabular der alten ägyptischen Weisen beläuft sich, wenigstens insoweit, als es uns durch die hieroglyphischen Inschriften bekannt ist, auf ungefähr 685 Wörter.[31]) Das Libretto einer italienischen Oper entwickelt selten eine grössere Mannigfaltigkeit von Wörtern.[32]) Ein wohlerzogener Engländer, der eine öffentliche Schule und die Universität besucht hat, seine Bibel, den Shakespeare und die „Times" und überdies alle Bände der Mudieschen Bibliothek liest, braucht im Gespräch doch kaum mehr als 3000, gewiss noch nicht 4000 Wörter. *Auch im Deutschen dürfte in solchen

Fällen die Zahl der gewöhnlich cursirenden Wörter nur wenig grösser sein.* Wer als strenger Denker und sorgfältiger Stylist allgemeine und unbestimmte Ausdrücke vermeidet und nach dem Worte, das jedesmal dem auszudrückenden Gedanken entspricht, wählerisch herumsucht, braucht allerdings einen grössern Wortvorrath, und beredte Redner mögen allerdings in Deutschland wie in England über eine Wortmenge von ungefähr 10,000 gebieten. Shakespeare, welcher wahrscheinlich eine grössere Mannigfaltigkeit von Ausdrücken, als irgend ein Schriftsteller in irgend einer Sprache entfaltet hat, hat alle seine Schauspiele mit nicht mehr als 15,000 Wörtern geschrieben. Milton's Werke sind aus 8000 zusammengestellt und das alte Testament enthält sogar nur 5642 Wörter.[33])

Fünfhundert Wurzeln waren also, wenn man ihre grosse Fruchtbarkeit und geschmeidige Bildungsfähigkeit betrachtet, für das Wörterbuch unserer ältesten Vorväter mehr als ausreichend. Dennoch brauchten sie noch ein anderes Element. Wenn sie z. B. eine Licht und Glanz ausdrückende Wurzel hatten, so konnte aus dieser das Prädicat in den Namen der Sonne, des Mondes, des Sternes, des Himmels, Tages, Morgens, der Dämmerung, des Frühlings, der Heiterkeit, Freude, Schönheit, Erhabenheit, Liebe, der Freundschaft, des Goldes, Reichthums u. s. w. ganz wohl gebildet werden; wenn sie aber hier und da, welcher, was, dieser, jener, du, er u. s. w. ausdrücken wollten, so mochten sie bald die Unmöglichkeit einsehen, irgend eine prädicative Wurzel aufzufinden, die zu diesem Zwecke zu brauchen war. Man hat allerdings Versuche gemacht, auch diese Wörter auf prädicative Wurzeln zurückzuführen; wenn man uns aber vordemonstrirt, dass die demonstrative Wurzel ta, dies oder da, von einer prädicativen Wurzel tan, ausstrecken, hergeleitet werden könne, so finden wir, dass selbst in den modernen Sprachen die demonstrativen Pronomina und Partikeln von zu ursprünglicher und selbständiger Natur sind, um eine so künstliche Auslegung zuzulassen. Der Klang ta oder sa

für dies oder da ist ein ebenso unwillkürlicher, natürlicher und selbständiger Ausdruck, wie irgend eine der prädicativen Wurzeln, und wenn auch einige dieser demonstrativen oder pronominalen oder localen Wurzeln (denn alle diese Namen sind ihnen beigelegt worden) bis in eine prädicative Wurzel hineinreichen oder mit ihr verwachsen sein sollten, so müssen wir doch eine kleine Classe unabhängiger Radicale aufstellen, die nicht prädicativ sind im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern einfach hinweisen, einfach eine Existenz unter gewissen mehr oder weniger bestimmten, räumlichen oder zeitlichen Verhältnissen ausdrücken.

Es wird das Beste sein, wenigstens ein erläuterndes Beispiel einer pronominalen Wurzel und ihres Einflusses auf die Wortbildung zu geben.

In einigen Sprachen, besonders im Chinesischen, kann eine prädicative Wurzel an sich als Nomen oder Verbum oder Adjectiv oder Adverb gebraucht werden. So bedeutet im Chinesischen ta, ohne irgend eine Aenderung der Form, gross, Grösse und gross sein.[34]) Wenn ta vor einem Substantivum steht, so nimmt es die Bedeutung eines Adjectivs an. So bedeutet z. B. ta jin einen grossen Mann. Wenn ta nach einem Substantiv steht, ist es Prädicat oder, wie wir sagen würden, Verbum. So würde jin ta (oder jin ta ye) heissen: der Mann ist gross.[35]) Ferner würde g̋in ngŏ, Mann schlecht, li pu ngŏ, Gesetz nicht schlecht, bedeuten. Wir ersehen hieraus, dass es hier durchaus keine äussere Unterscheidung zwischen einer Wurzel und einem Worte giebt und dass das Nomen vom Verbum sich nur durch seine Stellung im Satze unterscheidet.

In andern Sprachen, besonders in den arischen, kann dagegen keine prädicative Wurzel an sich ein Wort bilden. So giebt es z. B. im Lateinischen eine Wurzel luc, leuchten. Um nun ein Substantiv, z. B. Licht, zu erhalten, war es nöthig, eine demonstrative oder pronominale Wurzel hinzuzufügen, welche andeuten sollte, dass die in der Wurzel liegende Bedeutung von einem Subject ausgesagt werden sollte. So

erhalten wir im Lateinischen durch Hinzufügung des pronominalen Elements s das Nomen luc-s, Licht, oder buchstäblich leuchten-da. Setzen wir ein Personal-Pronomen an, so erhalten wir die Verbalform luc-e-s, leuchten-du, du leuchtest. Fügen wir noch andere pronominale Derivata an, so entstehen die Adjective lucidus, luculentus, lucerna u. s. w.

Man würde sich indess vollständig im Irrthum befinden, wenn man annehmen wollte, dass in allen derivativen Elementen, in Allem, was von einem Worte übrig bleibt, nachdem die prädicative Wurzel weggeschnitten worden ist, pronominale Wurzeln zu suchen seien. Wir brauchen nur einige unserer heutigen Ableitungsendungen anzusehen, um uns sofort zu überzeugen, dass sie ursprünglich prädicativ waren, dass sie mit der ursprünglichen prädicativen Wurzel zusammengesetzt wurden und dann sich zu blossen Suffixen abschwächten. *So hängt lich mit gleich zusammen;* schaft in Landschaft (landscape) und in Freundschaft (friendship) stammt von einer Wurzel, die im Gothischen[36]) skapa, skôp, skôpum (schaffen), im Angelsächsischen scape, scôp, scôpon lautet. So kommt thum in Christenthum, angelsächsisch dôm in cyning-dom, Königthum,[37]) von derselben Wurzel her, welche dem deutschen thun, englisch to do, zu Grunde liegt. Bisweilen kann es zweifelhaft erscheinen, ob ein derivates Element ursprünglich rein demonstrativ oder prädicativ war. So ist die Endung des Comparativs im Sanskrit tara, im Griechischen teros *(vgl. lat. dexter, sinister, alter etc.).* Dies könnte auf den ersten Blick für ein demonstratives Element gehalten werden, ist aber thatsächlich die Wurzel tar, welche „darüber hinausgehen" bedeutet und sich auch im lateinischen trans wieder vorfindet. Dieses trans wird in seiner französischen Form très vor Adjectiven gesetzt, um einen höhern, gleichsam transcendenten Grad zu bezeichnen, und dieselbe Wurzel eignete sich ganz wohl zur Bildung des Comparativs in den arischen Sprachen. Diese Wurzel muss auch in einer der Endungen des Locativs, nämlich tra im Sanskrit, gesucht werden; man bildet z. B. von der demonstrativen Wurzel

ta tatra (da), ursprünglich diesen Weg; ebenso anyatra, auf anderm Wege, anderswo, ebenso wie man im Lateinischen aliter vom Stamme ali herleitet; solche Composita sind durchaus nicht auffälliger als das französische autrement (s. S. 43), das englische otherwise, *deutsch anders (ursprünglich ein Genitiv)*.

Die meisten Declinations- und Conjugationsendungen sind demonstrative Wurzeln und es lässt sich z. B. beweisen, dass das t der dritten Person Singularis in er liebt ursprünglich das Demonstrativ-Pronomen der dritten Person gewesen ist. Die Endung dieser dritten Person ist im Sanskrit ti; so wird aus da, geben, dadâti, er giebt; aus dhâ, stellen, dadhâti, er stellt.

Im Griechischen erscheint dieses ti noch in esti, er ist, wird aber sonst, *wie im Englischen das t in s (hegives),* in si verwandelt, gerade so wie das Sanskrit twam, Lateinisch tu, du, im Griechischen als sy erscheint. So entspricht denn das griechische didōsi jenem dadâti, tithēsi dem dadhâti. Im Laufe der Zeit wurde jedoch jedes griechische s zwischen zwei Vocalen in den Endungen ausgestossen. So bildet genos (Geschlecht) nicht den Genitiv genesos, wie im Lateinischen genus, genesis oder generis, sondern geneos-genûs.[38]) Der Dativ lautet nicht genesi (lat. generi), sondern geneï = genei. Auf dieselbe Weise haben alle Verba in o ei zur Endung der dritten Person Singularis, aber dieses ei ist an die Stelle von esi getreten; so steht typtei für typtesi und dies für typteti.

Das Lateinische lässt das i am Ende, *ebenso wie das Griechische dies in den historischen Zeiten thut,* fallen und hat für ti, wie das Deutsche, t; so erhält man amat, dicit.

Es giebt nun ein Gesetz, auf das oben schon hingedeutet wurde und welches Grimm's Gesetz heisst. Nach demselben wird jede Tenuis im Lateinischen im Gothischen durch die ihr entsprechende Aspirata verdrängt. Statt t sollten wir danach im Gothischen th erwarten und finden auch wirklich habaiþ statt des lateinischen habet. Diese Aspirata erscheint

15*

in gleicher Weise im Angelsächsischen, wo er liebt lufað heisst. Es ist in der englischen Bibel noch in der Form he loveth erhalten und nur im modernen Englisch allmählig in s verwandelt worden. Im Deutschen nähert sich das t entschiedener dem Sanskrit ti, welches selbst wieder auf die demonstrative Wurzel ta, dieser oder da, zurückgeführt werden muss. Diese Wurzel liegt auch dem Demonstrativ-Pronomen tad im Sanskrit zu Grunde, Griechisch to, Gothisch thata, Englisch that, das. Wir können sie ebenfalls im lateinischen talis, tantus, tunc, tot, tam und selbst in tamen, einem alten Locativ mit der Endung men, nachweisen. Was wir demnach die dritte Person Singularis des Präsens nennen, ist wirklich ein einfaches Compositum aus der prädicativen und einer demonstrativen Wurzel. Es ist ein Compositum, wie jedes andere, nur mit dem Unterschiede, dass der zweite Bestandtheil nicht prädicativ, sondern demonstrativ ist. So wie wir in Zahlmeister das Zahlen vom Meister aussagen und uns eine Person denken, deren Amt es ist, zu zahlen, so prädicirten in dadâti, geb-er, die alten Bildner der Sprache einfach das Geben von einer dritten Person, und diese Wortbildung ist zu dem geworden, was wir heutzutage die dritte Person Singularis Indicativi Præsentis Activi nennen.[39])

Wir haben uns nothgedrungen in unserer Analyse der Sprache auf die Sprachenfamilie beschränkt, zu welcher unsre eigene Sprache und die uns am besten bekannten Sprachen gehören; was aber vom Sanskrit und der arischen Familie gesagt wurde, lässt sich im Allgemeinen auch auf das gesammte Reich der menschlichen Sprachen anwenden. Von jeder Sprache, ohne Ausnahme, die bis jetzt in den Schmelztiegel der vergleichenden Grammatik geworfen worden ist, hat sich schliesslich ergeben, dass sie diese beiden Hauptbestandtheile, die prädicativen und demonstrativen Wurzeln, enthält. In der semitischen Sprachenfamilie sind diese beiden Elemente sogar noch handgreiflicher, als im Sanskrit und Griechischen. Schon vor der Entdeckung des Sanskrit und vor dem Aufblühen der vergleichenden Philologie hatten

semitische Gelehrte das ganze Wörterbuch des Hebräischen und Arabischen auf eine kleine Anzahl von Wurzeln zurückgeführt, und da jede Wurzel in den semitischen Sprachen aus drei Buchstaben besteht, so sind diese Sprachen bisweilen die triliteralen genannt worden.

In noch höherm Grade liegen die Bestandtheile in der turanischen Sprachenfamilie gleichsam auf der Oberfläche. Es ist einer der charakteristischen Züge jener Familie, dass die Wurzel, wie gross auch die Zahl der Präfixe und Suffixe sein mag, immer scharf ausgeprägt hervortreten muss und unter ihrer Berührung mit derivativen Elementen nie leiden darf. In der chinesischen Sprache ist sogar zur Auffindung der Bestandtheile gar keine Analyse irgend einer Art nöthig. Es ist eine Sprache, in welcher überhaupt kein Zusammenwachsen der Wurzeln stattgefunden hat: jedes Wort ist eine Wurzel und jede Wurzel ist ein Wort. Wir sehen hier die Sprache auf einer Entwickelungsstufe, die wir uns gar nicht primitiver denken können. Es ist ein wahres Ideal von Sprache.

Es giebt ohne Zweifel zahlreiche Dialekte in Asien, Afrika, Amerika und Australien, welche das anatomische Messer des Grammatikers noch nicht secirt hat. Wir können uns aber doch wenigstens bei diesem negativen Resultate beruhigen, dass bis jetzt keine Sprache, welche einer scharf prüfenden grammatischen Analyse unterworfen wurde, mehr als diese zwei Hauptbestandtheile gezeigt hat.

Das Problem des Sprachenursprungs, welches den alten Philosophen so verwirrend und geheimnissvoll erschien, gewinnt desshalb vor unsern Augen ein viel einfacheres Aussehen. Wir haben gelernt, aus welchem Stoff die Sprache gebildet ist; wir haben gefunden, dass in der Sprache Alles, die Wurzeln selbst ausgenommen, an sich verständlich und leicht erklärlich ist. Es liegt in der Verbindung der prädicativen und demonstrativen Wurzeln, welche für den Aufbau aller Sprachen von China bis zum fernsten Westen Europa's das Material darboten, nichts Ueberraschendes. Es ist nicht

nur begreiflich, bemerkt Prof. Pott, dass der Formation der Sanskritsprache, wie sie uns überliefert ist, ein Zustand der grössten Einfachheit, des gänzlichen Mangels aller Biegungen, wie dies noch heute an dem Chinesischen und andern einsilbigen Sprachen zu bemerken ist, vorangegangen ist. Es ist sogar absolut unmöglich, dass dies irgend anders gewesen sei. Nachdem wir gesehen haben, dass alle Sprachen von dieser chinesischen oder einsilbigen Entwickelungsstufe ausgegangen sein müssen, bleibt uns nur noch ein Theil unsres Problems zu lösen, nämlich der folgende: Wie können wir den Ursprung jener prädicativen und demonstrativen Wurzeln erklären, welche die Hauptbestandtheile jeder menschlichen Rede bilden und welche bisher jedem Versuche weiterer Zerlegung und Auflösung widerstanden haben? Dieses Problem wird der Gegenstand unserer beiden nächsten Vorlesungen sein.

Achte Vorlesung.

Morphologische Classification.

Wir schlossen in unserer letzten Vorlesung die Analysis der Sprache ab und gelangten zu dem Resultate, dass prädicative und demonstrative Wurzeln die einzigen Bestandtheile aller Menschensprache sind.

Wir lenken nun unsere Aufmerksamkeit auf die Erforschung und Feststellung der verschiedenen Sprachformen und ihrer Zahl, welche möglicherweise aus der freien Verknüpfung dieser wesentlichen Bestandtheile hervorgehen können, und werden uns dann bemühen nachzuweisen, ob jede dieser theoretisch möglichen Formen in irgend einer auf unserm Erdball jetzt oder ehemals lebenden Sprache auch praktisch geübt und bewährt worden ist. Wir wollen in der That den Versuch machen, eine morphologische Classification der Sprache durchzuführen, die ganz und gar auf die Form und Methode basirt ist, nach welcher die Wurzeln zusammengesetzt werden und die daher von der genealogischen Classification durchaus nicht abhängig ist; denn diese gründet sich, ihrer Natur nach, nur auf solche Sprachbildungen, welche schon fertig und ausgewachsen von Geschlecht zu Geschlecht im Lauf der Zeiten überliefert wurden.

Ehe wir indess auf dieses Hauptthema unserer heutigen Vorlesung näher eingehen, haben wir noch, so kurz wie möglich, eine zweite Sprachenfamilie zu untersuchen, welche,

wie die arische, auf den strengsten Principien genealogischer Classification begründet und aufgebaut ist, wir meinen die semitische.

Diese semitische Familie theilt sich in drei Zweige, das Aramäische, Hebräische und Arabische.[1])

Das Aramäische nimmt den Norden des Sprachgebiets ein und umfasst Syrien, Mesopotamien und einen Theil der alten Königreiche Babylonien und Assyrien. Es ist uns besonders in zwei Dialekten zugänglich und bekannt, dem syrischen (westaramäischen) und chaldäischen (ostaramäischen). Der erstere Name wird derjenigen Sprache beigelegt, welche uns in einer, dem zweiten Jahrhundert zugeschriebenen Bibelübersetzung (dem Peschito[2]) und in der reichhaltigen, aus dem vierten Jahrhundert herrührenden christlichen Literatur erhalten ist. Sie wird noch heute von den Nestorianern Kurdistans, in der Nähe des Wan- und Urmia-Sees, und von einigen christlichen Stämmen Mesopotamiens, freilich in sehr verderbter Form, gesprochen, und die in Urmia stationirten amerikanischen Missionäre[3]) haben den Versuch gemacht, diesem Dialekt wieder einige grammatische Correctheit zu geben, indem sie Wörterbücher und eine Grammatik dieser neusyrischen Sprache, wie sie sie nannten, herausgaben.

Chaldäisch ist die von den Juden während der babylonischen Gefangenschaft angenommene Sprache genannt worden. Obgleich dieselben ihre heilige Sprache nie ganz vergassen, fingen sie doch bald an, den Dialekt ihrer Sieger nicht nur in der gewöhnlichen Unterhaltung, sondern auch bei der Abfassung ihrer Literaturwerke anzunehmen.[4]) Das Buch Esra, *auch Daniel*, enthält Bruchstücke des Chaldäischen, welche der Zeit der Keilschrifturkunden des Darius und Xerxes angehören, und mehrere Bücher der Apokryphen waren, wenngleich wir sie nur noch griechisch besitzen, ursprünglich wahrscheinlich chaldäisch, und nicht hebräisch geschrieben. Die sogenannten Targum's[5]) oder Uebersetzungen und Paraphrasen des alten Testaments, welche in den Jahrhunderten unmittelbar vor und nach der christlichen Aera[6]) geschrieben

wurden, geben uns ferner ebenfalls Proben des Aramäischen oder der Sprache Babylons, wie sie sich nach ihrer Verpflanzung nach Palästina gestaltete. Dieses Aramäische war der von Christus und seinen Jüngern gesprochene Dialekt. Die wenigen authentischen Worte, welche uns das neue Testament so aufbewahrt hat, wie sie unser Herr in seiner eigenen Sprache gebrauchte, z. B. talitha kumi, ephphatha, abba sind nicht hebräisch, sondern chaldäisch oder aramäisch, wie es damals von den Juden gesprochen wurde.[7])

Nach der Zerstörung Jerusalems blieb derselbe Dialekt noch fortwährend die Literatursprache der Juden. Der Talmud von Jerusalem[8]) aus dem vierten und der von Babylon aus dem fünften Jahrhundert zeigen uns das Aramäische, wie es von den an jenen beiden Orten ansässigen gebildeten Juden gesprochen wurde; eine Beimischung fremder Elemente, hat freilich diesen aramäischen Dialekt vielfach verunreinigt und verschlechtert. Diese Sprache blieb bis in das zehnte Jahrhundert das literarische Idiom der Juden. Die Masora[9]) und der traditionelle Commentar des alten Testaments wurde in ihr um jene Zeit geschrieben. Bald nachher nahmen die Juden das Arabische als ihre Schriftsprache an und behielten es bis in das dreizehnte Jahrhundert bei; darauf kehrten sie zu einer Art von modernisirtem Hebräisch zurück, welches sie zu gelehrten Abhandlungen noch heute benutzen.

Es ist sonderbar, dass der aramäische Zweig der semitischen Familie, obgleich ursprünglich in den grossen Königreichen Babylon und Ninive gesprochen, uns nur in der Literatur der Juden und der Christen Syriens erhalten sein sollte. Es muss gewiss eine babylonische Literatur existirt haben, denn die Weisheit der Chaldäer war zu einer Berühmtheit gelangt, welche sie ohne Literatur kaum hätte behaupten können. Abraham muss schon Aramäisch gesprochen haben, ehe er nach Canaan auswanderte. Laban sprach denselben Dialekt, und der Name, welchen er dem Steinhaufen gab, um Zeuge (ein Zeugniss) zwischen ihm und Jacob zu sein, Jegar Sahadutha, ist syrisch, *chaldäisch*, während

Gilead (Galîd), wie ihn Jacob nannte, hebräisch ist.[10] Wenn wir von jener alten babylonischen Literatur noch je wieder einige Kenntniss erlangen sollen, so ist sie von jenen Tafeln mit Keilschrift zu erwarten, welche vor Kurzem von Babylon und Ninive nach London gebracht worden sind. Sie sind offenbar in einer semitischen Sprache geschrieben; daran ist nicht länger zu zweifeln. Wenn auch in ihrer Entzifferung nur langsame Fortschritte gemacht wurden, langsamere sogar, als man einmal eine Zeit lang erwartete, so ist doch kein Grund vorhanden, an dem endlichen Gelingen zu verzweifeln. In einem Brief vom April 1853 schrieb Sir Henry Rawlinson:

„Auf den Thontafeln, welche wir in Ninive fanden und welche man jetzt nach Tausenden zählen kann, stehen Abhandlungen, die fast jeden Gegenstand auf Erden erläutern; da findet man die Schreibkunst, Grammatiken und Wörterbücher, Zahlbezeichnung, Maass und Gewicht, Zeiteintheilung, Chronologie, Astronomie, Geographie, Geschichte, Mythologie, Geologie, Botanik u. s. w. In der That steht uns jetzt eine vollständige Encyclopädie assyrischer Wissenschaft zur Verfügung.“ Wenn man erwägt, was für die Entzifferung einer Classe keilförmiger Inschriften, der persischen, schon geleistet worden ist, so haben wir keinen Grund zu zweifeln, dass die Gesammtmasse jener Encyclopädie einst mit derselben Leichtigkeit gelesen werden wird, mit welcher man jetzt die Bergurkunden des Darius liest.

Es giebt indess noch einen andern dürftigen Rest der ehemaligen Literatur der Chaldäer und Babylonier, nämlich das „Buch Adams“ und ähnliche Werke, welche sich bei den Mendäern oder Nazoräern, *Johannisjüngern,* einer sonderbaren, in der Gegend von Bassora ansässigen Secte erhalten haben. Obgleich die Abfassung dieser Werke nicht vor das zehnte Jahrhundert hinauszurücken ist, so hat man doch angenommen, dass sie unter einer modernen Hülle wüster und sinnloser Visionen einige Goldkörner alter ächt babylonischer Gedanken enthalten. Man hat diese Mendäer wirklich mit den Nabathäern

identificiren wollen, welche bis in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung[11]) als ein rein heidnischer und von Juden, Christen und Muhamedanern unterschiedener Volksstamm erwähnt werden. Im Arabischen wird der Name Nabathäer[12]) für die Babylonier gebraucht, ja derselbe Name bezieht sich auf alle Völker aramäischen Ursprungs, die in den ältesten Zeiten zwischen dem Euphrat und Tigris wohnten.[13]) Man nimmt an, dass jene Nabathäer, welche um den Anfang der christlichen Zeitrechnung als ein, wegen seiner astronomischen und allgemein wissenschaftlichen Kenntnisse ausgezeichneter Volksstamm erwähnt werden, die Vorfahren der mittelalterlichen Nabathäer und Abkömmlinge der alten Babylonier und Chaldäer waren. In einigen Literaturblättern las man vor Kurzem einen Bericht über ein Werk mit dem Titel: „Der nabathäische Ackerbau.“ Es ist nur in einer arabischen Uebersetzung des Chaldäers Ibn-Wahschiyyah[14]) vorhanden, welcher ungefähr 900 Jahre nach Chr. lebte, aber das von Kuthami aramäisch geschriebene Original ist in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts vor Chr. verlegt worden. Die Belege dafür liegen noch nicht vollständig vor, aber nach dem, was man bis jetzt darüber weiss, erscheint es wahrscheinlicher, dass dies Werk die Compilation eines im vierten Jahrhundert nach Chr. lebenden Nabathäers war[15]), und obgleich es alte Ueberlieferungen enthält, welche selbst bis auf die Zeit der grossen babylonischen Herrscher zurückreichen mögen, so können doch diese Traditionen kaum für eine würdige und zuverlässige Veranschaulichung der uralten Cultur der aramäischen Raçe gehalten werden.

Der zweite Zweig der semitischen Familie ist der hebräische, der hauptsächlich durch die alte Sprache Palästina's repräsentirt wird, wo Hebräisch seit den Tagen des Moses bis in die Zeiten des Nehemiah und der Maccabäer geschrieben und gesprochen wurde, natürlich mit beträchtlichen Modificationen und einer starken Beimischung aramäischer Formen, welche besonders seit der babylonischen Gefangenschaft und dem Aufblühen einer einflussreichen Cultur in dem Nachbar-

lande Syrien hervortrat. Die alte Sprache Phöniziens[16]) stand, nach den Inschriften zu urtheilen, zu dem Phönizischen in engster Beziehung und die Sprache der Carthager muss demselben Zweige zugewiesen werden.

In das Hebräische schlichen sich die aramäischen Dialekte zuerst durch das politische Uebergewicht Babylons und noch mehr Syriens immer entschiedener ein und es wurde endlich von dem Arabischen ganz verdrängt, das seit der Eroberung Palästina's und Syriens im Jahre 636 fast das ganze Gebiet ausschliesslich an sich gerissen hat, welches früher die beiden ältern Zweige des semitischen Stammes, der aramäische und hebräische, inne hatten.

Dieser dritte oder arabische Zweig entspross der arabischen Halbinsel, wo er noch immer von der Gesammtmasse der Ureinwohner gesprochen wird. Die ältesten Urkunden desselben sind die himjaritischen Inschriften. In sehr früher Zeit wurde dieser arabische Zweig nach Afrika verpflanzt, wo sich südlich von Aegypten und Nubien auf der Yemen gegenüber liegenden Küste ein alter semitischer Dialekt bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Dies ist die äthiopische oder abyssinische Sprache, welche das Volk selbst die Geez-Sprache nennt. Obgleich sie von dem Volke in Habesch nicht mehr in ihrer Reinheit gesprochen wird, ist sie doch noch in ihren heiligen Schriften, Uebersetzungen der Bibel und ähnlichen Werken, welche aus dem dritten und vierten Jahrhundert stammen, erhalten. Die heutige Volkssprache Habessiniens, das Amharische, *ist arm an Sprachvorrath und grammatischen Bildungen.*

Die ältesten Literaturdenkmäler des Arabischen gehören der Zeit vor Mohammed an. Sie heissen Moallakat, wörtlich „aufgehängte Gedichte", weil sie auf solche Weise in Mekka öffentlich ausgestellt worden sein sollen. Es sind alte volksthümliche Gedichte, die das Wüstenleben schildern. Mit Mohammed wurde das Arabische die Sprache einer siegreichen Staatsreligion und breitete seine Herrschaft über Asien, Afrika und Europa aus.

Diese drei Zweige, der aramäische, hebräische und arabische, sind so nahe mit einander verwandt, dass man ihren gemeinsamen Ursprung unmöglich verkennen könnte. Jede Wurzel besteht in diesen drei Sprachen, so weit wir sie kennen, nothwendigerweise aus drei Buchstaben und zahlreiche Wörter werden von diesen Wurzeln durch einen blossen Wechsel der Vocale abgeleitet, indem der consonantische Rahmen, so viel wie möglich, unverletzt bleibt. Es ist unmöglich, eine semitische Sprache zu verkennen, und was das Wichtigste ist — es ist unmöglich, sich eine arische Sprache von einer semitischen oder eine semitische von einer arischen abgeleitet zu denken. Der ganze grammatische Bau ist in diesen zwei Sprachfamilien total verschieden. Dies schliesst indess die Möglichkeit nicht aus, dass beide gleichsam Ströme sind, die aus derselben Quelle, nur nach verschiedenen Richtungen fliessen, und die zwischen den auf ihre einfachste Form zurückgeführten semitischen Wurzeln und den Wurzeln der arischen Sprachen angestellten Vergleichungen haben es mehr als wahrscheinlich gemacht, dass die materiellen Elemente, von denen sie beide ausgingen, ursprünglich dieselben waren.

Andere Sprachen, von denen man annimmt, dass sie zur semitischen Familie gehören, sind die Berberndialekte des nördlichen Afrika's, die an der Küste von Aegypten aus bis an den atlantischen Ocean vor dem Einfall der Araber gesprochen und nachher in das Innere zurückgedrängt wurden. Einige andere afrikanische Sprachen, wie die Haussa und Galla, sind ebenfalls der semitischen Classe zugewiesen worden und ebenso die Sprache Aegyptens, von den ältesten hieroglyphischen Inschriften an bis zu dem Koptischen, das nach dem siebzehnten Jahrhundert aus der Zahl der lebenden Sprachen verschwindet. Der semitische Charakter dieser Dialekte ist jedoch viel weniger deutlich zu erkennen und der Grad ihrer Verwandtschaft mit den eigentlich so genannten semitischen Sprachen bleibt noch zu bestimmen.[16b])

Genau genommen sind die arische und semitische die einzigen Sprachfamilien, welche diesen Namen vollkommen verdienen. Sie setzen beide ein in sich fertiges grammatisches System, das dem ersten Auseinandergehen ihrer Dialekte voranging, voraus. Ihre Geschichte ist vom Anfang an mehr eine Geschichte des Verfalls, als des Wachsthums, und daher rührt die unverkennbare Familienähnlichkeit, welche in jedem selbst ihrer spätesten Abkömmlinge hervortritt. Die Sprache des Sepoy und die des englischen Soldaten, beide sind, genau genommen, ein und dieselbe Sprache. Sie sind beide aus Materialien aufgebaut, welche schon vor der Trennung des teutonischen oder indischen Zweiges ihre bestimmte Form erhalten hatten. Keiner von beiden ist seit ihrer ersten Trennung eine neue Wurzel zugefügt worden und die grammatischen Formen, welche im Englischen oder Hindustáni neu entwickelt und angewachsen sind, sind, wie sich aus der genauern Prüfung ergiebt, nur neue Combinationen von Elementen, welche vom Anfang an in allen arischen Dialekten vorhanden waren. In der Endung des deutschen e r i s t und in der nicht hörbaren Endung des französischen il est erkennen wir das Resultat eines schon vor der ersten Zerstreuung der arischen Familie vollzogenen Aktes, der Verknüpfung der prädicativen Wurzel as mit der demonstrativen Wurzel ti, eines Aktes, der ein für allemal vollzogen wurde und dessen Folgen bis auf den heutigen Tag fortwirken.

Es war Nebuchadnezzars Gewohnheit, seinen Namen jedem Ziegelsteine aufdrücken zu lassen, der während seiner Regierung bei dem Bau seiner colossalen Paläste verbraucht wurde. Jene Paläste sanken in Trümmer, aber aus ihren Ruinen wurde das uralte Material zum Bau neuer Städte fortgeschleppt. Als aber Sir Henry Rawlinson die Bausteine in den Mauern der neuern Stadt Baghdad auf den Ufern des Tigris untersuchte, entdeckte er auf jedem die deutlichen Spuren jenes königlichen Stempels. Dasselbe tritt ein, wenn wir den Bau der modernen Sprachen untersuchen. Auch sie wurden mit den aus den Ruinen der alten Sprachen

entnommenen Materialien aufgebaut, und jedes Wort zeigt, wenn man es nur gehörig untersucht, den Stempel, den die Begründer der arischen und semitischen Sprachenreiche ihm vom Anfang an deutlich und unverkennbar aufdrückten.

Die Verwandtschaft der Sprachen ist indessen nicht immer so eng und so nah. Sie können auseinandergehen, ehe noch ihr grammatisches System sich fixirt hat und gleichsam erstarrt ist; in diesem Fall kann man nicht erwarten, dass sie ebenso markirte Züge gemeinsamer Abstammung zeigen sollten, wie z. B. die neulateinischen Dialekte, das Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische. Sie mögen immerhin Vieles gemeinsam haben, werden aber auch einen bedeutenden Nachwuchs an Wörtern und grammatischen Formen, die jedem einzelnen Dialekte eigenthümlich sind, entfalten. In Bezug auf die Wörter sehen wir, dass selbst so nahe mit einander verwandte Dialekte, wie die sechs romanischen, in einigen ganz gewöhnlichen Ausdrücken auseinandergehen. Statt des lateinischen frater, französisch frère, findet man im Spanischen hermano. Dieser Worttausch hatte seinen guten Grund. Man hatte das Wort frater, umgeformt in fray und frayle, gebraucht, um damit einen Ordensbruder, einen Mönch (engl. friar) zu bezeichnen. Man fühlte die Unbequemlichkeit, die darin lag, dass ein und dasselbe Wort zwei Begriffe ausdrücken sollte, welche man bisweilen sondern musste, und so wurde durch eine Art natürlicher Elimination frater als Name des Bruders im Spanischen aufgegeben und aus den dialektischen Vorräthen des Lateinischen durch germanus ersetzt. Auf dieselbe Weise wurde das lateinische Wort für Schäfer, pastor, so beharrlich auf den geistlichen Hirten des Volkes, le pasteur, den Pastor, angewandt, dass ein neues Wort für den wirklichen Hirten nöthig wurde. So wurde denn berbicarius (von berbex oder vervex, Hammel) statt pastor gebraucht und französisch zu berger umgeformt. Statt des spanischen enfermo, krank, findet man im Französischen malade, im Italienischen malato. Sprachen, die so nahe verwandt sind, wie die griechische und lateinische,

haben für Sohn, Tochter, Bruder, Frau, Mann, Himmel, Erde, Mond, Hand, Mund, Baum, Vogel u. s. w.[17]) ihrem Stamm nach verschiedene Ausdrücke gewählt, d. h. aus der grossen Zahl von Synonymen, welche die zahlreichen Dialekte der arischen Familie darboten, griffen die Griechen das eine, die Römer ein anderes Wort heraus und hielten es fest. Es ist klar, dass, wenn sich dieses Princip natürlicher Auswahl weiter ausbreiten darf, die Sprachen mit der Zeit eine gänzlich verschiedene Nomenclatur für die gewöhnlichsten Gegenstände erhalten können, wenn sie auch derselben Quelle entsprungen sind. Die Zahl der wirklichen Synonyma wird übrigens häufig zu gross angegeben, und wenn man uns sagt, dass es im Isländischen 120 Bezeichnungen für Insel oder im Arabischen 500 Namen für Löwe[18]) und 1000 Namen für Schwert[19]) giebt, so sind viele derselben ohne Zweifel rein poëtisch und metaphorisch. Aber selbst wo in einer Sprache nur vier oder fünf Wörter für denselben Gegenstand existiren, können offenbar vier Sprachen von der Ursprache abgeleitet werden und in der Bezeichnung gewisser Dinge scheinbar ganz verschieden sein.

Dieselbe Bemerkung lässt sich auf die Grammatik anwenden. Wenn z. B. die romanischen Sprachen ihr Futurum dadurch bildeten, dass sie das Hülfsverb haben, habere, dem Infinitiv anfügten, so war es doch einer oder der andern von ihnen ganz frei gestellt, sich für ein ganz anderes Mittel, das Futurum auszudrücken, zu entscheiden. Der Franzose hätte ja je vais dire oder je dirvais (ich gehe zu sagen) statt seines je dirai wählen können, und in diesem Falle würde sich das Futurum im Französischen von dem Futurum im Italienischen gänzlich unterschieden haben. Wenn solcher Wechsel in literarischen Sprachen von so langer Dauer, wie die französische und italienische, möglich ist, so müssen wir auf ihn in solchen Sprachen noch weit mehr vorbereitet sein, welche, wie ich oben sagte, schon divergirten, ehe sie sich in ihrer Grammatik oder ihrem Wörtervorrath entschieden festgestellt hatten. Wenn wir in ihnen die bestimmten Merk-

male genealogischer Verwandtschaft, welche die Glieder der arischen und semitischen Sprachenfamilien zusammenhält, auffinden wollten, so würden wir in unsern Erwartungen nothwendigerweise getäuscht werden. Solche Kriterien konnten in diesen Sprachen gar nicht existiren. Aber dennoch giebt es Merkmale, um selbst diese entferntern Verwandtschaftsgrade in dem weiten Reiche der Sprache zu bestimmen und sie genügen wenigstens, um den voreiligen Schlüssen derer Einhalt zu thun, welche bei Sprachen, die von einander weiter abliegen, als Französisch und Italienisch, Sanskrit und Griechisch, Hebräisch und Arabisch, die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs sofort wegzuläugnen geneigt sind. Sie werden dies deutlicher erkennen, wenn wir erst gewisse Principien, welche ich die der morphologischen Classification der menschlichen Sprache nennen will, näher untersucht haben werden.

Da jede Sprache, so weit wir bis jetzt über diesen Punkt ein Urtheil zu fällen vermögen, schliesslich auf prädicative oder demonstrative Wurzeln zurückgeführt werden kann, so können wir offenbar nach der Art der Zusammenstellung dieser Wurzeln drei Arten von Sprachen oder drei Stufen in der allmähligen Formation der Sprache erwarten.

1) Die Wurzeln können selbst als Wörter gebraucht werden, indem jede Wurzel ihre volle Selbständigkeit behauptet.

2) Zwei Wurzeln können verbunden werden, um Wörter zu bilden, und in diesen Zusammensetzungen kann e i n e Wurzel ihre Selbständigkeit verlieren.

3) Zwei Wurzeln können verbunden werden, um Wörter zu bilden, und in diesen Zusammensetzungen können b e i d e Wurzeln ihre Selbständigkeit einbüssen.

Was von zwei Wurzeln gilt, kann auch von drei, vier und beliebig vielen Wurzeln gelten. Das Princip bleibt dasselbe, obschon es zu weit mannigfaltigern Unterabtheilungen führen würde.

Die erste Stufe, auf welcher jede Wurzel ihre Selbständigkeit behauptet, und in welcher eine Wurzel und ein Wort formal gar nicht zu unterscheiden ist, nenne ich die radicale Stufe. Sie wird am Besten durch das Altchinesische repräsentirt. Die zu dieser ersten oder radicalen Stufe gehörenden Sprachen sind bisweilen die einsilbigen oder isolirenden genannt worden. Die zweite Stufe, auf welcher zwei oder mehrere Wurzeln zusammenwachsen, um ein Wort zu bilden und zwar so, dass die eine ihre radicale Selbständigkeit behauptet, während die andere zu einer blossen Endung herabsinkt und unselbständig wird, nenne ich die terminationale. Diese Stufe wird am Vollkommensten durch die turanische Sprachenfamilie repräsentirt, und die zu ihr gehörenden Sprachen sind im Allgemeinen agglutinative (eigentlich anleimende, von gluten, Leim) Sprachen genannt worden. Die dritte Stufe, auf welcher die Wurzeln so in einander verwachsen, dass keine ihre Selbständigkeit zu behaupten vermag, nenne ich die inflectionale. Diese Stufe wird am Besten durch die arische und semitische Familie repräsentirt und die ihr angehörigen Sprachen sind bisweilen mit dem Namen der organischen oder amalgamirenden belegt worden.

Die erste Stufe schliesst die lautliche Corruption ganz und gar aus.

Die zweite Stufe schliesst dieselbe in der Hauptwurzel aus, lässt sie aber in den secundären oder determinativen Elementen, den Endungen, zu.

Die dritte Stufe gestattet diese phonetische Corruption sowohl in der Hauptwurzel als in den Endungen.

Einige Beispiele werden diese Classification verständlicher machen.

Auf der ersten Stufe, welche durch das Chinesische repräsentirt wird, ist jedes Wort eine Wurzel und hat seine eigene selbständige Bedeutung. Wo wir also im Lateinischen baculo, mit einem Stocke, sagen, sagt man im Chinesischen ỳ ćáng.[20]) Hier könnte ỳ, wie das deutsche mit, für eine

blosse Präposition gehalten werden; aber im Chinesischen ist dieses ỳ eine Wurzel; es ist dasselbe Wort, welches, als Verbum gebraucht, anwenden bedeuten würde. Desshalb bedeutet ỳ ćáng im Chinesischen buchstäblich „anwenden Stock“. So sagt der Chinese, wo wir sagen „zu Hause“ oder der Lateiner domi, der Grieche oikoi, ủŏ-li; ủŏ bedeutet hier Haus und li ursprünglich das Innere.[21]) Der Name für Tag lautet im Chinesischen g̋i-tse, was ursprünglich bedeutet: Sohn der Sonne.[22])

Im Chinesischen ist, wie wir schon oben sahen, ein Nomen, Verbum, Adjectiv, Adverbium oder eine Präposition durch die äussere Form nicht zu unterscheiden. Dieselbe Wurzel kann, nach ihrer Stellung im Satze, die Bedeutungen gross, Grösse, auf grosse Weise, gross sein, annehmen. Im Chinesischen hängt thatsächlich Alles von der richtigen Stellung der Wörter im Satze ab. So bedeutet ngò tà ni, ich schlage dich; aber ni tà ngò würde heissen: Du schlägst mich. So heisst ngŏ g̋in, ein schlechter Mensch; g̋in ngŏ würde heissen: Der Mensch ist schlecht.

So lange man einer Sprache anmerkt, dass jedes Wort oder jeder Worttheil die ihm eigene Wurzelbedeutung ausdrückt, gehört dieselbe der ersten oder radicalen Stufe an. Sobald als solche Wörter, wie tse in g̋i-tse, Tag, li in ủŏ-li, zu Hause, oder ỳ in ỳ-ćáng, mit dem Stock, ihre etymologische Bedeutung verlieren und blosse Ableitungs- oder Casuszeichen werden, so tritt die Sprache in die zweite oder terminationale Stufe ein.

Die bei weitem grösste Zahl von Sprachen gehört dieser Stufe an. Die Gesammtmasse der sogenannten turanischen Sprachengruppe besteht aus terminationalen oder agglutinativen Sprachen und diese turanische Familie umfasst in der That alle in Asien und Europa gesprochenen Sprachen, insofern, als sie nicht zu der arischen und semitischen Familie gehören, mit Ausnahme des Chinesischen und der mit ihm verwandten Dialekte. Auf dem grossen Continent der alten Welt hat sich die semitische und arische Sprache, so zu

sagen, nur in den vier westlichen Halbinseln, nämlich Indien mit Persien, Arabien, Kleinasien und Europa, festgesetzt, und wir haben Gründe für die Annahme, dass selbst diese Länder vor der Ankunft der arischen und semitischen Völkerschaften von turanischen Stämmen besetzt waren.

Diese turanische Familie ist in der Wissenschaft der Sprachen von grosser Wichtigkeit. Einige Gelehrten möchten ihr gern den Namen einer Familie versagen, und wenn man diesen Namen nur auf so eng unter einander verbundene Dialekte, wie die arischen oder semitischen, anwenden dürfte, so würde es ohne Zweifel vorzuziehen sein, das Turanische als eine Classe oder Gruppe, und nicht als eine Familie von Sprachen darzustellen. Wenn wir aber auch dies einräumen wollten, so darf man sich dadurch keineswegs zu der Annahme berechtigt glauben, dass die Glieder dieser Classe aus verschiedenen Quellen hervorgegangen seien und dass sie nur durch morphologische Aehnlichkeit, nicht durch genealogische Verwandtschaft, zusammengehalten würden.

Diese Sprachen haben Elemente gemein, welche sie derselben Quelle entlehnt haben müssen, und ihre mannigfache formale Uebereinstimmung trägt zwar einen von jener der arischen und semitischen Familie ganz verschiedenen Charakter, geht aber doch so weit, dass man sie unmöglich dem blossen Zufall zuschreiben kann.

Der Name Turanisch wird im Gegensatz zu Arisch gebraucht und auf die Nomadenraçen Asiens im Gegensatz zu den ackerbautreibenden arischen Raçen angewandt.

Die turanische Familie oder Classe besteht aus zwei Hauptabtheilungen, der nördlichen und der südlichen.

Die nördliche wird bisweilen auch die Ural-Altaische oder Ugro-Tatarische genannt und in fünf Abtheilungen, die tungusische, mongolische, türkische, finnische und samojedische getheilt.

Die südliche, welche den Süden Asiens inne hat, zerfällt in vier Classen, die tamulische oder die Sprachen Dekhans; Bhotîja oder die Dialekte Tibets und Bhotans; die

taïsche oder die Dialekte von Siam und die malayische oder die Dialekte der Malayen und Polynesiens.

Wenn wir nun in dieser ungeheuern Menge von Sprachen und Dialekten dieselbe Familienähnlichkeit entdecken wollten, welche die semitischen und arischen Sprachen zusammenhält, so würden wir ohne Zweifel in unsern Erwartungen getäuscht werden; aber gerade das Fehlen jener Familienähnlichkeit macht einen der charakteristischen Züge der turanischen Dialekte aus. Es sind Nomadensprachen, die eben als solche gegen die arischen und semitischen contrastiren.[23]) In den letztern wurden die meisten Wörter und grammatischen Formen nur einmal durch die Schöpferkraft einer Generation ausgestossen und man trennte sich nicht so leicht von ihnen, obgleich ihre ursprüngliche Deutlichkeit durch den phonetischen Verfall schon verwischt war. Eine Sprache auf diese Weise zu überliefern, ist nur bei Völkerschaften möglich, deren Geschichte in einem Hauptstrome fortfliesst und wo Religion, Gesetz und Dichtkunst wohl abgegränzte Dämme aufbauen, um die Fluthen des Sprachenstroms auf allen Seiten in ihrem Bett zu erhalten. Unter den turanischen Nomaden hat sich ein solcher Kern von einem politischen, socialen oder literarischen Grundcharakter niemals gebildet. Reiche hatten sich nicht so bald gebildet, als sie auch, wie die Sandwolken der Wüste, schon wieder auseinanderstoben; keine Gesetze, keine Lieder, keine Erzählungen überlebten das Zeitalter ihrer Verfasser. Wie überaus schnell sich nun eine Sprache, wenn sie so ohne irgend eine literarische Richtschnur sich selbst überlassen ist, verändern kann, haben wir schon in einer frühern Vorlesung, als vom Fortwachsen der Dialekte die Rede war, gesehen. Sogar die nothwendigsten Substantiva, wie Vater, Mutter, Sohn, Tochter, gehen da häufig verloren, und in den verschiedenen Dialekten der turanischen Sprachen sind Synonyme an ihre Stelle getreten und die grammatischen Endungen sind mit derselben Freiheit behandelt worden. Dessenungeachtet weisen einige der turanischen Zahlwörter und Pronomina und viele turanische Wurzeln auf

eine einzige Originalquelle hin und die gemeinschaftlichen Wörter und Wurzeln, welche in den entferntesten Zweigen des turanischen Stammes entdeckt worden sind, leisten Bürgschaft für die Annahme einer wirklichen, wenn gleich sehr entfernten genealogischen Verwandtschaft in der ganzen turanischen Sprachenclasse.

Ein besonders charakteristischer Zug der turanischen Sprachen ist die sogenannte Agglutination oder Zusammenleimung, Zusammenfügung.[24]) Dies soll nicht nur bedeuten, dass in ihrer Grammatik Pronomina an die Zeitwörter geleimt werden, um die Conjugation, oder Präpositionen an die Hauptwörter, um die Declination zu bilden. Darin würde kein charakteristischer Unterschied der turanischen oder Nomadensprachen liegen; denn sowohl im Hebräischen als im Sanskrit wurde die Conjugation und Declination ursprünglich nach demselben Princip gebildet. Der wesentliche Unterschied der turanischen Sprachen besteht vielmehr darin, dass in ihnen die Conjugations- und Declinationselemente wieder auseinander genommen und gleichsam zerstückelt werden können, und obgleich die Endungen keineswegs immer ihre Bedeutungskraft als selbständige Wörter behalten haben, so werden sie doch noch als modificirende Silben und als von den Wurzeln, denen sie angehängt sind, ganz verschiedene Wortformen gefühlt.

In den arischen Sprachen wurden die unter der Declination und Conjugation begriffenen Wortmodificationen ursprünglich gleichfalls durch Agglutination ausgedrückt; aber die einzelnen Bestandtheile fingen bald an zusammenzuwachsen, so dass sie ein Wortganzes bildeten, das nun seinerseits wieder dem lautlichen Verfall in solcher Ausdehnung ausgesetzt war, dass es nach einiger Zeit unmöglich wurde, zu entscheiden, was die Wurzel und was das modificatorische Element sei. Der Unterschied zwischen einer arischen und turanischen Sprache ist mit dem zwischen guter und schlechter Mosaik zu vergleichen. Die arischen Wörter scheinen aus einem Stück gearbeitet zu sein, die turanischen zeigen

ganz deutlich die Fugen und Ritzen, wo die kleinen Steine zusammengekittet sind.

Es gab auch einen guten Grund, warum die turanischen Sprachen auf dieser zweiten oder agglutinativen Stufe stehen bleiben mussten. Es wurde für wesentlich erkannt, dass der radicale Theil jedes Wortes in deutlichem Relief hervorragen musste und nie verdunkelt oder ganz absorbirt werden durfte, wie dies in der dritten oder inflectionalen Stufe einzutreten pflegt.

Das französische âge hat z. B. seinen ganzen materiellen Wortkörper verloren und ist nichts als Endung. Age hiess im Altfranzösischen eage und edage. Edage ist aus dem lateinischen aetaticum verderbt; aetas selbst ist eine Abkürzung für aevitas; aevitas kommt von aevum und in aevum ist nur ae das radicale oder prädicative Element, das Sanskrit ây in ây-us, Leben, welches den Keim enthält, aus welchem diese verschiedenen Wörter ihr Leben und ihre Bedeutung herleiteten. Von aevum leiteten die Römer aeviternus ab, was zu aeternus contrahirt wurde, so dass age und eternity, im Englischen, aus derselben Quelle hervorgingen, *der auch das deutsche Ewe und ewig angehören*. Welche Spur von ae oder aevum oder selbst von aevitas und aetas bleibt nun in âge zurück? Die turanischen Sprachen werden solche Wörter, wie âge, in ihren Vocabularien nie zulassen. Es ist ein unabweisliches Erforderniss in einer Nomadensprache, dass sie vielen verständlich bleibe, wenn auch der Verkehr derselben unter einander nur spärlich und unbedeutend sein sollte. Ueberlieferung, gesellschaftliches Leben und Literatur sind nothwendig, um Wörter und Formen aufrecht zu erhalten, die nicht mehr sofort zergliedert werden können. Solche Wörter pflegen in Nomadensprachen nur selten aufzutauchen, und wenn sie auch erscheinen, so pflegen sie schon in und mit einer Generation wieder auszusterben.

Das arische Verbum enthält viele Formen, in denen das Personalpronomen nicht mehr deutlich und klar herausgefühlt

wird; und dennoch erhalten Ueberlieferung, Gewohnheit und Gesetz diese Wortveteranen am Leben und machen uns geneigt, sie fortwährend festzuhalten. Aber in den stets wechselnden Zuständen einer Nomadengesellschaft kann keine verschlechterte oder verfälschte Münze in der Sprache im Curs bleiben, kein Stück mit dunkeler Legende in gutem Glauben angenommen werden. Das Metall muss rein und die Aufschrift deutlich sein, dass man das erstere wägen, die zweite, wenn nicht entziffern, so doch wie einen wohlbekannten Gewährsmann anerkennen möge. So erklärt sich die verhältnissmässig sehr geringe Zahl unregelmässiger Formen in allen agglutinativen Sprachen.[25])

Ein Turanier könnte wohl noch die Sanskrit-Formen

as-mi,	a-si,	as-ti,	's-mas,	's-tha,	's-anti,
ich bin,	du bist,	er ist,	wir sind,	ihr seid,	sie sind,

oder selbst die lateinischen:

's-um, e-s, es-t, 'su-mus, es-tis, 's-unt,

ertragen. In diesen Beispielen ist, mit wenigen Ausnahmen, Wurzel und Affixum eben so leicht zu unterscheiden, als z. B. im Türkischen:

bakar-im, ich schaue,	bakar-iz, wir schauen,
bakar-sin, du schauest,	bakar-siniz, ihr schauet,
bakar, er schauet,	bakar-lar, sie schauen.

Aber eine Conjugation, wie im Hindustáni, das ein moderner arischer Dialekt ist, z. B.

hun, hai, hai, hain, ho, hain,

würde sich mit dem Genius der turanischen Sprachen nicht vertragen, weil sie den Anforderungen des Nomadenlebens nicht entsprechen würde. Die turanischen Dialekte zeigen entweder durchaus keine Unterscheidungen in ihren Endungen, wie z. B. die Mandschu-Sprache, die ein tungusischer Dialekt ist, oder ein vollständiges und leicht verständliches System von Affixen, wie in dem gegenwärtig in Njertschinsk gesprochenen, gleichfalls von dem Tungusischen abstammenden Dialekt; aber eine Gestaltung der Conjugation, in welcher durch phonetische Corruption das Suffix der ersten Person

Singularis und der ersten und dritten Pluralis dasselbe ist, wo sich ferner die zweite und dritte Person Singularis und die erste und dritte Pluralis gar nicht unterscheiden, würde in einem turanischen Dialekt nothwendigerweise zur Annahme neuer und ausdrucksvollerer Formen führen. Neue Pronomina würden herbeigezogen werden, um die Personen schärfer zu markiren, oder man würde zu demselben Endzweck nach irgend einem andern Hülfsmittel greifen.

Diese Erscheinung wird es nun zugleich noch deutlicher machen, warum die turanischen Sprachen oder geradezu alle auf dieser zweiten oder agglutinativen Stufe stehenden Sprachen, wenngleich sie gegen den lautlichen Verfall mehr als die arischen und semitischen gesichert sind, doch dem durch dialektische Regeneration hervorgebrachten Wechsel so sehr ausgesetzt sind. Ein Turanier behält, so zu sagen, seine Sprache und Grammatik im Bewusstsein. Die Idee z. B., welche er mit einer Mehrzahl verknüpft, ist die eines Nomens, dem eine diese Mehrzahl anzeigende Silbe folgt; das Passivum ist für ihn ein Verbum, dem eine das Leiden oder Essen oder Gehen ausdrückende Silbe folgt.[26]) Nun können diese näher bestimmenden Ideen auf verschiedene Weise ausgedrückt werden und wenn auch in ein und demselben Clan und während einer Zeitperiode eine gewisse Zahl von Endungen sich festsetzen mag, und zum Ausdruck gewisser grammatischer Kategorien, wie des Plurals, des Passivs, des Genitivs bestimmt werden mag, immerhin würden doch verschiedene Nomadenhorden nach ihrer Trennung sich von allen solchen Beschränkungen wieder befreit fühlen und jenen Process grammatischer Zusammensetzung wiederholen und so den vergleichenden Sprachforscher in grosse Verlegenheit setzen, die Identität der Endungen selbst in so eng verbündeten Dialekten als dem finnischen und ungarischen oder im Tamulischen und im Telugu zu beweisen.

Es darf jedoch nicht angenommen werden, dass die turanischen oder agglutinativen Sprachen immerfort diesen Process grammatischer Regeneration durchmachen. Wo sich Nomaden-

stämme einer politischen Organisation nähern, kann sich auch ihre Sprache, obgleich turanisch, dem System der politischen oder traditionellen Sprachen, wie des Sanskrit oder Hebräischen, nähern. Dies ist mit den entwickeltern und ausgebildetern Gliedern der turanischen Familie, dem Ungarischen, Finnischen, Tamil, Telugu u. s. w. wirklich der Fall. Viele ihrer grammatischen Endungen haben durch phonetische Corruption gelitten, sie sind aber nicht durch neue und bedeutungsvollere Wörter ersetzt werden. Die Endung des Plurals ist im Telugu lu und dies ist wahrscheinlich verderbt aus gal, der Endung des Plurals im Tamil. Der einzige Charakterzug aller turanischen Sprachen, welcher nie verwischt wird, ist der, dass die Wurzel nie unkenntlich werden darf. Ausserdem werden die bestimmenden oder modificirenden Silben im Allgemeinen an das Ende gestellt und die Vocale werden nicht so absolut für jede Silbe festgehalten, wie im Sankrit oder Hebräischen. Im Gegentheil giebt es ein sogenanntes Gesetz der Harmonie, nach welchem die Vocale jedes Wortes so verändert und modulirt werden können, dass sie mit dem durch seinen Hauptvocal angeschlagenen Grundton harmoniren. Die Vocale werden z. B. im Türkischen in zwei Classen, hell- und dumpftonige, getheilt. Wenn nun ein Verbum einen helltonigen Vocal in seiner Wurzel enthält, so sind die Vocale der Endungen alle hell, während dieselben Endungen, wenn sie einer Wurzel mit dumpfem Vocal folgen, ihre eigenen Vocale nach diesem andern Notenschlüssel moduliren. So hat man sev-mek, lieben, aber bak-mak, betrachten, wo mek und mak Infinitivendungen sind. So sagt man ev-ler, die Häuser, aber at-lar, die Pferde, wo die Endungen ler und lar den Plural bezeichnen.

Keine arische oder semitische Sprache hat eine ähnliche Freiheit in der harmonischen Anordnung ihrer Vocale bewahrt, während Spuren derselben selbst in den entferntesten Gliedern der turanischen Familie, wie im Ungarischen, Mongolischen, Türkischen, dem Jakut, das im Norden Sibiriens

gesprochen wird, und in den an den Ostgränzen Indiens gebräuchlichen Dialekten zu finden sind.

Der Vollständigkeit wegen füge ich eine Uebersicht der turanischen Familie bei, die vorzugsweise meinem 1855 veröffentlichten Survey of Languages entlehnt ist:

Die tungusische Classe.

Der tungusische Zweig erstreckt sich von China nordwärts nach Sibirien und westwärts bis an den 113. Grad, wo der Fluss Tunguska zum Theil die Gränze bezeichnet. Die tungusischen Stämme in Sibirien stehen unter russischer Herrschaft. Andere gehören zum chinesischen Reiche und sind unter dem Namen Mandschu bekannt, den sie annahmen, als sie 1644 China erobert und die jetzige kaiserliche Dynastie begründet hatten.

Die mongolische Classe.

Die Ursitze der Völker, welche mongolische Dialekte sprechen, liegen in der Nähe des Baikalsees und in den östlichen Theilen Sibiriens, wo wir sie schon im neunten Jahrhundert nach Chr. finden. Sie waren in drei Classen getheilt, die eigentlichen Mongolen, die Buriäten und die Oelöten oder Kalmücken. Tschingis-khân (1227) vereinigte sie zu einer Nation und begründete das Mongolenreich, welches indess nicht nur mongolische, sondern auch tungusische und türkische Stämme, die gewöhnlich tatarische genannt werden, mit umfasste.

Der Name der Tataren wurde bald der Schrecken Asiens und Europa's und er wurde ohne Unterschied auf alle die nomadischen Kriegerhorden angewandt, welche Asien damals über Europa ausschüttete. Ursprünglich war tatarisch ein Name für die Mongolenraçen, aber vermöge des politischen Uebergewichts, das sie nach Tschingis-khân in Asien besassen, wurde es gewöhnlich, alle Stämme, welche unter mongolischer Herrschaft standen, mit dem Namen Tatar zu bezeichnen. In linguistischen Werken wird Tatarisch gegenwärtig in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Indem man dem Vorgange der Schriftsteller des Mittelalters folgte, wurde Tatarisch,

wie Scythisch im Griechischen, als ein allgemeiner Ausdruck festgehalten, um damit alle von den Nomadenstämmen Asiens gesprochenen Sprachen zu bezeichnen. Daher kommt dies Wort bisweilen in demselben Sinne vor, in welchem man jetzt turanisch sagt. Zweitens ist mit dem Namen der tatarischen jene Classe der turanischen Sprachen bezeichnet worden, von denen die türkische das hervorragendste Glied ist. Während die mongolische Classe — welche in der That die grössten Ansprüche auf den Namen der tatarischen hat — nie so genannt wird, ist es fast allgemeiner Gebrauch geworden, diesen Namen auf den dritten oder türkischen Zweig der ural-altaischen Abtheilung zu beziehen, und die zu diesem Zweige gehörenden Raçen haben vielfach den Namen selbst adoptirt. Diese türkischen oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, tatarischen Raçen hatten sich auf den Nordgestaden des caspischen Meeres und am schwarzen Meere angesiedelt und waren als Komanen, Petscheneger und Bulgaren bekannt, als sie durch die mongolische Armee des Sohnes des Tschingis-khán unterjocht wurden, welcher das Kaptschakische, sich vom Dnjestr bis zur Yemba und den Kirgisensteppen ausdehnende Reich gründete. Russland stand zwei Jahrhunderte lang unter der Herrschaft dieser, unter dem Namen der Khans der goldenen Horde bekannten Despoten. Dies Reich wurde gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgelöst und verschiedene kleinere Königreiche entstanden aus seinen Trümmern. Unter diesen waren die Krim, Kasan und Astrachan die wichtigsten. Die Fürsten dieser Reiche rühmten sich noch immer ihrer Abstammung von Tschingis-khán und hatten somit ein Recht auf den Namen mongolischer oder tatarischer Herrscher. Aber auch ihre Armeen und Unterthanen, welche türkischen Blutes waren, erhielten den Namen ihrer Fürsten, und ihre Sprachen behielten den Namen der tatarischen fortwährend bei, selbst nachdem die Stämme, von denen sie gesprochen wurden, dem russischen Scepter unterworfen waren und nicht mehr von Khans mongolischen oder tatarischen Ursprungs beherrscht wurden. Es könnte vielleicht wünschens-

werth erscheinen, dass der Ausdruck türkisch statt tatarisch gewählt würde, wenn vom dritten Zweige der dritten Abtheilung der turanischen Familie die Rede ist, wenn nur nicht jede Abänderung der Terminologie im Allgemeinen eben so viel Verwirrung hervorbrächte, als sie Nutzen schaffen mag. Die Erinnerung an ihren nicht-tatarischen, d. h. nicht-mongolischen Ursprung lebt, wie es scheint, unter den sogenannten Tataren von Kasan und Astrachan fort. Wenn man sie frägt, ob sie Tataren seien, so verneinen sie dies und sie nennen ihre Sprache Turki oder Turuk, aber nicht Tatari; ja sie betrachten Tatar sogar als einen Schimpfnamen, etwa gleichbedeutend mit Räuber, indem sie sich offenbar noch dunkel erinnern, dass ihre Vorfahren einst von Mongolen-, d. h. Tatarenstämmen besiegt und geknechtet wurden. Bei allen diesen Angaben ist Klaproth unser Gewährsmann, der während seines Aufenthalts in Russland die günstigste Gelegenheit fand, die an den Gränzen dieses halb-asiatischen Reiches gesprochenen Sprachen zu studiren.

Die Eroberungen der Mongolen oder der Nachkommen Tschingis-khâns beschränkten sich indessen nicht nur auf diese türkischen Stämme. Sie eroberten im Osten China, wo sie die Mongolendynastie des Yuan begründeten, und im Westen, nachdem sie die Khalifen von Bagdad und die Sultane von Iconium besiegt, eroberten sie Moskau und verheerten einen grossen Theil von Russland. 1240 fielen sie in Polen und 1241 in Schlesien ein. Hier erst wichen sie vor den vereinigten Heeren Deutschlands, Polens und Schlesiens zurück. Darauf zogen sie sich nach Mähren zurük und nachdem dies Land völlig erschöpft war, besetzten sie Ungarn. Zu dieser Zeit hatten sie einen neuen Khan zu wählen, was nur in Karakorum, der alten Reichshauptstadt, geschehen konnte. Dahin begaben sie sich also, um einen Kaiser für ein Reich zu wählen, das sich von China bis Polen, von Indien bis Sibirien ausdehnte. Aber ein Reich von so ungeheurer Ausdehnung konnte nicht lange zusammengehalten werden, und gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts

löste es sich in mehrere unabhängige Staaten auf, die alle unter mongolischen Fürsten, aber nicht mehr unter dem Khan der Khane standen. So entstanden neue, unabhängige Mongolenreiche in China, Turkestan, Sibirien, Südrussland und Persien. 1360 wurde die mongolische Dynastie aus China vertrieben; im fünfzehnten Jahrhundert wurden sie auch aus Russland verdrängt. In Central-Asien vereinigten sie sich noch einmal unter Timur (1369), dessen Herrschaft wieder von Karakorum bis Persien und Anatolien anerkannt wurde. Aber 1468 fiel auch dieses Reich durch seine eigne Wucht und Schwere und aus Mangel an kräftigen Herrschern, wie Tschingis-khán und Timur, in sich zusammen. Nur in Dschagatai, dem Lande, das sich vom Aralsee nach dem Hindukusch zwischen den Flüssen Oxus und Yaxartes (Jihon und Sihon) hinstreckt und einst von Dschagatai, dem Sohne Tschingis-kháns, beherrscht wurde — behauptete sich die Mongolendynastie und von da aus eroberte Baber, ein Abkömmling Timurs, Indien und begründete dort eine mongolische Dynastie, welche in den Grossmogulen von Delhi bis in unsere Zeit fortregierte. Die meisten Mongolenstämme stehen aber jetzt unter der Herrschaft der Nationen, welche sie einst besiegt hatten, unter den tungusischen Herrschern von China, den russischen Czaren und den türkischen Sultanen.

Obgleich die mongolische Sprache (wenn auch nicht ohne einige Lücken) von China bis in die Wolgagegenden hinein gesprochen wird, so hat sie doch nur wenige Dialekte hervorgebracht. Nächst dem Tungusischen ist das Mongolische die ärmste Sprache der turanischen Familie und die Beschränktheit der grammatischen Endungen zeugt für die Thatsache, dass sie als Sprache wohl fast unverändert geblieben ist. Es zeigt sich aber in der Sprache selbst, wie sie im Munde der östlichen, westlichen und nördlichen Stämme lebt, ein Unterschied und Spuren eines anhebenden grammatischen Lebens sind vor Kurzem von Castrén, dem grossen schwedischen Reisenden und turanischen Sprachforscher, in dem von den Buriäten gesprochenen Dialekt entdeckt worden. In diesem

werden die Personen des Zeitworts durch Affixe unterschieden, während nach den Regeln der mongolischen Grammatik kein anderer Dialekt im Verbum zwischen amo, amas, amat einen Unterschied macht.

Die in Europa lebenden Mongolen haben ihre Zelte auf beiden Seiten der Wolga und längs der Ufer des caspischen Meeres in der Nähe von Astrachan aufgeschlagen. Eine andere Colonie findet man südöstlich von Sembirsk. Sie gehören zu dem westlichen Zweige und sind Oelöten oder Kalmücken, welche ihre Sitze am Koko-nur verliessen und 1662 nach Europa zogen. Sie gingen aus dem Clan Dürbet und Torgot hervor, aber die meisten der letztern kehrten 1770 wieder um und ihre Nachkommen haben sich jetzt über die Kirgisensteppen ausgebreitet.

Die türkische Classe.

Weit wichtiger sind die zu dem dritten Zweige der turanischen Familie gehörenden Sprachen, unter welchen wieder das Türkische oder Osmanli von Constantinopel die hervorragendste Stellung einnimmt. Die Zahl der türkischen Einwohner der europäischen Türkei ist nur gering; sie wird im Allgemeinen auf 2 Millionen angegeben; aber Schafarik schätzt die Zahl der ächten Türken auf nicht mehr als 700,000, welche über 15 Millionen Menschen herrschen. Die verschiedenen türkischen Dialekte, von denen das Osmanli einer ist, nehmen eines der grössten Sprachgebiete ein, das sich von der Lena und dem nördlichen Eismeer bis zum adriatischen Meere hinstreckt.

Der älteste Name, unter welchem die türkischen Stämme Central-Asiens den Chinesen bekannt waren, war Hiung-nu. Diese Hiung-nu begründeten 206 vor Chr. ein Reich, das einen grossen Theil Asiens, westlich von China, in sich begriff. In häufige Kriege mit den Chinesen verwickelt, wurden sie endlich in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. geschlagen. Darauf theilten sie sich in ein nördliches und südliches Reich, und nachdem die südlichen Hiung-nu von China unterjocht worden waren, griffen sie, mit den

Chinesen vereint, die nördlichen Hiung-nu an und indem sie sie aus ihren Wohnsitzen zwischen den Flüssen Amur und Selenga und dem Altai-Gebirge nach Westen zu vertrieben, gaben sie, wie man annimmt, zu den Streifzügen der Barbaren nach Europa den ersten Anstoss. Zu Anfang des dritten Jahrhunderts waren die mongolischen und tungusischen Stämme, welche die Wohnsitze der nördlichen Hiung-nu eingenommen hatten, so mächtig geworden, dass sie die südlichen Hiung-nu angreifen und sie aus ihren Gebieten vertreiben konnten. Dies veranlasste eine zweite Wanderung asiatischer Stämme nach Westen zu.

Ein zweiter Name, mit welchem die Chinesen diese Hiung-nu oder türkischen Stämme bezeichnen, ist Tu-kiu. Dies Tu-kiu hat man für identisch mit „Türken" gehalten, und obgleich der Stamm, dem dieser Name gegeben wurde, ursprünglich nur klein war, fing er doch an, sich im sechsten Jahrhundert von dem Altai bis an den caspischen See auszubreiten und an diese Tu-kiu hat der Kaiser Justinian 569 wahrscheinlich einen Gesandten in der Person des Semarchos geschickt. Das Reich der Tu-kiu wurde im achten Jahrhundert durch die ʿHui-ʿhe (chinesisch Kao-che) zerstört. Dieser Stamm, gleichfalls türkischen Ursprungs, behauptete sich ungefähr ein Jahrhundert und wurde dann von den Chinesen besiegt und von den Nordgränzen China's zurückgetrieben. Ein Theil der Hui-he besetzte Tangut, und nach einer zweiten, durch die Mongolen (1257) erlittenen Niederlage zog der Rest noch weiter nach Westen und verband sich mit den Uiguren, deren Zelte in der Nähe der Städte Turfán, ʿKaschgar, ʿHamil und Aksu aufgeschlagen wurden.

Diese hauptsächlich aus chinesischen Geschichtsquellen gesammelten Thatsachen zeigen, wie die türkischen Nationen von den ältesten Zeiten an einen Zug nach Westen hatten. 568 besetzten türkische Stämme das Land zwischen der Wolga und dem asowschen Meere und zahlreich hinzugekommene Verstärkungen haben seitdem ihre Stellung in jenen Gegenden mehr und mehr befestigt.

Der nördliche Theil Persiens, westlich vom caspischen Meere, Armenien, der Süden von Georgien, Schirwan und Dagestan beherbergen eine türkische Bevölkerung, die unter dem allgemeinen Namen der Turkomannen oder Kisil-basch (Rothmützen) bekannt ist. Sie sind nomadische Räuber und ihr Einzug in diese Länder begann im elften und zwölften Jahrhundert.

Oestlich vom caspischen Meere stehen die turkmannischen Stämme unter dem Oberbefehl der Usbeken-Khane von Khiva, Fergana und Bukhára. Sie nennen sich selbst jedoch nicht Unterthanen, sondern Gäste dieser Khane. Noch weiter nach Osten stehen die Turkmannen unter chinesischer Oberhoheit und im Südwesten reichen sie bis an Khorasan und andere Provinzen Persiens heran.

Die Usbeken, Abkömmlinge der ʿHuy-ʿhe und der Uiguren und ursprünglich in der Nachbarschaft der Städte ʿHoten, Kaschgar, Turfan und ʿHamil ansässig, überschritten im sechszehnten Jahrhundert den Yaxartes und nahmen nach mehreren erfolgreichen Feldzügen Balkh, Kharism (Khiwa), Bukhára und Ferganah in Besitz. In dem letztern Lande und in Balkh wurden sie zu Ackerbauern; aber im Allgemeinen ist ihr Leben nomadisch und zu kriegerisch, als dass es ein Hirtenleben genannt werden könnte.

Ein anderer türkischer Stamm sind die Nogáyen, westlich vom caspischen und auch nördlich vom schwarzen Meere. Bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebten sie nordöstlich vom caspischen Meere und die Steppen links vom Irtysch trugen ihren Namen. Von den Kalmücken, einem Mongolenstamme, bedrängt, rückten die Nogáyen westwärts bis nach Astrachan vor. Peter der Grosse versetzte sie von da nach den Gegenden nördlich vom Kaukasus, wo sie ihre Heerden noch heute an den Ufern des Kuban und der Kuma weiden lassen. Eine Horde, die von Kundur, blieb an der Wolga und ist den Kalmücken dienstbar.

Ein anderer Stamm türkischen Ursprungs in dem Kaukasus ist der der Bazianen. Sie weiden jetzt an den

Quellen des Kuban, vor dem fünfzehnten Jahrhundert aber lebten sie in der Stadt Majari an der Kuma.

Ein dritter türkischer Stamm im Kaukasus ist der der Kumüken an den Flüssen Sunja, Aksai und Koisu, die jetzt, obwohl unter eingeborenen Fürsten stehend, russische Unterthanen sind.

Die südliche Partie des Altai-Gebirges ist lange von den Baschkiren, einer Raçe mit beträchtlicher Beimischung mongolischen Blutes, wild und unwissend, den Russen unterthan, aber muhamedanischen Glaubens, bewohnt worden. Ihr Land wird in vier Strassen getheilt, welche die von Sibirien, von Kasan, von Nogai und von Osa, einem Platze an der Kama, heissen. Unter den Baschkiren in Dörfern bei Ufa hat sich jetzt ein türkischer Stamm, die Mestscherjäken, angesiedelt, welcher früher an der Wolga wohnte.

Die Stämme am Aralsee heissen Kara-Kalpaken. Ein Theil derselben ist Russland, ein anderer den Khanen von Khiwa unterworfen.

Die Türken Sibiriens, gewöhnlich Tataren genannt, sind zum Theil ursprüngliche Ansiedler, welche den Ural überschritten und das Khanat Sibir begründeten, theils spätere Colonisten. Ihre wichtigsten Städte sind Tobolk, Jeniseisk und Tomsk. Abgesonderte Stämme sind die Uran'hat an dem Chulym und die Barabas (Barabinzen) in den Steppen zwischen dem Irtysch und Ob.

Die Dialekte dieser sibirischen Tataren sind mit fremden, aus mongolischen, samojedischen oder russischen Quellen geschöpften Wörtern stark vermischt. In Allem, was zum Original-Wortvorrath der Sprache gehört, sind sie einander indessen noch sehr ähnlich.

Im Nordosten Asiens, zu beiden Seiten des Lena-Flusses, bilden die Jakuten das entfernteste Glied in der türkischen Sprachenkette. Die Zahl ihrer männlichen Bevölkerung ist in der letzten Zeit auf 140,000 gestiegen, während sie sich 1795 nur auf 50,066 Männer belief. Die Russen wurden zuerst 1620 mit ihnen bekannt. Sie nennen sich Sakha und

sind meist Heiden, obgleich das Christenthum sich unter ihnen immer mehr verbreitet. Ihren Ueberlieferungen gemäss lebten ihre Vorfahren lange Zeit in Gemeinschaft mit mongolischen Stämmen und Spuren davon sind noch heute in ihrer Sprache zu entdecken. Von ihren Nachbarn angegriffen, bauten sie sich Flösse und fuhren den Lenafluss hinab, um sich in jener Gegend niederzulassen, in der jetzt Jakutzk liegt. Ihre ursprünglichen Wohnsitze scheinen nordwestlich vom Baikal-See gelegen zu haben. Ihre Sprache hat den türkischen Typus vollkommener bewahrt, als irgend ein anderer turko-tatarischer Dialekt. Von dem gemeinsamen Stamm in früher Zeit abgetrennt und entfernt von den störenden Einflüssen, welchen die andern Dialekte im Krieg oder Frieden ausgesetzt waren, hat das Jakutische so viele ursprüngliche Züge der tatarischen Grammatik bewahrt, dass es selbst jetzt noch als ein Schlüssel für die grammatischen Formen des Osmanli und anderer ausgebildeterer türkischen Dialekte gebraucht werden kann.

Südsibirien ist das Heimathland der Kirgisen, eines der volkreichsten Stämme turko-tatarischen Ursprungs. Die Kirgisen wohnten ursprünglich zwischen dem Ob und Jenisei, wo sich mongolische Stämme unter ihnen ansiedelten. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Russen mit den östlichen Kirgisen, die damals am Jenisei entlang wohnten, bekannt. 1606 wurden sie dem russischen Reiche tributpflichtig und nach verschiedenen Kriegen mit zwei Nachbarstämmen wurden sie mehr und mehr nach Südwesten gedrängt, bis sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Sibirien ganz und gar verliessen. Sie leben jetzt in Burut im chinesischen Turkestan zusammen mit den Kirgisen der grossen Horde in der Nähe der Stadt Kaschgar und reichen nördlich bis an den Irtysch.

Ein anderer Stamm ist der der westlichen Kirgisen oder Kirgis-Kasaken, die zum Theil unabhängig, zum Theil dem russischen und chinesischen Reiche tributpflichtig sind.

Von den sogenannten drei Kirgisenhorden vom caspischen Meere gen Osten bis an den See Tenghiz hat sich die kleine Horde westlich zwischen dem Jemba und Ural-Fluss festgesetzt, die grosse Horde im Osten, während die mächtigste das Centrum zwischen dem Sarasu und Jemba einnimmt und die mittlere Horde genannt wird. Seit 1819 ist die grosse Horde von Russland unterworfen worden. Andere Kirgisenhorden sind dem Namen nach Unterthanen Russlands, in der That aber dessen gefährlichste Feinde.

Die Türken von Kleinasien und Syrien kamen von Khorasan und Ost-Persien und sind Turkmannen oder Ueberreste der Seldschucken, die Persien während des Mittelalters beherrschten. Die Osmanli, welche wir Türken par excellence zu nennen pflegen und welche das Herrschergeschlecht im türkischen Reiche bilden, müssen auf dieselbe Quelle zurückgeführt werden. Sie sind jetzt über das ganze türkische Reich in Europa, Asien und Afrika zerstreut und ihre Zahl beläuft sich auf 11 bis 12 Millionen. Ihnen gehören die Landbesitzer, die Aristokratie und Büreaukratie der Türkei an und ihre Sprache Osmanli wird von allen Personen von Rang und Erziehung und von allen Regierungsbehörden in Syrien, Aegypten, in Tunis und Tripolis gesprochen. In den südlichen Provinzen des asiatischen Russlands, längs der Küsten des Caspi-Sees und im ganzen Turkestan ist es die Sprache des Volkes. Man hört sie selbst am Hofe von Teheran und die persischen Beamten verstehen sie.

Die Erhebung dieses mächtigen Stammes des Osman und die Ausbreitung jenes türkischen Dialekts, welcher jetzt emphatisch der türkische genannt wird, sind historisch bekannte und zugleich interessante Erscheinungen.[27]) Es ist ein wahres Vergnügen, eine türkische Grammatik zu lesen, wenn man auch gar kein Verlangen trägt, die türkische Sprache praktisch zu erlernen. Die sinnreiche Art und Weise, in der die zahlreichen grammatischen Formen zu Stande gebracht sind, die Regelmässigkeit, welche das System der Declination und Conjugation durchdringt, die Durchsichtigkeit und Ver-

ständlichkeit des ganzen Sprachbaues muss Jedem auffallen, der für die wunderbare Kraft des menschlichen Geistes, wie sie sich in der Sprache entfaltet, einen offenen Sinn hat. Gegeben ist solch eine kleine Zahl von Wurzeln, dass sie kaum zum Ausdruck der gewöhnlichsten Bedürfnisse der Menschen zu genügen scheint und doch wird ein Werkzeug aus ihnen geschaffen, das die feinsten Nüancen der Gedanken und Gefühle wiederzugeben vermag; gegeben ist ein unbestimmter Infinitiv oder ein schroffer Imperativ und doch wird von ihm eine solche Fülle von Modis und Zeiten hergeleitet; gegeben sind unzusammenhängende Aeusserungen, und doch werden sie zu einem System gruppirt, in dem alles sich in regelmässige Formen harmonisch fügt, — so wunderbar ist jenes Werk des Menschengeistes, welches in der Sprache vor uns hintritt. Aber in den meisten Sprachen bleibt von diesem frühzeitigen Process nichts mehr sichtbar. Sie stehen vor uns wie feste Koralleninseln und nur das Mikroskop des Sprachforschers kann die Ueberreste des organischen Lebens an ihnen entdecken, durch das sie aufgebaut wurden.

In der Grammatik der türkischen Sprachen haben wir im Gegentheil eine Sprache von ganz durchsichtigem Bau vor uns und eine Grammatik, in deren Werkstätte wir hineinblicken können, wie in einen Bienenstock von Glas, in dem die Zellen vor unsern Augen entstehen. Ein ausgezeichneter Orientalist bemerkt einmal, man könnte das Türkische für das Resultat der Berathschlagungen einer Gesellschaft ausgezeichneter Gelehrten halten; aber selbst eine solche Gesellschaft würde das nicht haben erdenken können, was der Menschengeist in den Steppen der Tatarei, sich selbst überlassen und nur geleitet von seinem ihm angeborenen Gesetz oder durch eine Macht des Instincts, die eben so wunderbar, als irgend eine andere in dem Naturreiche wirkte, hervorzubringen vermochte.

Prüfen wir einige Formen. „Lieben“ im allgemeinen Sinne des Worts oder lieb, *lat. am, griech. φιλ*, als Wurzel, heisst türkisch sev. Sev bedeutet nun noch nicht lieben,

wofür der Türke sevmek sagt, auch nicht Liebe als Substantiv, sevgu oder sevi, sondern drückt nur die allgemeine Idee des Liebens abstract aus. Diese Wurzel darf nun, wie schon oben bemerkt wurde, niemals angerührt werden. Welche Silben auch angefügt werden mögen, um ihre Bedeutung zu modificiren, die Wurzel selbst muss immer voll und klar heraustreten, wie eine in Diamanten gefasste Perle. Sie darf nie verändert oder zerbrochen, assimilirt oder modificirt werden, *wie etwa die Wurzeln in unserer starken Conjugation, singe, sang, sänge, gesungen, oder gar denke, gedacht.* Diese einzige, aber wichtige Beschränkung ausgenommen, kann sie jedoch ganz nach Belieben behandelt werden.

Angenommen, wir besässen noch gar keine Conjugation, sondern hätten solche Aussagen, wie Lieben als Thätigkeit des Ich oder des Du u. s. w. zum ersten Male auszudrücken. Nichts würde nun natürlicher erscheinen, als ein Adjectiv oder Participium zu bilden, und dann die verschiedenen Pronomina daran anzuhängen. Gerade dies haben die Türken gethan. Wir brauchen jetzt nicht zu untersuchen, wie sie das, was wir ein Participium nennen, hervorbrachten. Es war indess keineswegs eine so leichte Arbeit, wie wir uns dies jetzt denken. Im Türkischen wird ein Particip mit er gebildet. Sev-er bedeutet demnach lieb-end oder Lieb-er. Du heisst im Türkischen sen, und da alle diese näher bestimmenden Silben der Wurzel hinten angehängt werden, so erhält man sev-er-sen, du liebst. Ihr ist im Türkischen siz, daher sev-er-siz, ihr liebt. In diesen Fällen stimmen die Pronomina und Verbalendungen vollständig überein. In anderen Personen ist diese Coincidenz unvollkommener, weil die Pronominalendungen bisweilen modificirt oder, wie in der dritten Person der Einheit, sev-er, als unnöthig ganz und gar weggelassen worden sind. Wenn wir indess auf andere verwandte Sprachen, wo entweder die Endungen oder die Pronomina selbst eine ursprünglichere Form beibehalten haben, Bezug nehmen, so können wir die Behauptung aufstellen, dass im türkischen Verbum alle Personen des Präsens zu Anfang

durch Anhängung der Pronomina an das Particip sever gebildet wurden. Statt „ich liebe, du liebst, er liebt" sagt die türkische Grammatik „liebend-ich, liebend-du, liebend".

Aber diese Personalendungen weichen im Imperfect von denen des Präsens ab.

Präsens.	Imperfect.
Sever-im, ich liebe,	Sever-di-m, ich liebte,
sever-sen,	sever-di-ñ,
sever,	sever-di,
sever-iz,	sever-di-k (miz),
sever-siz,	sever-di-ñiz,
sever-ler.	sever-di-ler.

Wenn wir auch den Ursprung des im Imperfectum zugefügten di noch unbeachtet lassen wollen, so fällt uns doch zunächst auf, dass in der ersten Person der Mehrzahl im Imperfect in andern tatarischen Dialekten eine verschiedene Lesart vorkommt, indem nämlich miz (severdimiz) an die Stelle von k (severdik) tritt. Betrachtet man nun diese Endungen m, ñ, i, miz, ñiz und ler, so findet man, dass sie den nach Nominibus gebrauchten Possessivpronomen genau gleich sind. So wie der Italiener fratel-mo, mein Bruder, sagt und der Hebräer El-i, Gott (vom) Ich, d. h. mein Gott, so bildet die tatarische Sprache die Ausdrücke „mein, dein, sein Haus" durch Anhängung der Possessivpronomina an die Substantiva. Der Türke sagt:

bâbâ,	bâbâ-m, mein Vater,
aghâ,	aghâ-ñ, dein Herr,
el,	el-i, seine Hand,
oghlu,	oghlu-muz, unser Sohn,
anâ,	anâ-ñiz, eure Mutter,
kitâb,	kitâb-leri, ihr Buch.

Wir können daraus schliessen, dass diese Pronominalendungen im Imperfect ursprünglich in possessivem Sinne aufgefasst wurden und dass daher die nach Entfernung der Personalendungen übrig bleibende Form sever-di nie Adjectiv oder Participium war, sondern ursprünglich ein zur Annahme

der am Ende angefügten Possessivpronomina befähigtes Substantivum, d. h. die durch das Imperfect zu allererst ausgedrückte Idee konnte nicht „liebend-ich", sondern nur „Liebe von mir" oder „mein Lieben" sein.

Wie konnte dies aber zu der Idee einer vergangenen Zeit im Gegensatz zu der Gegenwart hinführen. Werfen wir einen Blick auf die Muttersprache? Wollen wir das Perfectum ausdrücken, so sagen wir „ich habe geliebt" (j'ai aimé, I have loved u. s. w.). Dies „ich habe" bedeutete ursprünglich „ich besitze" *und im Lateinischen bedeutet habeo aliquid perspectum nicht bloss perspexi, sondern bezeichnet, dass ich jetzt diese Einsicht besitze und dass die Sache deutlich durchschaut vor mir steht.* Im Laufe der Zeit nahmen indessen diese Wendungen: „ich habe durchschaut, ich habe geliebt" geradezu die Bedeutung des Perfects und auch der vergangenen Zeit an und zwar ganz naturgemäss insofern, als das, was ich halte und gethan habe, eben gethan, abgethan ist und in seiner Thätigkeit der Vergangenheit angehört. Anstatt eines solchen possessiven Hülfsverbs, wie das lateinische habeo, braucht nun die türkische Sprache in demselben Sinne ein possessives Hülfspronomen. „Bezahlen mein" kommt hier dem „ich habe bezahlt" gleich; in beiden Fällen nahm eine ursprünglich besitzanzeigende Redensart eine temporale Bedeutung an und wurde zu einem Perfectum und Präteritum. Dies ist aber eben die Anatomie der Grammatik, und wenn ein Türke „severdim" sagt, so ist er sich der buchstäblichen Bedeutung des ihm zugehörigen Liebens eben so wenig bewusst, als der Circulation seines Blutes.

Die geistreichste Partie des Türkischen ist ohne Zweifel im Verbum zu suchen. Wie das Griechische und Sanskrit entfaltet dies eine Mannigfaltigkeit der Modi und Tempora, welche die feinsten Schattirungen des Zweifels, der Vermuthung, der Hoffnung und Voraussetzung auszudrücken vermögen. In allen diesen Formen bleibt die Wurzel unberührt und tönt wie ein Grundton durch alle die durch den Wechsel der Personen, des Numerus, Modus und Tempus hervorge-

brachten Modulationen hindurch. Aber ein Zug ist dem türkischen Verbum so eigenthümlich, dass in keiner der arischen Sprachen etwas Analoges aufgefunden werden kann — die Fähigkeit, neue Verbalbasen durch die blosse Hinzufügung gewisser Buchstaben hervorzubringen, welche jedem Verbum eine negative, causative, reflexive oder reciproke Bedeutung mittheilen.

Sev-mek heisst z. B. als einfache Wurzel „lieben". Fügt man in hinzu, so erhält man ein reflexives Verbum sev-in-mek, welches sich lieben oder vielmehr sich freuen, glücklich sein heisst. Dies kann nun durch alle Modi und Zeiten conjugirt werden, indem sevin in jeder Beziehung einer neuen Wurzel gleich geachtet wird. Durch Einschiebung von isch bildet man ein reciprokes Verbum; sevischmek heisst „einander lieben".

Jeder dieser drei Formen kann nun wieder durch Hinzufügung der Silbe dir ein causativer Sinn gegeben werden. So wird

1) sev-mek, lieben, 4) sev-dir-mek, lieben machen;
2) sev-in-mek, sich freuen, 5) sev-in-dir-mek, erfreuen;
3) sev-isch-mek, einander lieben, 6) sev-isch-dir-mek, einander lieben machen.

Jede dieser sechs Formen wird dann durch Hinzufügung von il wieder ins Passivum verwandelt. So wird

1) sev-mek, lieben, 7) sev-il-mek, geliebt werden;
2) sev-in-mek, sich freuen, 8) sev-in-il-mek, durch etwas erfreut werden;
3) sev-isch-mek, einander lieben, 9) sev-isch-il-mek (von einander geliebt sein);
4) sev-dir-mek, lieben machen, 10) sev-dir-il-mek, zum Lieben veranlasst werden;
5) sev-in-dir-mek, erfreuen, 11) sev-in-dir-il-mek, erfreut werden;
6) sev-isch-dir-mek, einander lieben machen, 12) sev-isch-dir-il-mek, zu gegenseitiger Liebe veranlasst werden.

Dies ist aber noch keineswegs das ganze unter dem Commando der türkischen Grammatik stehende Contingent. Jede dieser 11 secundären oder tertiären Wurzeln kann durch das blosse Einschalten der Silbe me wieder zu einer negativen

werden. So wird aus sev-mek, lieben, sev-me-mek, nicht lieben. Wenn aber die Unmöglichkeit der Liebe ausgedrückt werden sollte, so steht dem Türken wieder eine neue Wurzel zu Gebote, um selbst dieser Idee eine Form zu geben. Während nämlich sevmemek nur die Thatsache des Liebens läugnet, läugnet sev-eme-mek ihre Möglichkeit und bedeutet „nicht lieben können“. Durch Einfügung dieser zwei modificirenden Silben steigt die Zahl der abgeleiteten Wurzeln sogleich auf sechsunddreissig. So wird:

1) sev-mek, lieben, 13) sev-me-mek, nicht lieben;
2) sev-in-mek, sich freuen, 14) sev-in-me-mek, sich nicht freuen;
3) sev-isch-mek, einander lieben, 15) sev-isch-me-mek, einander nicht lieben;
4) sev-dir-mek, lieben machen, 16) sev-dir-me-mek, nicht lieben machen;
5) sev-in-dir-mek, erfreuen, 17) sev-in-dir me-mek, nicht erfreuen;
6) sev-isch-dir-mek, einander lieben machen, 18) sev-isch-dir-me-mek, einander nicht lieben machen;
7) sev-il-mek, geliebt werden, 19) sev-il-me-mek, nicht geliebt werden;
8) sev-in-il-mek, erfreut werden, 20) sev-in-il-me-mek, nicht erfreut werden;
9) sev-isch-il-mek, würde, wenn es gebräuchlich wäre, 21) zu sev-isch-il-me-mek umgeformt;
10) sev-dir-il-mek, zum Lieben veranlasst werden, 22) sev-dir-il-me-mek, nicht zum Lieben veranlasst werden;
11) sev-in-dir-il-mek, zur Freude veranlasst werden, 23) sev-in-dir-il-me-mek, nicht zur Freude veranlasst werden;
12) sev-isch-dir-il-mek, zu gegenseitiger Liebe veranlasst werden, 24) sev-isch-dir-il-me-mek, zu gegenseitiger Liebe nicht veranlasst werden.

Einige dieser Formen kommen natürlich selten vor und von vielen Verben würden diese abgeleiteten Wurzeln, wenn schon grammatisch möglich, logisch nicht gebildet werden können. Selbst ein Verbum wie „lieben“, vielleicht eins der allerfüg- und biegsamsten, widersteht einigen dieser Modificationen, denen es der türkische Grammatiker gern unterwerfen möchte. Es ist jedoch klar, dass da, wo überhaupt eine Negation gebildet werden kann, auch die Idee der Unmöglichkeit hinzugefügt werden kann, so dass wir nur me mit eme zu vertauschen brauchen, um die Zahl der deriva-

tiven Wurzeln auf 36 zu erheben. Gerade die letzte derselben (36), sev-isch-dir-il-eme-mek, würde ganz wohl verständlich sein und könnte z. B. vom Sultan und Czaren gebraucht werden, wenn man sagen wollte, dass sie nicht veranlasst werden könnten, sich einander zu lieben.

Die finnische Classe.

Man nimmt gewöhnlich an, dass der Ursitz der finnischen Stämme in dem Uralgebirge lag und ihre Sprachen sind desshalb uralische genannt worden. Von diesem Centrum breiteten sie sich nach Osten und Westen aus und in früher Zeit auch nach Süden, sogar bis an das schwarze Meer, wo finnische Stämme, in Verbindung mit mongolischen und türkischen, den Griechen wahrscheinlich unter dem umfassenden und bequemen Namen der Scythen bekannt waren. Da wir keine literarischen Denkmäler irgend eines von diesen Nomadenvölkern besitzen, so ist es selbst da, wo uns die griechischen Autoren ihre Barbaren-Namen aufbewahrt haben, unmöglich zu sagen, welchem Zweige der weitausgedehnten turanischen Familie sie angehörten. Ihre Gebräuche sind wahrscheinlich vor der christlichen Zeit, im Mittelalter und in der Neuzeit im Wesentlichen ganz unverändert geblieben. Ein Stamm nimmt einen Landstrich in Besitz, behält ihn vielleicht mehrere Generationen hindurch und giebt den Wiesen, auf denen seine Heerden weiden, und den Flüssen, in denen er seine Pferde schwemmt, seinen Namen. Wenn das Land fruchtbar ist, so zieht es die Blicke anderer Stämme auf sich; Kriege entstehen und wenn man am Widerstand verzweifelt, so flüchten Hunderte von Familien aus den Weideplätzen ihrer Väter, um vielleicht Generationen hindurch zu wandern — denn das Wandern halten sie für eine natürlichere Lebensweise, als das fortwährende Wohnen in derselben Gegend — und nach längerer Zeit entdecken wir vielleicht ihre Namen in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen wieder. Zwei Stämme führen wohl auch lange Zeit mit einander Krieg, bis beide vielleicht mit ihren geschwächten Kräften gegen irgend einen neuen Feind gemeinschaftlich Front machen.

Während dieser fortwährenden Kriege verlieren ihre Sprachen eben so viele Worte, als Menschen auf dem Schlachtfelde getödtet werden. Einige Wörter gehen, so zu sagen, zum Feinde über, andere werden zu Gefangenen gemacht und während der Friedenszeit ausgewechselt. Ausserdem giebt es Unterhandlungen und Herausforderungen und endlich wird auf solche Weise ein Dialekt hervorgebracht, den man ganz passend eine Lagersprache (Urdu-zebán, Lagersprache, ist der eigentliche Name des in den Armeen der Mogulkaiser ausgebildeten Hindustaní) nennen könnte, aber in dem es dem Philologen schwer fällt, die lebenden Krieger zu ordnen oder die Erschlagenen zu zählen, wenn nicht etwa einige Angelpunkte der Grammatik aus dem Kampfgetümmel gerettet worden sind. Wir sahen, wie eine Zahl von Stämmen plötzlich auf den Befehl eines Tschingis-khán oder Timur sich sammeln konnte, wie Wogen, die ein Orkan hebt und aufthürmt. Eine solche Woge, die sich von Karakorum bis Liegnitz wälzte, kann auf einmal alle die unsteten Schafhürden und festen Gränzsteine der vergangenen Jahrhunderte wegspülen, und wenn der Sturm vorüber ist, bleibt, wie nach einer Ueberschwemmung eine dünne Kruste zurück, welche die darunter liegende Völker- und Sprachenschicht verbirgt.

Nach den von der Sprache gebotenen Belegen wird der finnische Stamm in vier Zweige getheilt, den Tschudischen, Bulgarischen, Permischen und Ugrischen.

Der tschudische Zweig begreift das Finnische an den Ostseeküsten in sich. Der Name ist hergeleitet von Chud (Tschud), der ursprünglichen russischen Bezeichnung der finnischen Volksstämme im Nordwesten Russlands. Später nahm derselbe eine allgemeinere Bedeutung an und wurde fast synonym mit Scythisch auf alle Stämme Central- und Nord-Asiens bezogen. Die eigentlich so genannten Finnen oder, wie sie sich selbst nennen, Suomalainen, d. h. Bewohner der Marschländer, haben sich in den früher zu Schweden gehörenden, aber seit 1809 mit Russland vereinigten Provinzen Finnlands und in einigen Theilen der Gouver-

nements Archangel und Olonetz niedergelassen. Ihre Zahl wird auf 1,521,515 angegeben. Die Finnen sind der am weitesten vorgeschrittene und gebildetste Zweig ihrer ganzen Völkerfamilie und, mit Ausnahme der Magyaren, kann nur die finnische Raçe auf eine Stellung unter den civilisirten und civilisirenden Nationen der Welt Anspruch machen. Ihre Literatur und vor Allem ihre Volkspoësie legt Zeugniss ab von einer hohen geistigen Entwickelung in Zeiten, welche man mythisch nennen könnte, und an Orten, die für die Gluth poëtischer Gefühle günstiger waren, als ihre jetzige Heimath, jener letzte Zufluchtsort, den ihnen Europa gewähren konnte. Die epischen Gesänge leben noch unter den ärmsten Volksklassen fort, obgleich nur mündlich überliefert, und bewahren alle die Charakterzüge eines vollkommenen Metrums und einer ältern Sprache. Ein lebendiges Nationalgefühl ist in der letzten Zeit trotz der russischen Obergewalt unter den Finnen erwacht, und die Arbeiten eines Sjögern, Lönnrot, Castrén und Kellgren haben, durch dasselbe getragen und gehoben, wirklich erstaunliche Erfolge hervorgerufen. Aus dem Munde der Greise ist ein episches Gedicht gesammelt worden, das der Iliade an Länge und Vollständigkeit gleichkommt und das sogar, wenn wir für einen Augenblick alles, was wir in unserer Jugend schön zu nennen lernten, vergessen könnten, nicht weniger schön ist, als Homers Gesang. Ein Finne ist freilich kein Grieche und Wainamoinen war kein Homer; aber wenn der Maler seine Farben aus der Natur hernehmen mag, von der er umgeben ist, wenn er die Menschengestalten abmalt, mit denen er lebt, so besitzt auch Kalewala Verdienste, welche denen der Iliade nicht unähnlich sind, und kann auf seinen Platz als fünftes National-Epos der Welt neben den ionischen Gesängen, neben Mahábhárata, Shanámeh und neben den Nibelungen Anspruch machen. Diese frühzeitige literarische Ausbildung ist nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die Sprache geblieben. Sie hat ihren Formen Dauerhaftigkeit und ihren Wörtern einen traditionellen Charakter verliehen, so dass wir auf den ersten Blick fast

zweifeln möchten, ob die Grammatik dieser Sprache nicht die agglutinative Stufe überschritten habe und mit dem Griechischen oder dem Sanskrit in den Strom der Flexion hineingerathen sei. Dennoch bleibt der agglutinative Typus noch zurück und die finnische Grammatik zeigt eine Ueppigkeit grammatischer Combinationen, die nur vom Türkischen und Ungarischen übertroffen wird. Wie das Türkische beobachtet sie die Harmonie der Vocale, ein den turanischen Sprachen, wie schon erläutert wurde, eigenthümlicher Charakterzug.

Dialektische Abarten des Finnischen sind das Karelische und Tavastische.

Die den Finnen benachbarten Esthen sprechen einen mit dem Finnischen nahe verwandten Dialekt. Derselbe zerfällt wieder in die Dialekte von Dorpat (in Liefland) und Reval. Einige Volkslieder ausgenommen, besitzt er fast gar keine Literatur. Esthland, Liefland und Kurland sind bekanntlich die Ostseeprovinzen Russlands. Die Bevölkerung auf den Inseln des finnischen Meerbusens ist grösstentheils esthisch. In den höhern Classen der Gesellschaft wird nie esthisch gesprochen, meist kaum verstanden.

Ausser den Finnen und Esthen müssen auch die Liefländer und Lappen derselben Familie beigezählt werden. Ihre Zahl ist jedoch klein. Die Bevölkerung Lieflands besteht hauptsächlich aus Esthen, Letten, Russen und Deutschen. Die Zahl der ihre eigene Sprache redenden Liefländer übersteigt nicht 5000.

Die Lappen oder Lappländer bewohnen den äussersten Norden Europa's. Sie gehören zu Schweden und Russlaud. Ihre Zahl wird auf 28,000 geschätzt. Auf ihre Sprache ist man in der neuesten Zeit sehr aufmerksam geworden und Castrén's Reisen geben eine Beschreibung ihrer wegen ihrer Einfachheit und Redlichkeit sehr interessanten Sitten.

Der bulgarische Zweig begreift die Tscheremissen und Mordwinen in sich, die in nicht zusammenhängenden Colonien längs der Wolga zerstreut und von russischen und tatarischen Dialekten umgeben sind. Beide Sprachen haben

einen sehr kunstreichen grammatischen Bau und gestatten am Ende der Wörter eine Anhäufung der Pronominal-Affixa, welche nur von dem Baskischen, Kaukasischen und den amerikanischen Dialekten übertroffen wird, welche polysynthetisch genannt worden sind.

Der allgemeine, diesen Stämmen gegebene Name ist nicht von der Bulgarei an der Donau herzuleiten; die Bulgarei erhielt im Gegentheil ihren, die alte Bezeichnung Moesia verdrängenden Namen von den finnischen Heeren, welche sie im siebenten Jahrhundert eroberten. Bulgarische Stämme rückten von der Wolga nach dem Don vor und nachdem sie einige Zeit unter der Oberherrschaft der Avaren am Don und Dnjepr geblieben waren, zogen sie 635 weiter nach der Donau zu und begründeten das bulgarische Königreich. Dieses Reich hat dann seinen Namen bis heute beibehalten, obgleich die finnischen Bulgaren in der Masse der slavischen Einwohner schon lange verschwunden und beide Völkerschaften seit 1392 von den Türken unterjocht sind.

Der dritte oder permische Zweig umfasst die Idiome der Wotjäken, der Syrjänen und der Permier, drei Dialekte einer Sprache. Perm war der alte Name für das Land zwischen 61° und 76° östl. L. und zwischen 55° und 65° nördl. Br. Die permischen Stämme wurden von ihren östlichen Nachbaren, den Vogulen, nach Westen getrieben und so an ihre westlichen Nachbaren, die Bulgaren an der Wolga, herangedrängt. Die Wotjäken findet man zwischen den Flüssen Wjätka und Kama. Weiter nach Norden folgen die Syrjänen, welche die Gegend der obern Kama bewohnen, während die östliche Partie von den Permiern in Besitz genommen ist. Diese sind im Süden von den Tataren von Orenburg und den Baschkiren umgeben, im Norden von den Samojeden und im Osten von den Vogulen, welche vom Ural her an sie herandrängten.

Diese Vogulen bilden zusammen mit den Ungarn und Ostjaken den vierten und letzten Zweig der finnischen Familie, den ugrischen. Im Jahre 462, nach der Zerstückelung von Attila's Hunnenreiche, näherten sich diese ugrischen Stämme

Europa. Sie wurden damals Onaguren, Saraguren und Urogen genannt, und in späterer Zeit kommen sie in russischen Chroniken als Ugry vor. Sie sind die Vorfahren der Ungarn und dürfen mit den Uiguren, einem schon oben erwähnten türkischen Stamme nicht verwechselt werden.

Dass zwischen der ungarischen Sprache und Dialekten finnischen Ursprungs, die östlich von der Wolga gesprochen werden, eine Aehnlichkeit besteht, ist keine neue Entdeckung. Im Jahre 1253 bemerkte Wilhelm Ruysbroeck, ein jenseit der Wolga reisender Priester, dass eine Pascatir genannte Raçe, welche am Jaïk wohnte, dieselbe Sprache wie die Ungarn redete. Sie hatten sich damals östlich von dem altbulgarischen Königreich niedergelassen, dessen Hauptstadt, das alte Bolgari am linken Ufer der Wolga, noch in den Ruinen von Spask nachweisbar ist. Wenn diese Pascatir — der Theil der ugrischen Stämme, welcher östlich von der Wolga wohnen blieb — mit den Baschkiren identisch sind, wie dies Klaproth annimmt, so würde folgen, dass sie in späterer Zeit ihre Sprache aufgaben; denn die Baschkiren sprechen gegenwärtig nicht mehr einen ungarischen, sondern einen türkischen Dialekt. Die Verwandtschaft des Ungarischen und Ugro-Finnischen wurde philologisch zuerst von Gyarmathi 1799 bewiesen.

Einige wenige Beispiele mögen genügen, um diesen Zusammenhang zu zeigen:

Ungarisch.	Tscheremissisch.	Deutsch.
Atya-m,	atya-m,	mein Vater.
Atya-d,	atya-t,	dein Vater.
Atya,	atya-se,	sein Vater.
Atya-nk,	atya-ne,	unser Vater.
Atya-tok,	atya-da,	euer Vater.
Aty-ok,	atya-st,	ihr Vater.

Declination.

	Ungarisch.	Esthisch.	Deutsch.
Nom.	vér,	werri,	Blut.
Gen.	véré,	werre,	Blutes.
Dat.	vérnek,	werrele,	Blute.
Acc.	vért,	werd,	Blut.
Abl.	vérestöl,	werrist,	vom Blute.

Conjugation.

Ungarisch.	Esthisch.	Deutsch.
Lelem,	leian,	ich finde,
leled,	leiad,	du findest,
leli,	leiab,	er findet,
leljük,	leiame,	wir finden,
lelitek,	leiate,	ihr findet,
lelik,	leiawad,	sie finden.

Vergleichende Tabelle der Zahlwörter

jedes der vier Zweige der finnischen Classe

zur Veranschaulichung des Grades ihrer Verwandtschaft.

	Tschudisch		Bulgarisch		Permisch	Ugrisch.	
	Finnisch.	Esthisch.	Tscheremissisch.	Mordwinisch.	Syrjänisch.	Ostjakisch.	Ungarisch.
1	yksi	üts	ik	vaike	ötik	it	egy
2	kaksi	kats	kok	kavto	kyk	kat	ket
3	kolme	kolm	kum	kolmo	kujim	chudem	harom
4	neljä	nelli	nil	nile	njolj	njeda	negy
5	viisi	wiis	vis	väte	vit	vet	öt
6	kuusi	kuus	kut	kóto	kvait	chut	hat
7	seitsemän	seitze	sim	sisem	sizim	tabet	het
8	kahdeksan	kattesa	kändäxe	kavsko	kökjâmys	nida	njolcz
9	yhdeksan	üttesa	endexe	väikse	ökmys	arjong	kilencz
10	kymmenen	kümme	lu	kämen	das	jong	tiz

Wir haben so die vier Hauptclassen der turanischen Familie, das Tungusische, Mongolische, Türkische und Finnische, näher untersucht. Der tungusische Zweig steht am tiefsten; seine Grammatik ist nicht viel reicher, als die chinesische und in seinem Bau fehlt jene architektonische Ordnung und jener Schliff, der im Chinesischen die cyclopischen Steine der Sprache ohne Kitt zusammenhält. Dies gilt indess hauptsächlich vom Mandschu-Dialekt; andere, nicht in China, sondern in den Ursitzen der Mandschu's gesprochenen Dialekte fangen eben jetzt an, grammatische Formen zu entwickeln.

Die mongolischen Dialekte übertreffen die tungusischen, können aber in ihrer Grammatik kaum zwischen den verschiedenen Theilen der Rede unterscheiden. Die gegenwärtig gesprochenen Idiome der Mongolen wie der Tungusen ringen offenbar nach einem organischen Leben und Castrén hat manche Symptome von beginnendem verbalen Wachsthum in der Sprache der Buriäten und in einem bei Njertschinsk gesprochenen tungusischen Dialekt nachgewiesen.

Dies ist jedoch im Vergleich mit der von den türkischen Sprachen entfalteten Fülle grammatischer Hülfsmittel nur ein kleiner Anfang. In ihrem Conjugationssystem können die türkischen Dialekte kaum übertroffen werden. Ihre Verba gleichen Baumzweigen, welche unter der Last ihrer reifen und halbreifen Früchte zu brechen drohen. Der Vorzug der finnischen Sprachen besteht mehr in einer Ab- als in einer Zunahme der Verbalformen; aber in der Declination ist das Finnische sogar reicher als das Türkische.

Diese vier Classen machen zusammen mit dem Samojedischen die nördliche oder ural-altaische Abtheilung der turanischen Familie aus.

Die südliche Abtheilung besteht aus der tamulischen, gangetischen (trans- und subhimalajischen), der lohitischen, taischen und malayischen Classe.[28]) Diese zwei Abtheilungen umfassen nahebei alle Sprachen Asiens, mit Ausnahme des Chinesischen, welches zusammen mit den ihm benachbarten Dialekten allein eine radicale oder einsilbige Sprache reprä-

sentirt. Einige wenige, wie das Japanesische[29]), die Sprache von Korea, der Korjäken, Kamtschadalen, die zahlreichen Dialekte des Kaukasus u. s. w., sind noch in keine Classe gestellt; aber auch in ihnen sind, wie es wahrscheinlich ist, einige Spuren eines mit den turanischen Sprachen gemeinsamen Ursprungs übrig geblieben und harren auf tiefer eindringende philologische Untersuchung.

Von der dritten oder inflexionalen Stufe brauche ich nicht viel zu sagen, da wir ihren Bau schon näher prüften, indem wir in frühern Vorlesungen eine Anzahl Wörter im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen oder irgend welchen andern arischen Sprachen analysirten. Der Hauptunterschied zwischen einer inflexionalen und agglutinativen Sprache liegt in der Thatsache, dass agglutinative Sprachen das Bewusstsein ihrer Wurzeln erhalten und sie durch lautliche Verderbniss nicht afficiren lassen; wenn sie sich dann auch der Urbedeutung ihrer Endungen nicht mehr bewusst sind, so fühlen sie doch deutlich den Unterschied zwischen der bedeutungsvollen Wurzel und den modificirenden Elementen. Anders verhält sich dies in den inflexionalen Sprachen. Dort können die verschiedenen Elemente, welche zur Wortbildung herantreten, so in einander verschmelzen und durch die phonetische Verderbniss so viel leiden, dass nur noch der Gelehrte die ursprüngliche Unterscheidung zwischen Wurzel und Endung gewahr wird und nur noch der vergleichende Grammatiker die Fugen bemerkt, in welchen die Bestandtheile des Worts zusammenstossen.[30])

Wenn Sie den Charakter unserer morphologischen Classification in Betracht ziehen, so werden Sie bemerken, dass sich dieselbe von der genealogischen insofern unterscheidet, als sie auf alle Sprachen anwendbar bleiben muss. Unsere Classification erschöpft alle Möglichkeiten. Wenn die Grundelemente der Sprache prädicative oder demonstrative Wurzeln sind, so können wir nicht mehr als drei Combinationen haben. Die Wurzeln können entweder Wurzeln bleiben ohne irgend eine Modification, oder sie können zweitens so an einander

gefügt werden, dass die eine die andere bestimmt und ihre unabhängige Existenz verliert, oder sie können drittens verbunden werden und dabei so zusammenwachsen, dass sie beide ihre Selbständigkeit verlieren. Die Zahl der Wurzeln, welche bei der Bildung eines Wortes zusammentreten, begründet keinen Unterschied, und es ist desshalb unnöthig, eine vierte Classe, welche die polysynthetische oder einverleibende genannt wird und die meisten amerikanischen Sprachen umfasst, zu statuiren. So lange als in diesen sesquipedalen oder anderthalb Elemente enthaltenden Compositis die bedeutungsvolle Wurzel deutlich erkennbar bleibt, gehören sie der agglutinativen Stufe, sobald als sie durch die Endungen absorbirt wird, der inflexionalen Stufe an. Es ist auch keineswegs nothwendig, zwischen synthetischen und analytischen Sprachen zu unterscheiden, indem man unter dem erstern Namen die alten und unter dem letztern die modernen Sprachen der inflexionalen Stufe begreift. Die Formation solcher Ausdrücke, wie das französische j'aimerai, d. i. ich habe zu lieben, oder das deutsche ich werde lieben, kann analytisch oder metaphrastisch genannt werden; aber in ihrer morphologischen Natur sind diese Ausdrücke immer noch inflexional. Wenn man einen Ausdruck wie je vivrai analysirt, findet man, dass es ursprünglich hiess ego (Sanskrit aham) vivere (Sanskrit jîv-as-e, dat. neut.) habeo (Sankrit bhâ-vayâ-mi), d. h. man hat eine Anzahl Wörter, in welchen die grammatische Articulation beinahe ganz zerstört, aber doch nicht bei Seite geworfen ist, während in den turanischen Sprachen grammatische Formen durch die Verbindung vollständiger Wurzeln hervorgebracht und die alten und nutzlosen Endungen ausser Curs gesetzt werden, ehe man neue Combinationen in den täglichen Verkehr einführt.[31])

Ehe wir diese Bemerkungen über die morphologische Classification zum Abschluss bringen können, müssen wir noch auf ein Problem eingehen, was wir allerdings hätten bei Seite liegen lassen, wenn wir uns nur auf eine genealogische Classification beschränkt hätten. Am Ende unserer

Darstellung der letztern mussten wir eingestehen, dass nur eine beschränkte Zahl von Sprachen bis jetzt genealogisch geordnet worden sei und dass desshalb die Periode, in der das Problem, den gemeinsamen Ursprung aller Sprachen nachzuweisen, seine Lösung finden könne, noch im Schoosse der Zukunft verborgen liege. Obgleich wir nun nicht alle Sprachen, welche zur radicalen, terminationalen und inflexionalen Classe gehören, specificiren konnten, so haben wir doch dies Princip klar und bestimmt hingestellt, dass alle Sprachen unter irgend eine dieser drei Kategorien menschlicher Rede gehören müssten. Wir würden desshalb gegen den logischen Zusammenhang unserer Untersuchungen verstossen, wenn wir der Betrachtung eines Problems ausweichen wollten, welches, wenn auch reich an mannigfachen Schwierigkeiten, von der Wissenschaft der Sprache nicht ausgeschlossen werden kann.

Fassen wir zuerst unsere Aufgabe klar und bestimmt ins Auge! Das Problem des gemeinschaftlichen Sprachenursprungs steht mit dem Problem des gemeinschaftlichen Ursprungs der Menschheit in keinem nothwendigen Zusammenhang. Wenn es bewiesen werden könnte, dass die Sprachen verschiedene Anfänge gehabt hätten, so würde daraus noch nicht nothwendig folgen, dass man verschiedene Anfänge des Menschengeschlechts annehmen müsste; denn wenn wir die Sprache als dem Menschen natürlich ansehen, so hätte sie ganz wohl zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern unter den über verschiedene Länder zerstreuten Abkömmlingen eines einzigen ursprünglichen Menschenpaares zur Entwickelung kommen können; wenn aber die Sprache im Gegentheil als eine künstliche Erfindung zu behandeln ist, so ist noch weit weniger abzusehen, warum nicht jede nachfolgende Generation ihr eigenes Idiom erfunden haben sollte.

Wenn es andrerseits auch bewiesen werden könnte, dass alle Sprachen der Menschheit auf eine gemeinsame Quelle hinweisen, so würde doch daraus nicht folgen, dass darum die menschliche Raçe von einem einzigen Paare abstammen müsse;

denn die Sprache hätte ja das Eigenthum einer begünstigten Raçe sein können und sich den andern Raçen erst im Laufe der Geschichte mitgetheilt haben.

Die Wissenschaft der Sprache und die der Ethnologie haben beide darunter bedeutend zu leiden gehabt, dass man sie nicht streng genug auseinander gehalten hat. Die Classification der Raçen und der Sprache sollten von einander ganz unabhängig bleiben. Menschenraçen können ihre Sprache sehr wohl verändern, und die Geschichte bietet uns mehrere Fälle dar, in denen eine Raçe die Sprache einer andern annahm. Verschiedene Sprachen können daher von ein und derselben Raçe und dieselbe Sprache von verschiedenen Raçen gesprochen werden, so dass jeder Versuch, die Classification der Raçen und Sprachen einander anzupassen, fehlschlagen muss.

Zweitens steht das Problem des gemeinsamen Ursprungs der Sprachen mit den im alten Testament enthaltenen, die Schöpfungsgeschichte und die Genealogien der Patriarchen betreffenden Angaben in keinem Zusammenhang. Wenn uns unsere Untersuchungen zu der Annahme verschiedener Anfänge der Sprachen des Menschengeschlechts hinführen sollten, so steht dieser Ansicht im alten Testamente nichts entgegen; denn obgleich die Juden glaubten, dass eine Zeit lang die ganze Erde nur eine Sprache und Rede besass, so haben doch auch die bedeutendsten geistlichen Autoritäten namentlich mit Bezugnahme auf die amerikanischen Dialekte nachgewiesen, dass neue Sprachen in späterer Zeit entstanden sein dürften. Wenn wir im Gegentheil zu der Ueberzeugung gelangten, dass alle Sprachen auf eine gemeinschaftliche Urquelle zurückgeführt werden könnten, so dürften wir doch nie daran denken, die Genealogieen des alten Testaments auf die genealogische Classification der Sprache zu übertragen. Die Stammbäume des alten Testaments haben mit der Verwandtschaft des Blutes, nicht mit der Sprache zu thun, und da wir wissen, dass Völkerschaften, ohne ihren Namen zu ändern, doch häufig ihre Sprachen änderten, so ist es offenbar

unmöglich, dass die Genealogieen des alten Testaments mit der genealogischen Classification der Sprachen zusammenfallen sollten. Um eine Begriffsverwirrung zu vermeiden, möchte es wirklich anzurathen sein, sich ganz und gar des Gebrauchs der Namen, mit welchen die Bibel Blutsverwandtschaft bezeichnet, in solchen Fällen zu enthalten, wo man von Sprachverwandtschaft reden will. Es war früher sehr gebräuchlich, von japhetischen, hamitischen und semitischen Sprachen zu reden. Statt des ersten Namens spricht man besser von arischen, statt des zweiten von afrikanischen Sprachen, und wenn auch die dritte Bezeichnung festgehalten worden ist, so hat sie doch eine von der Bedeutung, welche sie in der Bibel annehmen würde, ganz verschiedene wissenschaftliche Definition erhalten. Es ist dies wohl zu beherzigen, um nicht nur die Angriffe Derjenigen zurückzuschlagen, welche fortwährend gegen die Bibel Pfeile abschiessen, die sie nicht treffen können, sondern auch den blinden Eifer Derer zurückzuweisen, welche sie mit Waffen, die sie nicht zu führen verstehen, vertheidigen wollen, und um auf diese Weise der Sprachwissenschaft ihre ruhige Fortentwickelung zu sichern.

Wir wollen nun unbefangen und unparteiisch unser Problem, die Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Ursprungs, ins Auge fassen. Es zerfällt naturgemäss in zwei Theile, einen f o r m e l l e n und einen m a t e r i e l l e n. Wir haben heute nur mit dem formellen Theile zu thun. Wir haben alle möglichen Formen untersucht, welche die Sprache annehmen kann, und haben nun zu fragen, ob wir mit diesen drei verschiedenen Formen, der radicalen, terminationalen und inflexionalen, die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs der menschlichen Rede vereinigen können. Ich antworte mit einem entschiedenen Ja.

Das Hauptargument, welches gegen den gemeinschaftlichen Ursprung der Sprache vorgebracht worden ist, besteht darin, dass keine einsilbige oder radicale Sprache je in eine agglutinative oder terminationale Stufe eingetreten ist und dass sich keine agglutinative oder terminationale Sprache je

auf die inflexionale Stufe emporgehoben hat. Chinesisch steht, wie behauptet wird, immer noch auf der Stufe, die es vom Anfang an einnahm; es hat nie agglutinative oder inflexionale Formen hervorgebracht; auch hat keine turanische Sprache je die unterscheidenden Merkmale der terminationalen Stufe, namentlich die Integrität ihrer Wurzeln, aufgegeben.

Hierauf entgegnen wir, dass man wohl beachten muss, dass keine Sprache ganz und gar das Vermögen, grammatische Formen, die einer höhern Stufe angehören, hervorzubringen, verliert, wenngleich jede Sprache, sobald als sie sich einmal festgesetzt hat, jenen morphologischen Charakter beibehält, den sie damals an sich trug, als sie zuerst ihre individuelle oder nationale Existenz gewann. Im Chinesischen und besonders in den chinesischen Dialekten kommen einige Anfänge und Spuren von Agglutination vor. Jenes li, welches oben als das Zeichen des Locativs vorkam, ist zu einer blossen Präposition hinabgesunken und der moderne Chinese denkt eben so wenig daran, dass li ursprünglich das Innere bezeichnete, als der Turanier den Ursprung seiner Casus-Endungen durchschaut.[32]) In den noch lebenden Dialekten der Chinesen kommen agglutinative Formen häufiger vor. So bedeutet im Schanghai-Dialekte „wo" sprechen, als Zeitwort, und „woda" heisst Wort. Von woda wird ein Genitiv woda-ka, ein Dativ pela woda und ein Accusativ tang woda[33]) gebildet. In den agglutinativen Sprachen begegnen wir wieder den ersten Spuren der Inflexion. So hat die Wurzel tûngu, schlafen, im Tamil ihre Integrität in der abgeleiteten Form tûkkam, schlummern, nicht ganz behauptet.

Ich führe diese Beispiele, deren Zahl sehr vermehrt werden könnte, an, um zu zeigen, dass in der Zähigkeit, mit welcher jede Sprache im Allgemeinen auf der grammatischen Stufe, welche sie zur Zeit ihrer ersten Feststellung erstiegen hatte, sich festsetzt, nichts Auffälliges liegt. Wenn sich eine Familie oder ein Stamm oder eine Nation einmal daran gewöhnt hat, seine Ideen nach einem gewissen grammatischen System auszudrücken, in eine gewisse Form zu giessen, so

bleibt diese erste Form stehen und wird mit jedem Geschlechte oft noch härter; aber während das Chinesische auf dieser sehr frühen Entwickelungsstufe, der radicalen, festgehalten und weiter fort überliefert wurde, machten andere Dialekte dieselbe Stufe als einen Uebergang durch und behielten dabei ihre Geschmeidigkeit. Sie kamen nicht zum Stillstand, wurden nicht traditionell oder national, ehe die Volksstämme, die sie sprachen, die Vorzüge der Agglutination zu würdigen gelernt hatten. Als diese einmal bemerkt worden waren, so pflegten einige wenige Formen, an denen sich die Agglutination zuerst praktisch zeigte und bewährte, durch den allen Sprachen inwohnenden Geist der Analogie ihren Einfluss unwiderstehlich auszudehnen. Die auf jener Entwickelungsstufe festgehaltenen Sprachen hielten dann mit derselben Zähigkeit am Agglutinationssystem fest. Der Chinese kann kaum begreifen, wie eine Sprache gedacht werden kann, in der nicht jede einzelne Silbe bedeutungsvoll ist; der Turanier verachtet jedes Idiom, in welchem nicht jedes Wort ganz bestimmt und gesondert sein allgemeines Wurzel- und specielles Bedeutungsmoment entfaltet, während wir, die wir an den Gebrauch der flectirenden Sprachen gewöhnt sind, gerade auf das grammatische System, welches der Chinese und Turanier mit Verachtung behandeln würde, stolz sind.

Die Thatsache also, dass die einmal zu einem Abschluss gekommenen Sprachen ihre grammatische Verfassung nicht mehr ändern, dass sie in dieser Hinsicht streng conservativ sind, bietet keinen Beweisgrund gegen unsere Theorie, dass jede Flexionssprache einmal agglutinativ, jede agglutinative Sprache einmal einsilbig gewesen ist. Ich nenne dies eine Theorie, aber es ist mehr als eine Theorie, denn es ist der einzige Weg, auf welchem die vorliegenden Spracherscheinungen im Sanskrit oder irgend einer andern inflexionalen Sprache ihre Erklärung finden können. Insofern als der formale Theil der Sprache in Betracht kommt, können wir uns dem Schlusse nicht entziehen, dass Alles, was jetzt inflexional ist, früher agglutinativ und alles Agglutinative früher radical

war. Der grosse Strom der Sprache wälzte sich in verschiedenen Dialekten dahin und veränderte seine grammatische Färbung, während er von Zeit zu Zeit durch neue Ablagerungen des Gedankens hindurchströmte. Die verschiedenen Seitenarme und Kanäle, welche sich vom Hauptstrome abzweigten und zum Stillstand, zur Stagnation kamen, d. h. zu literarischen, der Ueberlieferung anheimfallenden Dialekten wurden, behielten hinfort jene Färbung bei, welche der Hauptstrom an der Stelle, wo sie sich von seinem Flusse lostrennten, zeigte. Wenn wir die radicale Stufe beispielsweise weiss, die agglutinative roth, die inflexionale blau nennen, so können wir leicht einsehen, warum jene weissen Nebenarme kaum einen Tropfen rothen oder blauen Wassers enthalten oder warum den rothen wieder fast jede Spur von blau fehlt; wir sind aber zugleich ganz wohl darauf vorbereitet, wie wir dies auch wirklich finden, in den rothen Sprachkanälen weisse Tinten und in den blauen weisse und rothe Tinten anzutreffen.

Sie werden wohl bemerkt haben, dass ich in dem bisher Gesagten nur für die Möglichkeit, nicht für die Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen Ursprungs der Sprache z u kämpfen suchte.

Ich betrachte das Problem des gemeinsamen Ursprungs der Sprache, das mit dem Ursprung des Menschengeschlechts von einem einzigen Paare gar nichts zu schaffen hat, als eine Frage, welche so lange als irgend möglich offen gehalten werden muss. Wir brauchen, wie ich glaube, an der Lösung dieses Problems nicht ganz so zu verzweifeln, wie an dem der Mehrheit der Welten, über welche vor Kurzem so viel geschrieben worden ist; aber es sollte in ganz ähnlicher Weise behandelt werden. So wie es unmöglich ist, aus sinnlichen Wahrnehmungen den Beweis dafür herzuleiten, dass die Planeten bewohnt sind, so ist der einzige Weg, dies als Thatsache hinzustellen, nur in dem Beweise zu suchen, dass es unmöglich sei, dass sie nicht bewohnt sein sollten. So müsste man andererseits, um zu zeigen, dass die Planeten

nicht unbewohnt sind, beweisen, dass es unmöglich sei, dass sie bewohnt sein sollten. Sobald das eine oder das andere bewiesen worden ist, ist die Frage sogleich gelöst; bis da muss sie aber offen bleiben, welche Lieblingsmeinungen und Vorurtheile wir auch über diesen Gegenstand hegen mögen.

Wenn ich auch in Bezug auf die Frage, ob alle Sprachen aus einer gemeinsamen Quelle geflossen seien, nicht einer so hoffnungslosen Ansicht huldige, so bestehe ich doch darauf, dass über dies Problem durchaus nicht voreilig abgesprochen werden darf. Es ist nun aber in den ausgezeichnetsten Werken über vergleichende Sprachforschung eine Hinneigung zu der Ansicht hervorgetreten, dass man es für ausgemacht ansehen könne, dass es nach der Auffindung der zwei Sprachfamilien, der arischen und semitischen, und nach der Feststellung jener engen Verwandtschaftsbande, welche die Glieder einer jeden von beiden verknüpfen, eine Unmöglichkeit sei, noch länger einen gemeinschaftlichen Ursprung der Sprache anzunehmen. Nachdem alle die Kennzeichen, an welchen die Einheit sowohl der arischen als der semitischen Sprachen nachgewiesen werden kann, so erfolgreich angegeben worden waren, führte die Abwesenheit ähnlicher Uebereinstimmung zwischen irgend einer semitischen und arischen Sprache oder zwischen diesen und irgend einem andern Zweige des Sprachenbaumes ganz naturgemäss zu dem Glauben, dass kein Zusammenhang zwischen ihnen zugegeben werden könne. Ein Botaniker, der die bestimmten Merkmale kennt, welche nach Linné's System eine Anemone an sich trägt, würde mit ähnlichem Selbstvertrauen jeden Zusammenhang zwischen der Species Anemone und andern Blumen wegläugnen, welche dennoch seitdem in dieselbe Gruppe gestellt worden sind, wenngleich ihnen die Linné'schen Merkmale der Anemone fehlen. Aber es giebt gewiss in den Sprachen in gleicher Weise verschiedene Grade von Verwandtschaft, wie in allen andern Erzeugnissen der Natur, und wenn auch die verschiedenen Sprachfamilien nicht dieselben Zeichen der Verwandtschaft vorzeigen können, durch welche ihre Glieder zusam-

mengehalten werden, so brauchen sie desshalb doch nicht vom Anfang an einander ganz fremd gewesen zu sein. Wenn also auch die vergleichende Sprachforschung die Existenz verschiedener Sprachfamilien nachgewiesen hat, so halten wir es doch für eine Uebertreibung, den gemeinsamen Ursprung der Sprache nun sofort für eine Unmöglichkeit zu erklären. Wenn wir das Problem vom richtigen Standpunkte aus betrachten, so gewinnt es die folgende Gestalt: „Wenn man behaupten will, dass die Sprache verschiedene Anfänge hatte, so muss man erst beweisen, dass die Sprache unmöglich einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben kann."

Eine solche Unmöglichheit ist in Bezug auf einen gemeinsamen Ursprung der arischen und semitischen Dialekte noch nicht festgestellt worden, während im Gegentheil die Analyse der grammatischen Formen in beiden Sprachfamilien viele Schwierigkeiten entfernt und es wenigstens verständlich gemacht hat, wie mit demselben oder sehr ähnlichen Material zwei Individuen oder zwei Familien oder zwei Nationen im Laufe der Zeit Sprachen hervorbringen konnten, welche in der Form so sehr verschieden sind, wie das Hebräische und Sanskrit.

Aber ein noch helleres Licht wurde auf den Bildungs- und Umgestaltungsprocess der Sprache durch das Studium anderer, mit dem Sanskrit oder Hebräischen nicht zusammenhängender Dialekte geworfen, welche vor unsern Blicken das Heranwachsen jener grammatischen Formen (grammatisch im weitesten Sinne des Wortes gefasst) entwickeln, die wir in den arischen und semitischen Familien nur als geworden, nicht als werdende kennen, als verfallende, nicht als frisch lebendige, als überlieferte, nicht als verstandene und intentionale: ich meine die turanischen Sprachen. Die Spuren, durch welche diese Sprachen ihre ursprüngliche Verwandtschaft bescheinigen, sind viel schwächer, als in den semitischen und arischen Familien, und müssen viel schwächer sein. In den semitischen und arischen Sprachfamilien ist der

agglutinative Process, durch den allein grammatische Formen zu gewinnen sind, zu einer gewissen Zeit zum Stillstand gekommen und dies konnte nur durch religiöse oder politische Einflüsse geschehen. Durch dieselbe Macht, vermöge welcher eine vorrückende Civilisation die mannigfachen Dialekte absorbirt, in welchen jedes gesprochene Idiom sich naturgemäss darstellt, hat die erste politische oder religiöse Centralisation der überreichen Fülle der agglutinativen Sprache Einhalt thun müssen. Aus der Masse der möglichen Formen wurde eine einzige zur volksthümlichen, festen und technischen für jedes Wort, für jede grammatische Kategorie, und durch die Vermittelung der Dichtkunst, des Rechts und der Religion wurde eine literarische oder politische Sprache hervorgebracht, zu welcher von da an nichts *wesentliches* hinzukam, welche nach kurzer Zeit, nachdem sie in ihren formalen Elementen unverständlich geworden, nur noch der phonetischen Corruption ausgesetzt war, aber zu einer Wiederbelebung von innen heraus unfähig wurde. Man muss bei den arischen und semitischen Familien eine uranfängliche Concentration dieser Art annehmen, denn nur so vermögen wir uns Uebereinstimmungen zwischen den griechischen und Sanskrit-Endungen zu erklären, welche weder aus griechischem, noch aus Sanskrit-Material herausgebildet wurden, sondern noch immer in beiden Sprachen identisch sind. In diesem Sinne nenne ich diese Sprachen politische oder Staatssprachen und man hat mit Recht behauptet, dass Sprachen, die zu diesen Familien gehören, fähig sein müssen, ihre Verwandtschaft dadurch zu beweisen, dass sie nicht nur das Regelmässige und Verständliche, sondern auch das Anomale, Unverständliche und Abgestorbene mit einander gemein haben.

Wenn eine solche Concentration nicht eintritt, müssen die Sprachen, wenn sie auch aus denselben Materialien gebildet und ursprünglich identisch sind, nothwendigerweise in den sogenannten Dialekten auseinandergehen, aber in einem von den Dialekten, wie wir sie in den spätern Perioden der politischen Sprachen finden, sehr verschiedenen Sinne. Der

Process der Agglutination wird in jedem Clan fortwirken und unverständlich werdende Formen werden leicht durch neue und verständlichere Composita ersetzt werden. Wenn die Casus durch das Anfügen von Wortformen an das Ende der Wörter gebildet werden, so können leicht neue Anfügungen in Gebrauch kommen, sobald die alten obsolet werden. Wenn die Conjugation durch Pronomina gebildet wird, so können neue gebraucht werden, wenn sich die alten nicht mehr deutlich genug unterscheiden lassen.

Lassen Sie uns also die Frage aufwerfen, welche Coincidenzfälle wir in agglutinativen Dialekten, welche sich von einander geschieden haben und sich allmählig einem Zustande festerer Gestaltung nähern, erwarten können. Es scheint mir, dass wir sie nur da suchen können, wo sie von Castrén und Schott in der finnischen, türkischen, mongolischen, tungusischen und samojedischen Sprache wirklich glücklich entdeckt worden sind und wie sie von Hodgson, Caldwell, Logan und mir in der tamulischen, gangetischen, lohitischen, taischen und malayischen Sprache nachgewiesen worden sind. Sie müssen sich hauptsächlich auf das radicale Material der Sprache oder auf diejenigen Theile der Rede beziehen, welche zu reproduciren sehr schwer fällt, ich meine die Pronomina, Numeralia und Präpositionen. Diese Sprachen werden fast nie in dem Anomalen oder Unorganischen übereinstimmen, weil ihr Organismus alle Elemente, welche formal und unverständlich zu werden anfangen, beständig zurückstösst. Es kann uns weit mehr Wunder nehmen, dass überhaupt noch irgend welche Wörter von conventioneller Bedeutung als gemeinschaftliches Eigenthum der turanischen Sprachen entdeckt werden können, als dass die meisten ihrer Wörter und Formen jeder einzelnen eigenthümlich sind. Von diesen Uebereinstimmungen müssen aber Diejenigen Rechenschaft ablegen, welche den gemeinsamen Ursprung der turanischen Sprachen läugnen; sie müssen entweder als das Resultat eines Zufalls oder eines nachahmenden Instinctes, der den menschlichen Geist überall zu denselben onomato-

pöischen Wortbildungen hinleitete, erklärt werden. Dies ist noch nie geschehen und es dürfte überhaupt viele Mühe machen, dies zu Wege zu bringen.

Für mich selbst war das Studium der turanischen Familie besonders desshalb interessant, weil es eine Gelegenheit bot, sich über die Distanzen der Abweichungen, bis zu welchen Sprachen, denen man einen gemeinsamen Ursprung zuschreibt, durch die unbeschränkte Einwirkung der dialektischen Wiedererzeugung auseinander gehen und dissimilirt werden können, zu belehren.

In einem Briefe, den ich an meinen Freund, den verstorbenen Freiherrn von Bunsen, richtete und den derselbe in seinen „Umrissen der Philosophie der Universalgeschichte“[34]) veröffentlicht hat, beabsichtigte ich, so weit ich dies vermochte, die Principien, welche die Bildung der agglutinativen Sprachen leiteten, zu erforschen und zu zeigen, in wie weit Sprachen in ihrer Grammatik und ihrem Wortvorrath unähnlich werden können und sich dann doch noch als verwandte Dialekte behandeln lassen. Als Entgegnung auf die Behauptung, dass dies unmöglich sei, versuchte ich in der vierten, fünften und sechsten Abtheilung jener Abhandlung zu zeigen, wie es doch möglich gewesen sei, dass bei ihrem Ausgehen von einem gemeinsamen Boden Sprachen, die so verschieden sind, wie Mandschu und Finnisch, Malayisch und Siamesisch, zu ihrem gegenwärtigen Zustand gelangen und noch immer als verwandte Mundarten behandelt werden konnten. Indem ich nun diesen Process der Agglutination als das einzige erklärliche und verständliche Mittel, durch das die Sprache eine grammatische Organisation erlangen und die Schranken, welche das Wachsthum des chinesischen Idioms zurückhielten, überschreiten kann, ansah, fühlte ich mich berechtigt, die aus der Formation der turanischen Sprachen hergeleiteten Principien auch auf die arische und semitische Familie anzuwenden. Auch sie müssen ihre agglutinative Stufe durchgemacht haben und nur während dieser Periode können wir für die allmählige Divergenz und Individualisation der später

sogenannten arischen und semitischen Redeformen eine Erklärung finden. Können wir aber die verschiedene Erscheinung des Mandschu und Finnischen erklären, so bleibt auch die Kluft zwischen dem Hebräischen und dem Sanskrit nicht länger räthselhaft. Zwar kennen wir die arische Sprache nicht während dieser agglutinativen Periode, aber wir können Schlüsse über ihren damaligen Zustand machen, wenn wir Sprachen, wie die finnische und türkische, sich dem arischen Typus mehr und mehr nähern sehen. Die türkische Sprache ist z. B. so weit zur inflexionalen Form vorgeschritten, dass der Professor Ewald für sie den Titel einer synthetischen Sprache in Anspruch nimmt, ein Titel, welchen er den arischen und semitischen Dialekten da beilegt, wo sie schon die agglutinative Stufe überschritten haben und zu dem Process der phonetischen Corruption und Auflösung übergegangen sind. „Viele von ihren Bestandtheilen, sagt er, obgleich sie ursprünglich, wie in jeder Sprache, selbständige Wörter waren, sind zu blossen Vocalen geworden oder ganz und gar verloren gegangen, so dass wir auf ihr früheres Dasein aus den Abänderungen schliessen müssen, welche sie in dem Körper des Worts bewirkt haben. Göz bedeutet Auge und gör sehen; isch That und ir thun; îtsch das Innere und gîr eintreten."[35]) Ja, er geht selbst so weit, zuzugeben, dass das Türkische einige formale Elemente mit der arischen Familie gemein hat, Elemente, welche daher nur aus einer Periode herrühren konnten, in welcher beide sich noch in ihrer agglutinativen Kindheit befanden; so z. B. di als Anzeiger der vergangenen Handlung, ta als das Zeichen des Participium der Vergangenheit im Passivum, lu als ein Suffix zur Bildung von Adjectiven u. s. w.[36]) Dies ist mehr als ich zu behaupten wagen möchte.

Indem wir die allmählige Formation der Sprache durch Agglutination in ihrem Gegensatze zur Aufnahme der Bildungselemente im Innern des Worts (Intussusception) von diesem Standpunkte aus betrachten, ist es kaum nothwendig, zu sagen, dass jedesmal wenn wir von der turanischen Sprachen-

familie sprechen, das Wort Familie in einer von der, die es in Bezug auf die arischen und semitischen Sprachen hatte, ganz verschiedenen Bedeutung gebraucht wird. In meinem Briefe über die turanischen Sprachen, welcher von Seiten Derer, welche an verschiedene Anfänge der Sprache und des Menschengeschlechts glauben, so scharf angegriffen worden ist, hatte ich dies wiederholt erläutert, und ich hatte den Ausdruck Gruppe in Bezug auf die turanischen Sprachen vorgezogen, um so deutlich wie möglich auszudrücken, dass die Verwandtschaft zwischen dem Türkischen und dem Mandschu, zwischen Tamil und Finnisch nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach, von der zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit bestehenden ganz verschieden sei. „Diese turanischen Sprachen, sagt' ich (S. 216), können nicht als solche betrachtet werden, welche zu einander in derselben Beziehung ständen, wie Hebräisch und Arabisch, Sanskrit und Griechisch.“ „Sie sind Radien, welche von demselben Mittelpunkt auslaufen, nicht Kinder eines gemeinsamen Erzeugers.“ Und doch sind sie noch nicht so weit von einander entfernt, wie Hebräisch vom Sanskrit, weil keine von ihnen in jene neue Phase des Wachsthums oder Verfalls (S. 218) eingetreten ist, durch welche die semitischen und arischen Sprachen hindurchgingen, nachdem sie in sich befestigt, individualisirt und nationalisirt waren.

Die eigentliche Tendenz meiner Abhandlung war mithin eine defensive. Sie sollte zeigen, wie voreilig es war, von verschiedenen unabhängigen Anfängen in der Geschichte der menschlichen Rede zu sprechen, ehe noch ein einziger Beleg für die Nothwendigkeit einer solchen Behauptung beigebracht war. Die Unmöglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprache ist nie bewiesen worden; aber um das zu beseitigen, was man für ganz besondere Schwierigkeiten, die in der Theorie eines gemeinsamen Ursprungs liegen sollten, ansah, hielt ich mich wirklich für verpflichtet, praktisch und gerade an der Geschichte der turanischen Sprachen zu zeigen, wie eine solche Theorie möglich oder, wie ich dies nur in einem

Falle sage, wahrscheinlich sei. Ich bemühte mich, zu zeigen, wie selbst die entferntesten Glieder der turanischen Familie, das Finnische des hohen Nordens und das Tamulische des Südens in ihrer grammatischen Organisation Spuren einer frühern Einheit bewahrt haben, und wenn meine Gegner einräumen, dass ich bewiesen habe, dass die antebrahmanischen oder tamulischen Einwohner Indiens zur turanischen Familie gehören, so können sie kaum darauf gemerkt haben, dass, wenn gerade dieser äusserste Punkt meiner Beweisführung zugegeben wird, alles Uebrige als darin eingeschlossen, nothwendigerweise von selbst folgt.

Dennoch überschrieb ich das letzte Kapitel meines Essay nicht „On the Necessity of a common origin of Language", sondern „On the Possibility", sprach also immer nur von der Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Ursprungs der Sprache und fasste meine, den Meinungen der Gegner entgegengestellte Vertheidigung in folgenden zwei Paragraphen zusammen:

I. „Nichts zwingt zu der Annahme verschiedener selbständiger Anfänge für die materiellen Elemente des turanischen, semitischen und arischen Sprachenzweiges; es ist im Gegentheil möglich, selbst jetzt noch Wurzeln nachzuweisen, welche in diesen drei Zweigen seit ihrer ersten Trennung gangbar und gebräuchlich gewesen und geblieben sind."

II. „Nichts zwingt zu der Annahme verschiedener Anfänge für die formalen Elemente des turanischen, semitischen und arischen Sprachenzweiges, und obgleich es unmöglich ist, das arische System der Grammatik von dem semitischen und das semitische von dem arischen herzuleiten, so können wir doch vollkommen einsehen, wie entweder durch individuelle Einflüsse oder durch die Abnutzung und Abschleifung der während ihres fortwährenden Gebrauchs *zugleich activen und passiven* Sprache die verschiedenen

Systeme der Grammatik in Asien und Europa hervorgebracht worden sein mögen.“

Man wird aus dem Wortlaut dieser beiden Paragraphen ersehen, dass meine Absicht war, die Nothwendigkeit von einander unabhängiger Anfänge abzuläugnen und die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs der Sprache zu behaupten. Man hat gegen mich die Anklage erhoben, dass ich in meinen Forschungen von einem unbedingten Glauben an den gemeinschaftlichen Ursprung des Menschengeschlechts geleitet worden sei. Ich läugne nicht, dass ich diesen Glauben hege, und dass die Bestätigung desselben, wenn sie überhaupt nöthig ist, durch Darwin's Buch „On the Origin of Species“[37]) dargeboten worden ist. Aber ich fordere meine Gegner heraus, mir einen einzigen Satz nachzuweisen, in welchem ich wissenschaftliche und theologische Argumente mit einander vermengt hätte. Nur wenn man mir einwendet, dass „kein ruhiger Beobachter jemals den Gedanken gefasst haben würde, das ganze Menschengeschlecht von einem Menschenpaare abzuleiten, wenn die mosaischen Urkunden dies nicht lehrten“, so darf ich mir wohl gestatten zu behaupten, dass dieser Gedanke im Gegentheil so natürlich ist und sich mit den Gesetzen der menschlichen Vernunft so gut vereinigen lässt, dass es, so viel ich weiss, keine Nation auf der Erde gegeben hat, welche, wenn sie überhaupt irgend welche Ueberlieferung über den Ursprung des Menschengeschlechts besitzt, die menschliche Raçe nicht von einem einzigen Paare oder gar von einem Individuum hergeleitet hätte. Wenn daher auch der Verfasser der mosaischen Urkunden vor dem Tribunal der Naturwissenschaft seiner Ansprüche auf gottbegeisterte Eingebungen beraubt werden mag, so kann er doch wenigstens den Titel eines bescheidenen Beobachters beanspruchen, und wenn es bewiesen werden kann, dass seine *vor Jahrtausenden gefasste* Idee der Einheit des Menschengeschlechts eine irrige sei, so ist dies ein Irrthum, den er mit andern ruhigen Beobachtern, mit einem Humboldt, Bunsen, Prichard und Owen theilt.[38])

Nur eine Frage bleibt nun noch zu beantworten: War es ein und dieselbe Wassermasse, welche alle die Seitenkanäle der Sprache füllte? Oder um auf alle Metaphern zu verzichten, sind die Wurzeln, welche nach dem radicalen, terminationalen und inflexionalen System zusammengefügt wurden, identisch dieselben? Der einzige Weg, diese Frage zu beantworten oder wenigstens sie zurechtzulegen, ist, die Natur und den Ursprung der Wurzeln zu betrachten, und wir werden dann die äussersten Gränzen erreicht haben, bis zu welchen uns inductive Schlüsse in unsern Durchforschungen der Geheimnisse der menschlichen Rede führen können.

Neunte Vorlesung.

Die theoretische Stufe und der Ursprung der Sprache.

> *Für unsere Erkenntniss ist das das letzte, was in Wesen und Entstehung der Dinge das erste ist. Aristoteles.*

„Wenn wir die Geschichte der Menschheit sowohl als auch die Erscheinungen der materiellen Welt untersuchen und dann den Hergang nicht aufdecken können, durch welchen ein Ereigniss hervorgebracht worden ist, so ist es oft schon wichtig, nur zeigen zu können, wie es durch natürliche Ursachen hätte hervorgebracht werden können. Obgleich es also unmöglich ist, die Wege und Stufen mit Gewissheit anzugeben, auf welchen irgend eine besondere Sprache gebildet wurde, so wird doch der Geist, wenn wir nach den allbekannten Principien der Menschennatur zeigen können, wie alle verschiedenen Theile der Sprache allmählig hätten entstehen und emporwachsen können, nicht nur bis zu einem gewissen Grade befriedigt, sondern es wird auch jener indolenten Philosophie Einhalt gethan, welche alle Erscheinungen sowohl in der natürlichen als auch in der moralischen Welt, die sie nicht zu erklären vermag, sogleich mit einem Wunder in Beziehung bringt.“ [1])

Dieses Citat aus den Werken eines bedeutenden schottischen Philosophen enthält den besten Rath, welchen man

dem Forscher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft ertheilen kann, wenn er an das Problem herantritt, das wir heute zu untersuchen haben, wir meinen den Ursprung der Sprache. Obgleich wir dieses Problem jenes verwirrenden und mysteriösen Aussehens entkleidet haben, das es den Philosophen ehedem darbot, so scheint es doch, selbst in seiner einfachsten Gestalt, fast über den Bereich des menschlichen Verstandes hinaus zu liegen.

Wenn man uns das Räthsel aufgäbe, wie die Bilder des Auges und alle Eindrücke unserer Sinne durch Töne ausgedrückt, ja sogar in Tönen so verkörpert werden können, dass diese den Gedanken ausdrücken und hervorrufen, so würde man wohl geneigt sein, dasselbe als die Frage eines Tollhäuslers aufzugeben, welcher, indem er die heterogensten Dinge unter einander wirft, Versuche macht, Farben in Töne und Töne in Gedanken zu verwandeln.[2]) Gerade dieses Räthsel haben wir aber heute zu lösen.

Es ist zunächst klar, dass wir kein Mittel besitzen, das Problem des Sprachenursprungs auf historischem Wege zu lösen, oder es wie eine Thatsache, die sich einmal an einem gewissen Orte oder zu einer gewissen Zeit zugetragen hat, zu erklären. Die Geschichte fängt erst lange nach der Zeit an, wo die Menschheit das Sprachvermögen erlangt hatte, und selbst die ältesten Ueberlieferungen schweigen über die Art und Weise, in welcher der Mensch zu dem Besitz seiner frühesten Gedanken und Wörter gelangte. Es könnte ohne Zweifel gar nichts interessanter sein, als aus historischen Urkunden den genauen Hergang kennen zu lernen, wie eigentlich der Mensch seine ersten Worte zu lallen begann, und sich so auf einmal alle Theorien über den Ursprung der Sprache vom Halse zu schaffen. Aber diese Kunde ist uns auf ewig entzogen und wenn dem anders wäre, würden wir doch wahrscheinlich ganz unfähig sein, jene Urereignisse in der Geschichte des Menschengeistes zu verstehen.[3]) Man sagt uns, dass der erste Mensch ein Sohn Gottes war, dass Gott den Menschen ihm zum Bilde schuf,

dass er ihn aus Erdenstaub bildete und in seine Nase den Athem des Lebens hauchte. Dies sind einfache Thatsachen und sie müssen als solche hingenommen werden; wenn wir über sie Urtheile zu bilden anfangen, so streift die Schneide des menschlichen Verstandes, ohne irgendwo zu haften, jedesmal vorbei. Es liegt im Wesen unseres Geistes, dass er den absoluten Anfang oder das Ende irgend eines Geschöpfes nicht begreifen kann. Wenn wir es versuchen wollten, uns den ersten Menschen als Kind geschaffen und allmählig seine physischen und geistigen Kräfte entfaltend zu denken, so könnten wir nicht begreifen, wie er nur e i n e n Tag ohne übernatürliche Hülfe zu leben vermochte. Wenn wir im Gegentheil versuchten, den ersten Menschen uns als leiblich und geistig erwachsen vorzustellen, so würde diese Auffassung einer Wirkung ohne Ursache, eines vollkommen erwachsenen und entwickelten Geistes ohne vorhergehende Entwickelung, ebenfalls die Kräfte unserer Vernunft übersteigen. Ganz ebenso verhält es sich mit den Uranfängen der Sprache. Theologen, welche für die Sprache einen göttlichen Ursprung beanspruchen, gerathen in den gefährlichsten Anthropomorphismus, wenn sie in Bezug auf die Art und Weise, wie nach ihrer Annahme die Gottheit ein Wörterbuch und eine Grammatik compilirt und den ersten Menschen wie ein Taubstummenlehrer unterrichtet haben mag, auf irgend welche Details einzugehen versuchen. Sie sehen auch nicht ein, dass sie selbst dann, wenn man ihnen alle ihre Prämissen einräumte, nichts weiter erklärt haben würden, als wie der erste Mensch eine Sprache hätte erlernen können, wenn dieselbe für ihn schon vollkommen fertig gemacht war. W i e diese Sprache aber fertig gemacht wurde, würde immer noch eben so geheimnissvoll bleiben. Jene Philosophen dagegen, welche sich einbilden, dass der erste Mensch, obgleich sich selbst überlassen, allmählig aus einem Zustande der Stummheit sich erhoben und für jede neue Vorstellung, die in seinem Geiste auftauchte, auch ein Wort erfunden haben dürfte, vergessen, dass der Mensch nicht durch eigne Kraft

die Fähigkeit der Sprache hätte erlangen können, eine Fähigkeit, welche ein unterscheidendes Merkmal des Menschen ist[4]), unerreicht und unerreichbar durch alles stumm Erschaffene. Es beweist nur, dass die Philosophen die eigentliche Tragweite unseres Problems noch nicht zu würdigen verstehen, wenn sie sich auf die Thatsache berufen, dass die neugeborenen Kinder nicht sprechen können und erst allmählig aus ihrer Stummheit auftauchend den vollen Gebrauch der artikulirten Rede erlangen. Wir wollen doch nicht erst erklären, wie die Vögel fliegen lernen, die mit einem diesem Zwecke entsprechenden Organismus geschaffen sind; eben so wenig wollen wir untersuchen, wie die Kinder die verschiedenen Fähigkeiten und Kräfte, mit denen der menschliche Geist und Körper ausgerüstet ist, gebrauchen lernen. Unsere Absicht ist vielmehr, wo möglich einen Einblick in das ursprüngliche Sprechvermögen zu gewinnen, und zu diesem Zweck ist es, wie ich fürchte, ebenso unnütz, das erste Stammeln der Kinder zu beobachten, wie es unnütz sein würde, jenes Experiment eines ägyptischen Königs zu wiederholen, welcher zwei neugeborene Kinder einem Schäfer mit dem Befehle anvertraute, sie an Ziegeneutern saugen zu lassen und in ihrer Gegenwart nie ein Wort zu sprechen, aber genau darauf zu achten, welches Wort sie zuerst aussprechen würden.[5]) Dasselbe Experiment soll der schwäbische Kaiser Friedrich II., ferner Jacob IV. von Schottland und einer der Mogulkaiser Indiens wiederholt haben; aber sowohl in Bezug auf den Zweck, die Ursprache der Menschheit ausfindig zu machen, als auch zu entdecken, in wie weit die Sprache dem Menschen von Natur aus gegeben sei, warfen diese verunglückten Versuche durchaus kein Licht auf das uns vorliegende Problem. Die Kinder erfinden, indem sie sprechen lernen, die Sprache nicht. Sie ist für sie bereits fertig gemacht und ist schon seit Jahrtausenden fertig gewesen. Sie erlangen nur den Gebrauch der Sprache und wenn sie heranwachsen, auch wohl den einer zweiten und selbst einer dritten. Es ist auch ganz unnütz, zu untersuchen, ob sich

selbst überlassene Kinder eine Sprache erfinden würden. Es würde unnatürlich, widerrechtlich, ja fast unmöglich sein, diesen Versuch anzustellen, und ohne wiederholte Versuche würden die Behauptungen Derer, welche an die Möglichkeit, dass sich Kinder ihre eigene Sprache erfinden können, glauben oder nicht glauben, gleich werthlos sein. Was wir in dieser Beziehung gewiss wissen, besteht darin, dass ein deutsches, sich selbst überlassenes Kind niemals deutsch zu sprechen anfangen würde und dass die Geschichte kein einziges Beispiel einer auf diesem Wege erfundenen Sprache darbietet.

Wenn wir eine Einsicht und Kenntniss von dem für den Vogel charakteristischen Vermögen des Fliegens gewinnen wollen, so können wir zunächst nichts weiter thun, als den Bau der Vögel mit dem anderer Thiere zu vergleichen, welche dieses Vermögen entbehren, und zweitens die Bedingungen zu untersuchen, unter welchen der Akt des Fliegens möglich wird. Ebenso ist es mit der Sprache. Die Sprache ist ein dem Menschen eigenthümliches Vermögen, das ihn von allen andern Geschöpfen unterscheidet, und wenn wir uns bestimmtere Begriffe über die wirkliche Natur der menschlichen Rede bilden wollen, so können wir weiter nichts thun, als den Menschen mit den Thieren vergleichen, die ihm am nächsten zu kommen scheinen, und so den Versuch machen, das zu entdecken, was er mit diesen Thieren gemein hat und was ihm und zwar ihm allein eigenthümlich ist. Nachdem wir dies entdeckt haben, können wir ferner zu der Erforschung der Bedingungen vorschreiten, unter denen die Sprache möglich wird, und wir werden damit Alles, was wir können, gethan haben, wenn wir erwägen, dass die Werkzeuge unseres Erkennens, so wunderbar sie auch sein mögen, doch viel zu schwach sind, um uns in Regionen emporzutragen, zu welchen wir uns nur mit den Schwingen unserer Einbildungskraft zu erheben vermögen.

Indem wir den Menschen mit den andern Thieren vergleichen, brauchen wir hier nicht auf die physiologischen

Fragen einzugehen, ob der Unterschied zwischen dem Körper eines Affen und dem eines Menschen ein Unterschied des Grades oder der Art ist. Mögen die Physiologen diese Frage beantworten, wie sie wollen, uns kann es gleich sein. Wenn der Bau eines blossen Wurmes den Menschengeist mit Staunen und Ehrfurcht zu erfüllen vermag, wenn selbst ein vereinzelter Lichtstrahl, der von der in den Organen des niedrigsten Geschöpfes entfalteten unendlichen Weisheit in unser Forscherauge fällt, uns zeigt, wie die Allweisheit des Schöpfers weit über die menschliche Fassungskraft hinausgeht, wie dürfen wir da die auf der Stufenleiter Seiner Schöpfung hoch stehenden Geschöpfe kritisiren und herabsetzen, Geschöpfe, die eben so wunderbar wie wir selbst bereitet sind? Sind nicht viele Geschöpfe in manchem Punkte selbst vollkommener als der Mensch? Beneiden wir nicht den Löwen um seine Stärke, den Adler um sein Auge, den Vogel um seine Schwingen? Wenn es auch Thiere gäbe, welche in ihrer physischen Struktur eben so vollkommen, ja sogar vollkommener als der Mensch wären, so würde doch kein denkender Mann sich darüber grämen. Seine eigentliche Ueberlegenheit ruht auf ganz anderm Grunde. „Ich gestehe, schreibt Sydney Smith, dass die Ueberlegenheit des Menschengeschlechts ein solches Gefühl des Wohlbehagens in mir erweckt — dass ich eine so entschiedene Verachtung gegen jeden Pavian, der mir zu Gesicht gekommen ist, hege — dass ich mich so sicher fühle, dass der blaue, schwanzlose Affe in der Dichtkunst, Malerei und Musik niemals unser Rival werden wird, dass ich gar keinen Grund abseho, warum man den wenigen Bruchstücken einer Seele und den Fetzen von Verstand, die sie wirklich besitzen mögen, nicht Gerechtigkeit sollte widerfahren lassen.“ An der scherzhaften Stimmung Sydney's bei der Behandlung ernster und heiliger Gegenstände haben in der letzten Zeit Viele Anstoss genommen; aber der Humor ist ein sichereres Zeichen fester Ueberzeugung und vollkommener Gewissheit, als wohl bewachte steife Feierlichkeit.

In Bezug auf unser Problem kann man nun nicht daran zweifeln, dass gewisse Thiere alle die physischen Erfordernisse zum artikulirten Sprechen besitzen. Es giebt keinen Buchstaben des Alphabets, den ein Papagei nicht aussprechen lernte.[6]) Desshalb muss die Thatsache, dass der Papagei ohne eigene Sprache ist, aus einem Unterschiede der geistigen, nicht der physischen Fähigkeiten des Thieres und des Menschen erklärt werden, und nur aus einer Vergleichung der geistigen Fähigkeiten, wie wir sie im Menschen und in den Thieren antreffen, können wir zu entdecken hoffen, worin eigentlich die unumgänglich nothwendige Befähigung zum Sprechen besteht, wie sie eben nur im Menschen ganz allein zu finden ist.

Ich sage geistige Fähigkeiten und habe dabei vor, auch für die höhern Thierclassen einen nicht unbedeutenden Antheil an den sogenannten geistigen Fähigkeiten zu beanspruchen. Diese Thiere haben Empfindungs- und Vorstellungsvermögen, Gedächtniss, Willen und selbst Verstand, nur müssen wir den Verstand auf die Vergleichung und Verknüpfung einzelner Wahrnehmungen beschränken. Alles dies lässt sich durch unumstössliche Belege beweisen und diese Belege sind, wie ich glaube, nirgends mit grösserer Klarheit und Ueberzeugungskraft zusammengestellt worden, als in einer der letzten Schriften des M. P. Flourens, „De la Raison, du Génie, et de la Folie“, Paris 1861. Es giebt ohne Zweifel Leute, die über die Idee, dass Thiere Seelen haben und fähig sein sollen zu denken, eben so sehr erschrecken, als über „den blauen Affen ohne Schwanz“. Aber ihr Schrecken ist ganz und gar Product ihrer eigenen Phantasie. Wenn wir solche Worte, wie Seele oder Gedanke, brauchen, ohne uns selbst und Andern ihre eigentliche Bedeutung klar zu machen, so werden diese Worte unsern Händen entschlüpfen und das Resultat wird uns nur Noth machen. Stellen wir auf einmal die Frage, ob das Thier eine Seele habe, so werden wir niemals zu einem richtigen Schluss gelangen; denn der Begriff der Seele ist so vielmals und so

vielfach von Aristoteles an bis zu Hegel von den Philosophen definirt worden, dass er Alles und Nichts bedeuten kann. So gross ist die durch die regellose Anwendung der schlecht definirten Ausdrücke der Philosophie des Geistes angerichtete Verwirrung, dass wir den Descartes die Thiere als lebende Maschinen darstellen sehen, während Leibnitz ihnen nicht nur Seelen, sondern unsterbliche Seelen beilegt. „Nächst dem Irrthum Derer, welche das Dasein Gottes läugnen,“ sagt Descartes, „ist keiner so geeignet, schwache Geister von dem Tugendpfade abzulenken, als der Gedanke, dass die Thierseele von derselben Natur, wie unsere eigene, sei und dass wir demnach nach diesem Leben durchaus nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten haben, als Fliegen und Ameisen; wogegen wir in der Erkenntniss ihres gewaltigen Unterschiedes viel besser einsehen, dass unsere Seele vom Körper ganz unabhängig und demgemäss dem mit dem Körper gemeinsamen Tode nicht unterworfen ist.“

Mag sich auch in diesen Bemerkungen eine vortreffliche Gesinnung aussprechen, die Beweisführung selbst ist äusserst schwach. Daraus, dass die Thiere keine Menschenseele besitzen, folgt noch durchaus nicht, dass sie überhaupt keine Seele haben. Es folgt auch noch nicht, dass die Menschenseelen nicht unsterblich sind, weil die Thierseelen nicht unsterblich sind; auch ist der Obersatz des Schlusses nie von irgend einem Philosophen bewiesen worden, dass nämlich die Thierseelen durch den Tod zerstört und vernichtet werden müssen. Leibnitz, welcher die Unsterblichkeit der menschlichen Seele sogar noch mit stärkern Beweisgründen vertheidigt hat, als Descartes, schreibt: „Ich fand schliesslich, dass die Seelen der Thiere und ihre Empfindungen der Unsterblichkeit der Menschenseelen nicht im Geringsten Eintrag thun; im Gegentheil leistet nichts bessere Dienste, unsere Unsterblichkeit als in der Natur begründet festzustellen, als der Glaube, dass alle Seelen unvergänglich sind.“

Anstatt auf Verwickelungen, an welchen hauptsächlich die schwankende Anwendung schlecht definirter Ausdrücke

Schuld ist, näher einzugehen, lassen Sie uns einfach die Thatsachen ins Auge fassen. Jeder unbefangene Beobachter wird zugeben, dass

1) die Thiere sehen, hören, schmecken, riechen und fühlen; d. h. sie haben fünf Sinne, gerade wie wir selbst, weder mehr noch weniger. Sie haben sowohl Empfindungs- als Wahrnehmungsvermögen, was Flourens durch höchst interessante Versuche beleuchtet und erläutert hat. Wenn die Wurzeln des Sehnervs entfernt werden, so hört die Netzhaut im Auge des Vogels auf erregbar zu sein, die Iris ist nicht mehr beweglich; das Thier ist blind, weil es das Organ der Empfindung verloren hat. Wenn im Gegentheil die Hirnlappen entfernt werden, so bleibt das Auge rein und gesund, die Netzhaut erregbar, die Iris beweglich. Das Auge ist erhalten, und dennoch kann das Thier nicht sehen, weil es die Organe der Wahrnehmung verloren hat.

2) Die Thiere haben Empfindungen des Vergnügens und des Schmerzes. Wenn ein Hund geschlagen wird, so benimmt er sich ziemlich ebenso wie ein Kind, das gezüchtigt wird, und wird er gefüttert und geliebkost, so giebt er sein Wohlbehagen ebenso zu erkennen, wie ein Knabe unter ähnlichen Umständen. Wir können nur nach äussern Zeichen urtheilen, und wenn wir ihnen bei dem Kinde trauen, warum sollten wir sie am Thiere unbeachtet lassen.

3) Die Thiere vergessen Vieles nicht, sie haben, wie die Philosophen sagen würden, Gedächtniss. Sie kennen ihren Herrn und ihre Heimath; sie zeigen Freude, wenn sie Diejenigen wiedererkennen, die gegen sie freundlich gewesen sind, und zeigen noch nach Jahren Groll gegen die, welche sie schlecht behandelt haben. Wer erinnert sich nicht des Hundes Argos in der Odyssee, der nach so langen Jahren seinen Herrn zuerst wiedererkannte?[7])

4) Die Thiere sind fähig zu vergleichen und zu unterscheiden. Ein Papagei nimmt eine Nuss und wirft sie wieder weg, ohne nur zu versuchen, sie zu knacken. Er hat gefunden, dass sie leicht ist; dies konnte er aber nur dadurch

bemerken, dass er das Gewicht voller Nüsse mit dem der tauben vergleicht; er hat auch gefunden, dass sie keinen Kern hat; dies konnte er nur durch ein Etwas finden, das die Philosophen mit dem stolzen Namen eines Syllogismus belegen, nämlich „alle leichten Nüsse sind leer; dies ist eine leichte Nuss, folglich ist sie leer."

5) Die Thiere haben ihren eigenen Willen. Ich rufe alle die zu Zeugen auf, welche je ein stätiges Pferd geritten haben.

6) Die Thiere lassen Zeichen der Scham und des Stolzes bemerken. In dieser Beziehung wird wieder Jeder, der z. B. mit Jagdhunden zu thun hat, der beobachtet hat, wie sie mit funkelnden Augen ein Rebhuhn ihrem Herrn zu Füssen legen oder wie sie mit eingeklemmtem Schwanze fortschleichen, zugeben, dass diese Zeichen nur diese eine Erklärung zulassen. Die Schwierigkeit hebt an, wenn wir uns der philosophischen Sprache bedienen, wenn wir für die Thiere moralisches Gefühl, Gewissen, das Vermögen, das Gute und Böse zu unterscheiden, beanspruchen wollen, und da wir durch diese schulmässigen Ausdrücke nicht weiter kommen, so thun wir besser, sie ganz zu vermeiden.

7) Die Thiere offenbaren Liebe und Hass. Es ist keine leere Erfindung, dass Hunde auf dem Grabe ihres Herrn gestorben sind; auch unterliegt es keinem Zweifel, dass Thiere oft mit einem gewissen Scharfsinn die Gelegenheit abpassen, sich an ihnen verhassten Personen zu rächen.

Wenn wir in Angesicht aller dieser Thatsachen noch läugnen wollen, dass die Thiere Empfindung, Wahrnehmung, Gedächtniss, Willen und Verstand haben, so müssten wir wahrlich sehr starke Beweisgründe vorbringen, um diese an den Thieren beobachteten Anzeichen auf eine von den an den Menschen bemerkten so abweichende Weise zu deuten und zu erklären.

Einige Philosophen bilden sich ein, Alles erklärt zu haben, wenn sie den Thieren statt des Verstandes Instinct beilegen. Fassen wir aber diese beiden Worte in ihrer gewöhn-

lichen Bedeutung auf, so schliessen sie gewiss einander nicht aus.[8]) Auch der Mensch besitzt Instinct, eben so gut wie das Thier. Das Kind sucht seiner Mutter Brust durch Instinct; durch Instinct webt die Spinne ihr Netz, baut die Biene ihre Zelle. Keiner wird doch dem Kinde physiologische Kenntnisse zuschreiben wollen, weil es gerade die Muskeln in Bewegung setzt, die zum Saugen gebraucht werden; auch werden wir der Spinne keine Kenntniss der Mechanik oder der Biene Bekanntschaft mit der Stereometrie beilegen, weil wir ohne das Studium dieser Wissenschaften das nicht ausführen könnten, was sie von selbst zu Stande bringen. Aber wie, wenn wir nun ein Spinngewebe zerreissen und die Spinne den angerichteten Schaden untersuchen und entweder ihr Werk in Verzweiflung aufgeben oder es so gut als möglich ausbessern sehen?[9]) Ohne Zweifel wird hier der Instinct des Webens durch eine Art von Beobachtung, von Vergleichung, von Reflexion und Urtheil geleitet und beherrscht. Der Instinct, sei er nun mechanisch oder moralisch, tritt im Thiere stärker hervor als im Menschen, aber er ist in Beiden thätig, so wie in Beiden der Verstand wirksam ist.

Worin liegt aber nun der Unterschied zwischen dem Thiere und dem Menschen?[10]) Was ist es, das der Mensch thun kann, und wovon wir keine Zeichen, keine Elemente und Ansätze in der ganzen Thierwelt finden? Ich antworte ohne Bedenken: Die einzige hohe Schranke zwischen dem Thiere und dem Menschen ist die Sprache. Der Mensch spricht, aber kein Thier hat je ein Wort hervorgebracht. Die Sprache ist unser Rubikon und kein Thier wird wagen, ihn zu überschreiten. Dies ist unsere thatsächliche Antwort, die wir denen ertheilen, welche von Entwickelung reden, welche glauben, dass sie wenigstens die Uranfänge aller menschlichen Fähigkeiten im Affen entdecken und welche gern die Möglichkeit offen erhalten möchten, dass der Mensch nur ein begünstigtes Thier, der triumphirende Sieger in dem uranfänglichen Kampfe um das Leben sei. Die Sprache ist etwas Handgreiflicheres, als eine Falte des Gehirns oder eine

besondere Formation des Schädels. Sie lässt keine Spitzfindigkeiten zu und kein Process natürlichen Auswählens wird je bedeutungsvolle Wörter aus dem Vogelgesang oder dem Thiergeschrei herauslesen.

Die Sprache ist jedoch nur das äussere Zeichen. Wir können in unserer Beweisführung auf sie hindeuten, wir können unsere Opponenten herausfordern, uns irgend etwas aus der ganzen Thierwelt vorzubringen, das ihr irgend nahe käme; wenn dies aber Alles wäre, wenn die Kunst, artikulirte Töne zur Mittheilung der uns gewordenen Eindrücke anzuwenden, der einzige Vorzug wäre, durch welchen wir unsere Ueberlegenheit über die thierische Schöpfung behaupten könnten, so dürften wir uns wohl nicht ohne Grund etwas genirt fühlen, Gorillas und anderes Gethier uns so dicht auf der Ferse folgen zu sehen.

Es ist nicht zu läugnen, dass die Thiere, obgleich sie zu diesem Zweck keine artikulirten Töne benutzen, dennoch ihre eigenthümlichen Mittel der gegenseitigen Mittheilung besitzen. Wenn ein Wallfisch verwundet ist, so wird dem ganzen Schwarm, wenn er auch über eine ganze Strecke der See verbreitet ist, die Nachricht von der Anwesenheit eines Feindes sogleich mitgetheilt, und wenn der Todtengräberkäfer einen todten Maulwurf findet, so beeilt er sich, seinen Kameraden die frohe Nachricht zu überbringen und kehrt bald darauf mit seinen vier Genossen zurück.[11]) Es ist ganz gewiss, dass die Hunde viel von dem, was ihnen zugerufen wird, zu verstehen vermögen, und andere Thiere, wie z. B. der Papagei, können jeden artikulirten Ton aussprechen. Hiernach würde die artikulirte Sprache, obgleich nur für die philosophische Kriegführung, immer noch eine unbezwingliche Stellung einnehmen; dennoch ist es nur natürlich, dass wir zu unserer eignen Befriedigung darüber klar zu werden versuchen, worin eigentlich die Stärke unserer Stellung als Menschen besteht, oder mit andern Worten, dass wir jene innere Kraft zu entdecken versuchen, deren äusseres Zeichen und Offenbarung die Sprache ist.

Zu diesem Zwecke wird es das Beste sein, die Meinungen Derer zu prüfen, welche sich unserm Probleme von einer andern Seite her näherten, welche sich nicht nach äussern und handgreiflichen Merkmalen der zwischen Thier und Mensch bestehenden Verschiedenheit umsahen, sondern die innern geistigen Fähigkeiten untersuchten und den Punkt zu bestimmen suchten, wo der Mensch die Schranken des thierischen Verstandes überschreitet. Ist nur erst dieser Punkt richtig bestimmt, so wird er wohl auch mit dem Ausgangspunkt der Sprache zusammenfallen, und wenn dies sich so verhält, so dürfte wohl auch dieses Zusammenfallen das uns jetzt beschäftigende Problem erklären.

Ich werde einen Auszug aus Locke's Schrift über den menschlichen Verstand mittheilen.

Nachdem er erklärt hat, auf welche Weise universelle Ideen gebildet werden, wie der Geist, wenn er dieselbe Farbe am Kalk, am Schnee und an der Milch beobachtet hat, diese einzelnen Wahrnehmungen unter dem allgemeinen Begriff der Weisse zusammenfasst, fährt Locke[12]) fort: „Wenn es zweifelhaft erscheinen mag, ob nicht die Thiere ihre Ideen auf jenem Wege bis zu einem gewissen Grad verbinden oder erweitern können, so glaube ich doch soviel bestimmt behaupten zu können, dass das Vermögen der Abstraction ihnen durchaus nicht inwohnt und dass das Fassen allgemeiner Ideen einen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründet und ein Vorzug ist, den die Fähigkeiten der Thiere keineswegs erreichen können.“

Wenn nun diese Ansicht Locke's richtig ist und wir selbst Recht haben, auf die Sprache als ein handgreifliches Unterscheidungszeichen der Menschen und Thiere hinzuzeigen, so würde daraus zu folgen scheinen, dass die Sprache das äussere Zeichen und die Realisirung jenes innern Vermögens der Abstraction ist, das uns unter dem schlichten Namen der Vernunft noch besser bekannt ist.

Wir wollen nun auf das Resultat unserer frühern Vorlesungen zurückblicken. Es war das folgende: Nachdem wir

alles nur irgend Erklärbare im Wachsthum der Sprache erklärt hatten, blieb schliesslich als das allein unerklärbare Residuum die sogenannte Wurzel übrig. Diese Wurzeln bildeten die eigentlichen Bestandtheile aller Sprachen. Diese Entdeckung hat nun das Problem des Sprachenursprungs ungemein vereinfacht. Sie hat jenen schwärmerischen Schilderungen der Sprache, welche dem Beweise für den göttlichen Ursprung der Sprache beständig voranzugehen pflegten, jede Entschuldigung entzogen. Wir werden nun nicht länger von jenem wunderbaren Werkzeug zu hören bekommen, welches Alles, was wir sehen, hören, schmecken, berühren und riechen, auszudrücken vermag, welches das athmende Abbild des Weltalls ist, welches den erhabensten Gefühlen unserer Seelen Form und den kühnsten Träumen unserer Phantasie Körper verleiht, welches in genauer Gedankenperspective Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenzugruppiren und über alle Dinge die wechselnden Färbungen der Gewissheit, des Zweifels, der Zufälligkeit auszugiessen vermag. Alles dies ist vollkommen wahr, aber es ist nicht länger wunderbar, wenigstens nicht in dem Sinne eines arabischen Tausend und eine Nacht-Mährchens. „Der speculative Geist fühlt, wie Dr. Ferguson sagt, bei der Vergleichung der ersten und letzten Stufen des Sprachenfortschritts dieselbe Art von Erstaunen, wie ein Reisender, der allmählig einen Bergabhang erstiegen hat und nun, indem er plötzlich in einen Abgrund von unermesslicher Tiefe hinabschaut, nur durch übernatürliche Hülfe zu dieser schwindelnden Höhe emporgestiegen zu sein glaubt.“ Gewissen Geistern erscheint es wie eine Täuschung und Demüthigung, sich an der Hand der Geschichte von jenem hohen Gipfelpunkt wieder hinabführen zu lassen. Sie ziehen das Unverständliche, das sie nur bewundern, dem Verständlichen, das sie nur verstehen können, vor; aber dem gereiften Geiste ist die Wirklichkeit anziehender, als die Fiction und die Einfachheit wunderbarer als die Ideenverwickelung. Die Wurzeln mögen trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen eines Göthe vergleicht, und dennoch liegt

etwas wahrhaft Wunderbareres in einer Wurzel, als in der ganzen Lyrik der Welt.

Was sind denn nun diese Wurzeln? In unsern modernen Sprachen lassen sie sich nur durch wissenschaftliches Analysiren auffinden und selbst bis in die Zeiten des Sanskrit zurück können wir behaupten, dass eine Wurzel eigentlich niemals als Nomen oder Verbum in Gebrauch war; aber ursprünglich wurden sie doch so gebraucht und im Chinesischen ist uns glücklicherweise ein Repräsentant jener ursprünglichen radicalen Sprachstufe erhalten, welche wie Granit unter allen andern Schichten der menschlichen Rede sich hinstreckt *und wie dieser nur in vereinzelten Gebirgskämmen zu Tage tritt*. Die arische Wurzel dâ, geb, erscheint im Sanskritwort dâ-nam, donum, Gabe, als Substantiv; in dadâmi, griechisch didōmi, lateinisch do, ich gebe, als Verbum; aber diese Wurzel dâ kann niemals an und für sich gebraucht werden. Im Chinesischen wird dagegen die Wurzel ta, als solche, in der Bedeutung eines Substantivs gebraucht und heisst Grösse; dasselbe ta ist ein Verbum, gross sein, ein Adverb, gross oder viel *und nur die Wortfolge deutet uns an, welche Bedeutung wir ihr jedesmal beizulegen haben.* Die Wurzeln sind also nicht, wie dies gewöhnlich behauptet worden, blosse wissenschaftliche Abstractionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht. Was wir nun gern enthüllen möchten, ist dies: Welche innere geistige Phase entspricht diesen Wurzeln als den Keimen der menschlichen Rede?

Zwei Theorien sind zur Lösung dieses Problems aufgestellt worden, welche ich der Kürze wegen die Bau-wau-Theorie und Pah-pah-Theorie nennen werde.[13])

Der ersten zufolge sind die Wurzeln Nachahmungen von Lauten, der zweiten zufolge sind sie unwillkürliche Interjectionen. Die erste Theorie war bei den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts sehr populär und wir müssen sie, da sie noch immer von vielen ausgezeichneten Gelehrten und Philosophen vertheidigt wird, sorgfältiger prüfen. Es wird

also angenommen, dass der noch stumme Mensch auf die Stimmen der Vögel, Hunde, Kühe, den Donner des Gewitters, das Brausen des Meeres, das Säuseln des Laubes, das Gemurmel des Baches, das Flüstern des Windes horchte und dann diese Töne nachzuahmen versuchte; indem er dann seine, den Naturtönen nachgebildeten Laute für die Bezeichnung der Gegenstände, von welchen jene Töne ausgingen, brauchbar fand, verfolgte er diesen Gedanken weiter und arbeitete sich die Sprache aus. Diese Ansicht ist von Herder[14]) sehr geschickt verfochten worden. „Der Mensch, sagt er, beweiset Reflexion, wenn die Kraft seiner Seele so frei wirket, dass sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinne durchrauschet, Eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich bewusst sein kann, dass sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traum der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammlen, auf Einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle, ruhigere Obacht nehmen und sich Merkmale absondern kann, dass dies der Gegenstand und kein andrer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloss alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern Eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann." Der Mensch sieht z. B. ein Lamm. Es geht als Bild sein Auge vorbei: ihm wie keinem andern Thiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste: die Sinnlichkeit hat sie überwältigt, der Instinct wirft sie darüber her. . . Sobald der Mensch in das Bedürfniss kommt, das Schaf kennen zu lernen, so störet ihn kein Instinct; so reisst ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äussert. Weiss, sanft, wollicht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal; das Schaf blöcket, sie hat ein Merkmal gefunden: der innere Sinn wirket. Dies Blöcken, das ihr den stärksten Eindruck macht,

das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriss, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiss, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnt sich, sucht Merkmale — es blöckt und nun erkennt sie's wieder. „Du bist das Blöckende!“ fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie es deutlich, das ist, mit einem Merkmale erkannte und nannte. Dunkler; so wäre es von ihr gar nicht wahrgenommen worden, weil keine Sinnlichkeit, kein Instinct zum Schafe ihr den Mangel des Deutlichen durch ein lebhafteres Klare ersetzte.... Mit einem Merkmal also; und was war dies anders, als ein innerliches Merkwort?... Er erkannte das Schaf am Blöcken: es war ein gefasstes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann. — Was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte?“

Wir entgegnen hierauf, dass allerdings in jeder Sprache durch blosse Ton- und Schallnachahmung gebildete Wörter zu finden sind, dass diese aber nur einen sehr kleinen Bruchtheil des gesammten Wortschatzes repräsentiren. Sie sind Spielzeuge, nicht Werkzeuge der Sprache und jeder Versuch, die gewöhnlichsten und nothwendigsten Wörter auf imitative Wurzeln zurückzuführen, wird schliesslich gänzlich fehlschlagen. Herder selbst gab seine so eifrig vertheidigte Theorie der sogenannten Onomatopoieia, mit der er sogar einen von der Berliner Akademie für das beste Werk über den Ursprung der Sprache ausgesetzten Preis gewonnen hatte, gegen das Ende seines Lebens auf und ging zuletzt wie in einem Anfall von Verzweiflung zu Denen über, welche die Sprachen als durch ein Wunder offenbart ansahen. Wir können die Möglichkeit nicht wegläugnen, dass eine Sprache nach dem Princip der Nachahmung hätte gebildet werden können; wir behaupten nur so viel, dass bis jetzt noch keine aufgefunden worden ist, welche wirklich durchaus nach diesem Princip gebildet ist. Ein Engländer, dem in China ein Gericht vorgesetzt wurde, das ihm verdächtig erschien, und der gern

wissen wollte, ob es Entenbraten sei, sagte in fragendem Tone: Quak, quak? Er erhielt sofort die deutliche Antwort: Bau-wau! Dies kommt ohne Zweifel der beredtesten Unterredung über denselben Gegenstand zwischen einem Engländer und einem französischen Kellner vollkommen gleich. Eine andere Frage ist es freilich, ob dergleichen Mittheilungen den Namen einer Sprache verdienen. Kleine Kinder mögen Bau-wau sagen, wir sprechen von einem Hunde. Wir sagen Kuh, nicht Mu *oder Bu (bov, bos, griech. bus),* wir sagen Lamm, nicht Bä. Dasselbe findet in den ältern Sprachen, wie im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen statt. Wenn dieses Princip der Onomatopöie irgend wo anwendbar ist, so müsste es vor Allem in der Bildung der Thiernamen hervortreten. Dennoch suchen wir vergebens eine Aehnlichkeit zwischen Gans und gackern, Henne und glucken, Ente und quaken, Sperling und piepen, Taube und girren, Schwein und grunzen, Pferd und wiehern, Katze und miauen, Hund und bellen, belfern, knurren oder heulen herauszuhorchen.

Es giebt natürlich einige Namen, welche offenbar aus einer Tonnachahmung entstanden sind, z. B. Kuckuck. Aber Wörter dieser Art gleichen künstlichen Blumen, denen die Wurzel fehlt. Sie sind unfruchtbar und unfähig, ausser dem einen Gegenstande, dessen Ton sie nachahmen, noch irgend etwas zu bezeichnen. Wenn Sie an die Fülle von Derivativen zurückdenken, welche aus der einzigen Wurzel spac, spähen, hervorwuchsen, so werden Sie den grossen Unterschied zwischen der Fabrikation eines solchen Wortes, wie Kuckuck und dem ächten, natürlichen Wachsthum der Wörter sogleich bemerken.

Vergleichen wir einmal zwei Thiernamen, wie Kuckuck und Rabe. Kuckuck ist offenbar eine blosse Nachahmung des Geschreies und zwar eine noch unmittelbarere, als in dem Sanskrit-, griechischen, lateinischen, englischen, französischen u. s. w. Namen dieses Vogels. In diesen Sprachen hat das nachahmende Element noch den Beistand eines Ableitungs-

suffixes erhalten *oder ist (im Franz. coucou, im Engl. cuckoo) durch Weglassung andern Singularnominativen näher gebracht worden*. Wir haben kokila im Sanskrit, kokkyx im Griechischen, cuculus im Lateinischen.[16]) Kuckuck ist auch wirklich ein modernes Wort, welches an die Stelle des angelsächsischen geac (deutsch Gauch) getreten ist und als rein onomatopoietische Bildung natürlich den Umwandlungen nach Grimm's Gesetz nicht unterworfen ist. Da das Wort Kuckuck nichts aussagt, als das Geschrei eines individuellen Vogels, so konnte es auch nie zum Ausdruck irgend einer allgemeinen Eigenschaft, an der andere Thiere Theil haben könnten, gebraucht werden, und die einzigen Ableitungen, die es etwa veranlassen konnte, sind Wörter, welche eine metaphorische Aehnlichkeit mit diesem Vogel ausdrücken. Dasselbe ist auf das englische cock (franz. coq, im Sanskrit kukkuṭa) anwendbar. Auch hier findet Grimm's Gesetz keine Anwendung, denn alle diese beabsichtigten nur eine Nachahmung des gackernden Tones, den dieser Vogel von sich giebt, und da man diese Absicht noch fortwährend herausmerkte, so konnte, aller Wahrscheinlichkeit nach, kein Lautwechsel eintreten. Das Sanskritwort kukkuṭa ist von keiner Wurzel herzuleiten, es giebt einfach den Hahnenschrei wieder, und die einzigen Ableitungen, welche aus ihm hervorgehen, sind metaphorische Ausdrücke, wie das französische coquet, ursprünglich wie ein Hahn herumstolzirend; coquetterie; cocart, eingebildet, *coquard, alter Geck;* cocarde, engl. cockade, *Hut- oder Bandschleife, welche recht sichtbar angesteckt wird,* coquelicot, ursprünglich der Hahnenkamm, dann wegen der Aehnlichkeit in Farbe und Gestalt die Klatschrose, der rothe wilde Mohn. *Wenn man an den gallischen Hahn denkt, wird man sich überhaupt über die mancherlei französischen Ableitungen von coq nicht wundern.*

Lassen Sie uns nun das Wort Rabe untersuchen. Es könnte auf den ersten Blick scheinen, als wenn dasselbe auch rein onomatopoietisch sei. Manche glauben zwischen dem Wort Rabe und dem Klang des Rabengekrächzes eine gewisse

Aehnlichkeit zu bemerken. Diese scheint noch mehr hervorzutreten, wenn wir das angelsächsische hrafn *oder hrefn, engl. raven* oder das althochdeutsche hraban vergleichen. Auch von dem Sanskritwort kârava, dem lateinischen corvus und dem griechischen korōnē hat man angenommen, dass sie zu dem unmelodischen Gesang des Maître Corbeau in Beziehung stehen. Aber sobald als wir das Wort zergliedern, finden wir, dass es einen ganz andern Bau hat, als Kuckuck oder das französische coq. Es ist von einer Wurzel hergeleitet, welche eine allgemeine prädicative Bedeutung hat. Die Wurzel ru oder kru ist nicht etwa eine blosse Nachahmung des Rabenkrächzens; sie umfasst vielmehr viele Arten von Tönen, vom rauhesten Geschrei bis zum leisesten Gesang und sie konnte eben so gut von der Nachtigall, wie vom Raben gebraucht werden. Im Sanskrit findet sich diese Wurzel in der Form ru, die eben so gut auf das Murmeln der Bäche, als auf Hundegebell und Kuhgebrüll bezogen werden kann. Von ihr sind im Sanskrit viele Wörter hergeleitet. Im Lateinischen finden wir raucus, heiser, rumor, eigentlich das Geflüster, Gerede; im Deutschen rûnen *und raunen,* leise sprechen und runa, Geheimniss. Das lateinische lamentum steht für das ursprüngliche ravimentum oder cravimentum. Diese Wurzel ru hat mehrere secundäre Formen, z. B. im Sanskrit rud, schreien; im Latein rug in rugire, brüllen, im Griechischen kru oder klu in klaio, Fut. klausomai; ferner im Sanskrit kruś, jauchzen; Gothisch hrukjan, krähen, und hropjan, schreien, woraus das deutsche rufen hervorgegangen ist. Selbst das gemeinsame arische Wort für hören steht mit dieser Wurzel in enger Beziehung. Es heisst śru im Sanskrit, klyo im Griechischen, cluo im Lateinischen, und ehe es die Bedeutung allgemein annahm, hiess es selbst so viel als tönen, klingen. Wenn ein Geräusch aus weiter Entfernung hörbar wurde, konnte der, welcher es zuerst vernahm, ganz wohl sagen: ich klinge, denn die Ohren klangen und tönten ihm davon, und dasselbe Wort bedeutete, wenn

es einmal als Transitivum gebraucht wurde, genau dasselbe, als ein Geräusch hören.

Sie werden bemerkt haben, dass der zur Bildung des Sanskritwortes kârava führende Process von jenem durchaus verschieden ist, welcher Kuckuck hervorbrachte. Kârava[17]) bedeutet einen, der laut schreit. Es hätte von vielen Vögeln gebraucht werden können, wurde aber der durch Ueberlieferung festgestellte und angenommene Name der Krähe. Kuckuck konnte nie etwas anderes bedeuten als Kuckuck, und während ein Wort wie Rabe so viele verwandte Wörter aufweisen kann, von rumor bis rufen, von „runen" bis zum englischen row, steht Kuckuck ganz einsam und vereinzelt da, wie ein dürrer Pfahl in einer lebendigen, frisch belaubten Hecke.[18])

Es ist interessant zu beobachten, wie geneigt wir sind, uns selbst zu täuschen, wenn wir uns einmal diesem System der Onomatopoieia zugewandt haben. Wer bildet sich nicht ein, im Worte „Donner" oder im englischen thunder eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, das die alten Germanen ihrem Gott Thor zuschrieben, wenn er Kegel schob? Dennoch ist Donner[19]) offenbar von dem lateinischen tonitru nicht verschieden. Die Wurzel ist tan, strecken, spannen. Von dieser Wurzel tan haben wir im Griechischen tonos, Ton, indem der Ton durch das Spannen und Vibriren der Saiten hervorgebracht wird. Im Sanskrit wird der Klang des Donners durch dieselbe Wurzel tan ausgedrückt, aber in den abgeleiteten Formen tanyu, tanyatu und tanayitnu, das Donnern, bemerken wir keine Spur von jenem dumpfen Rollen, das wir aus dem lateinischen tonitru und dem englischen thunder herauszuhören glaubten.[20]) Dieselbe Wurzel tan, strecken, bietet einige Ableitungen dar, die von jeder Rauhheit und jedem Lärm weit abliegen. Das lateinische tener, französisch tendre, englisch tender, ist von ihr abzuleiten. So wie tenuis, im Sanskrit tanu, deutsch dünn, engl. thin, bezeichnete tener ursprünglich das über

eine grosse Fläche Ausgestreckte, Ausgespannte, danach erst dünn und zart. Die Verwandtschaft zwischen tendre, dünn, und Donner würde schwer festzustellen sein, wenn die dem Donner zu Grunde liegende Auffassung in seinem Rollen und Dröhnen zu suchen wäre.

Wer bildet sich nicht ein, im deutschen „Zucker" und besonders im französischen sucre, sucré etwas Süsses herauszuhören. Dennoch kam das Wort zugleich mit dem Stoff aus Indien und lautet dort 'sarkhara, was doch gewiss nicht süss klingt. Dieses 'sarkhara ist im Lateinischen zu saccharum umgestaltet, woraus dann alle die modernen Formen des Worts hervorgegangen sind. *Wir sprechen in der Wissenschaft noch von Saccharinen, Saccharometern u. s. w.[21])

In dem englischen squirrel (Eichhörnchen, écureuil) hat man auch etwas von dem Rascheln des kleinen, flinken Thieres zu hören geglaubt, was freilich in unserer deutschen Entstellung des schönen, naturgetreuen griechischen skiuros nicht zu bemerken ist; aber eben dieses griechische Wort, welches andeutet, dass das Thier mit seinem breiten Schwanze Schatten wirft, liegt offenbar dem englischen Namen zu Grunde.

So hat man angenommen, dass das deutsche Wort Katze oder Katz, engl. cat, eine Nachahmung des zischenden Lautes sei, den die erzürnte Katze von sich giebt. Wenn dieser aber nur in der Sibilante ausgedrückt sein kann, so ist zu beachten, dass dieselbe weder im lateinischen catus, noch im deutschen Kater oder im englischen cat und kitten existirt.[22]) Das Sanskritwort mârjâra könnte das Schnurren der Katze nachzuahmen scheinen; es stammt aber von der Wurzel mṛj, sich reinigen, und mârjâra ist also das Thier, das sich immer selbst reinigt und putzt.

Wir könnten noch viele Beispiele anführen, um zu zeigen, wie leicht wir durch die fortwährende Verknüpfung gewisser Töne und gewisser Bedeutungen in den Worten unserer eigenen Sprache getäuscht werden und wie geneigt wir sind, uns einzubilden, dass der Klang uns etwas von der Bedeu-

tung der Worte sage. „Der Klang, er muss dem Sinn ein Echo scheinen."

Die meisten dieser Onomatopoeien lösen sich in Nichts auf, sobald wir unsere Wortstämme weiter zurück verfolgen, oder sie mit den verwandten Wörtern im Lateinischen, Griechischen und Sanskrit vergleichen. Die Zahl der thatsächlich durch eine Lautnachahmung gebildeten Namen reducirt sich auf eine sehr geringe Quote, wenn dieselben von dem vergleichenden Sprachforscher genauer geprüft werden und wir gewinnen zuletzt die feste Ueberzeugung, dass, wenn auch eine Sprache den brausenden, zischenden, rasselnden, knackenden, zwitschernden und krachenden Tönen der Natur nachgebildet sein könnte, doch die uns bekannten Sprachen auf einen andern Ursprung hinweisen.[23])

Und so finden wir denn auch, dass viele Philosophen und unter diesen Condillac gegen eine Theorie protestirt haben, welche den Menschen selbst noch tiefer stellen würde, als das Thier. Warum sollte man annehmen, sagen sie, dass der Mensch bei Vögeln und wilden Thieren in die Lehre gegangen sei? Stösst er nicht selbst Geschrei, Seufzer und Freudenrufe aus, je nachdem er von Furcht, Schmerz und Freude erregt wird? Diese Empfindungslaute wurden nun geradezu als die natürlichen und wirklichen Anfänge der menschlichen Rede dargestellt. Alles Uebrige sollte nach dieser Annahme nach dem von ihnen gegebenen Muster ausgearbeitet worden sein. Dies ist jene Theorie, welche ich oben die Pah-pah- oder interjectionale Theorie genannt habe.

Unsere Antwort in Bezug auf diese Theorie gleicht im Allgemeinen der eben in Bezug auf die andere gegebenen. Es giebt ohne Zweifel in jeder Sprache Interjectionen und einige derselben mögen weiter fort überliefert worden und auch in die Wortzusammensetzungen eingetreten sein; aber diese Empfindungslaute legen sich nur wie Vorstädte um das Weichbild der Sprache. Die Sprache fängt da an, wo die Interjectionen aufhören. Es besteht ein eben so grosser Unterschied zwischen einem wirklichen Wort, wie z. B. „lachen",

und der Interjection ha, ha!, zwischen „leiden“ und o weh!, als zwischen dem unwillkürlichen Act und Geräusch des Niessens und dem Verb „niessen“. Wir niessen und husten und kreischen in ganz ähnlicher Weise wie die Thiere, aber wenn Epikur behauptet, dass wir ebenso sprechen, wie Hunde bellen, von der Natur dazu angeregt[24]), so wird uns unsere Erfahrung wohl sagen, dass dies nicht der Fall ist.

Eine vortreffliche Antwort hat Horne Tooke auf diese Frage der interjectionalen Theorie ertheilt.

„Das Reich der Sprache“, sagt er[25]), „ist auf den Sturz und Untergang der Interjectionen begründet. Ohne die kunstreichen Erfindungen der Sprache würde das Menschengeschlecht nichts als Interjectionen besessen haben, um durch dieselben alle seine Gefühle sich einander mündlich mitzutheilen. Das Wiehern des Pferdes, das Brüllen der Kuh, das Bellen des Hundes, das Schnurren der Katze, das Niessen, Husten, Stöhnen, Kreischen und jedes unwillkürliche Aufschreien würde dann einen fast eben so guten Anspruch auf den Namen der Sprache haben, wie die Interjectionen. Freiwillige Interjectionen werden nur da angewandt, wo das plötzliche Eintreten oder die Heftigkeit einer Gemüthsaffection oder Leidenschaft den Menschen in seinen Naturzustand zurückversetzt und ihn für einen Augenblick den Gebrauch seiner Sprache vergessen lässt, oder wenn irgend eines Umstandes wegen die Kürze der Zeit ihm den Gebrauch seiner Sprache nicht gestattet.“

So wie dies bei der Onomatopoieia der Fall war, so kann nicht geläugnet werden, dass sich auch mit Interjectionen eine Art von Sprache bilden liesse, aber keine Sprache, welche denen gliche, die wir in grosser Mannigfaltigkeit unter allen Menschenraçen verbreitet finden. Eine kurze Interjection kann wirksamer, passender, selbst beredter sein, als eine lange Rede. Interjectionen könnten in der That in Verbindung mit lebhaften Gesten, mit den Bewegungen der Mundmuskeln, dem Ausdruck des Auges zu allen den Zwecken ausreichen, welchen die Sprache bei der grössern Hälfte des

Menschengeschlechts entsprechen soll. Lucian gedenkt in seiner Abhandlung über den Tanz[26]) eines Königs, dessen Gebiet an den Euxinus gränzte. Er hielt sich zur Zeit des Nero in Rom auf und bat den Kaiser, da er einen Pantomimen hatte spielen sehen, ihm denselben zu schenken, da er ihn als Dolmetscher bei den Nationen in seiner Nachbarschaft gebrauchen wolle, mit welchen er sich wegen der grossen Sprachverschiedenheit nicht verständigen könne. Unter einem Pantomimen ist ein Tänzer zu verstehen, der Alles durch seine Mimik nachahmen konnte, und es gab kaum irgend etwas, das nicht auf diese Weise hätte ausgedrückt werden können. Da uns die Sprache zu Gebote steht, so haben wir die Kunst, ohne Worte zu sprechen, vernachlässigt; aber im Süden Europa's hat sich diese Kunst noch erhalten. Wenn es wahr ist, dass in einen Blick der Inhalt ganzer Bände sich concentriren kann, so ist es zugleich klar, dass wir uns viel von der, dem Gebrauch der discursiven Rede anklebenden Mühe ersparen könnten. Doch dürfen wir nicht vergessen, dass Pah! St! Hm! Pfui! Ach! eben so wenig Worte genannt werden können, wie die ausdrucksvollen Geberden, welche gewöhnlich diese Ausrufungen begleiten.

Was die Versuche anbetrifft, einige unserer Wortformen etymologisch von blossen Interjectionen herzuleiten, so werden sie sehr leicht missglücken, und zwar wegen derselben Art von Begriffsverwechslung, welche uns zu der Annahme verleitet, dass in dem Klang der Worte ein ausdrucksvolles Element liege. So sagt man, „dass die Idee des Ekels zuerst in dem Sinn des Geruchs und Geschmacks auftaucht, zu allererst wahrscheinlich im Geruch; dass wir, indem wir uns vor einem übeln Geruch schützen wollen, schon durch den Instinct dazu veranlasst werden, die Nase zu rümpfen, und durch die zusammengepressten und dabei nach vorn verlängerten Lippen den Athem gewaltsam herauszustossen, so dass ein durch die Interjectionen pfui, hu, hw veranschaulichter Laut entsteht. Man hat nun vorgeschlagen, von dieser Interjection nicht nur Wörter, wie faul oder das englische

filth (Unflath), sondern auch, indem man an die Stelle des natürlichen einen moralischen Widerwillen setzt, Feind, das englische fiend herzuleiten. Wenn dies richtig sein soll, so müssten wir doch annehmen, dass der Ausdruck der Verachtung besonders in der Aspirate f, in dem starken Ausstossen des Athems durch die halbgeöffneten Lippen liegt. Feind, *goth. fijands*, ist aber ein Participium von der gothischen Wurzel fijan, altdeutsch wahrscheinlich feian, und da eine gothische Aspirata immer einer tenuis im Sanskrit entspricht, so würde dort die Wurzel sofort ihre Ekel ausdrückende Kraft verlieren. Sie ist wirklich in der Form pîy, hassen, zerstören vorhanden, ganz so wie Freund von einer Sanskritwurzel prî, sich ergötzen, herkommt.[27])

Noch eine Bemerkung habe ich über die interjectionale und onomatopöetische Theorie zu machen. Wenn die Bestandtheile der menschlichen Rede entweder ein blosses Aufschreien oder Nachahmungen der von der Natur hervorgebrachten Laute wären, so würde es schwer einzusehen sein, warum die Thiere der Sprache ermangeln sollten. Nicht bloss der Papagei, sondern auch der Spottvogel und andere können ja artikulirte und nicht artikulirte Laute sehr glücklich nachahmen, und es giebt fast kein Thier, das nicht Interjectionen, wie bä, ia, hiss u. s. w. hervorbringen könnte. Es ist auch klar, dass, wenn das Fassen allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Mensch und Thier begründen soll, jene Sprache, welche nur aus Interjectionen und Nachahmungen der thierischen Laute hervorgeht, nicht beanspruchen könnte, das äussere Zeichen jener unterscheidenden Fähigkeit des Menschen zu sein. Alle Wörter würden, wenigstens zu Anfang (und dies ist der einzige Punkt, welcher uns hier interessirt) die Zeichen individueller Eindrücke und individueller Perceptionen gewesen sein und erst ganz allmählig dem Ausdruck allgemeiner Ideen angepasst worden sein.

Die durch eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache uns dar-

gebotene Theorie steht jenen Ansichten schroff gegenüber. Wir gelangen schliesslich zu Wurzeln und jede derselben drückt eine generelle, nicht eine individuelle Idee aus. Jedes Wort enthält, wenn wir es zergliedern, eine prädicative Wurzel in sich, nach welcher der Gegenstand, auf den es bezogen wurde, uns kenntlich wird.

Noch einen alten Streit giebt es zwischen den Philosophen, ob die Sprache aus allgemeinen Appellativen oder aus Eigennamen entsprungen ist.[28]) Es ist dies die Frage nach dem primum cognitum und ihre Erwägung wird uns vielleicht dazu verhelfen, die wahre Natur der Wurzel oder das primum appellatum zu entdecken.

Einige Philosophen, von denen ich nur Locke, Condillac, Adam Smith, Dr. Brown und wenigstens bedingt auch Dugald Stewart erwähnen will, behaupten, dass jedes Wort so, wie es zuerst in Gebrauch kam, einen individuellen Gegenstand bezeichnete. „Die Aufstellung besonderer Namen, sagt Adam Smith, um besondere Gegenstände zu bezeichnen, d. i. die Einsetzung von Substantiven, dürfte wohl einer der ersten Schritte zur Bildung einer Sprache sein. Zwei Wilde, die nie sprechen gelernt hätten, die fern von allem Verkehr mit Menschen aufgewachsen wären, würden jene Sprache, durch welche sie ihre Bedürfnisse sich gegenseitig verständlich zu machen versuchten, naturgemäss dadurch bilden, dass sie jedesmal bestimmte Wortlaute von sich gäben, wenn sie bestimmte Gegenstände bezeichnen wollten. Nur diejenigen Gegenstände, mit welchen sie am vertrautesten wären und die zu erwähnen sie am häufigsten Gelegenheit fänden, würden dann wohl mit besondern Namen bezeichnet worden sein. Die besondere Höhle, die ihnen ein Obdach gegen das Wetter bot, der besondere Baum, dessen Früchte ihren Hunger stillten, die besondere Quelle, deren Wasser ihren Durst löschte, mochte zuerst mit den Worten Höhle, Baum, Quell, oder mit sonst welchen Benennungen, die sie in ihrem Jargon für passend hielten, bezeichnet worden sein. Wenn dann später der erweiterte Kreis ihrer Erfahrung diese Wilden zum

Beobachten angeleitet und die Gelegenheit sie genöthigt hatte, auch andere Höhlen, Bäume und Quellen zu erwähnen, so gaben sie wohl naturgemäss jedem dieser neuen Objecte denselben Namen, mit dem sie sich gewöhnt hatten, den ähnlichen Gegenstand zu bezeichnen, mit dem sie zuerst bekannt wurden. Von den neuen Objecten hatte kein einziges seinen eigenen Namen, aber jedes war einem andern Objecte vollkommen ähnlich, das bereits eine solche Benennung erhalten hatte. Unmöglich konnten diese Wilden die neuen Objecte betrachten, ohne sich der alten zu erinnern und somit auch der Namen jener längst bekannten, denen die neuen so auffallend ähnlich waren. Wenn sie daher eine Gelegenheit fanden, gegen einander irgend eins der neuen Objecte zu erwähnen oder darauf hinzuweisen, so sprachen sie natürlich den Namen des entsprechenden alten Objects aus, dessen Vorstellung in demselben Augenblick ihnen klar und lebendig vor die Seele treten musste; und so wurden jene Namen, welche ursprünglich die Eigennamen von Individualitäten waren, zu Gemeinnamen einer ganzen Menge. Ein Kind, das eben sprechen lernt, nennt jede Person, die ihm vor Augen kommt, seinen Papa oder seine Mama und ertheilt somit der ganzen Species die Namen, welche es zweien Individuen zu geben gelernt hat. Ich habe einen Bauerburschen gekannt, der den Eigennamen des an seinem Hause vorbeifliessenden Flusses nicht kannte. Es sei d e r F l u s s, sagte er, und er hatte nie von irgend einem andern Namen desselben gehört. Der Gattungsname Fluss war ihm also offenbar zu einem, ein individuelles Object bezeichnenden Eigennamen geworden. Jeden andern Fluss, an den dieser Bauer herantrat, hätte er auch d e n Fluss genannt. Gar nicht selten ist ferner der Fall, dass der gemeine Mann ausser der allgemeinen Bezeichnung Fluss noch einen Eigennamen, etwa Themse oder Saale, kennt. Diesen letztern wendet er dann auch ohne Bedenken auf andere Flüsse an. Ein Engländer, der einen grossen Fluss, welchen er in einem fremden Lande gesehen haben mag, beschreibt, sagt: das ist eine andere

Themse, *wenn er überhaupt noch andere hinzusetzt.* . . . Diese Anwendung des Einzelnamens auf eine grosse Menge von Objecten, deren Aehnlichkeit naturgemäss an die Idee jenes Individuums und an den dasselbe bezeichnenden Namen erinnert, scheint ursprünglich zur Bildung von jenen Classen und Zusammenstellungen Veranlassung gegeben zu haben, welche in den Schulen genera und species genannt werden."

Dieser Auszug aus Adam Smith wird von der einen Ansicht über die Bildung des Gedankens und der Sprache eine klare Vorstellung geben. Ich stelle ihm einen andern Auszug gegenüber, der eine diametral entgegengesetzte Ansicht verficht, nämlich aus Leibnitz.[29]) Dieser behauptet, dass allgemeine Bezeichnungen zur Constituirung der Sprache unbedingt nothwendig sind. Er appellirt ebenfalls an die Kinderwelt. „Kinder," sagt er, „und Diejenigen, welche nur wenig von der Sprache verstehen, die sie zu sprechen versuchen, oder wenig von dem Gegenstand, auf welchen sie dieselbe anwenden möchten, machen Gebrauch von allgemeinen Bezeichnungen, wie Ding, Pflanze, Thier, statt die eigentlichen Namen, die ihnen noch fehlen, zu gebrauchen, und es ist gewiss, dass alle individuellen oder Eigennamen ursprünglich allgemeine oder Gattungsnamen gewesen sind." Und an einer andern Stelle: „Ich möchte daher so dreist sein, zu behaupten, dass fast alle Wörter ursprünglich Gemeinnamen gewesen seien, weil es sich nur sehr selten ereignen dürfte, dass ein Mensch ganz besonders und ohne Grund ein Wort erfunden hätte, um dieses oder jenes Individuum damit zu bezeichnen. Wir können desshalb behaupten, dass die Namen der Individuen Gattungsnamen waren, die par excellence oder sonstwie einem Individuum beigelegt wurden, wie der Name Grosshaupt dem, der in der ganzen Stadt den grössten Kopf hatte, oder der von den bekannten grossen Häuptern der Mann von der grössten Bedeutung war."

Es könnte anmassend erscheinen, über die Ansichten solcher Männer, wie Adam Smith und Leibnitz als Schiedsrichter entscheiden zu wollen, besonders da beide dieselben

so sehr entschieden aussprechen; aber es giebt zwei Arten des Urtheils über frühere Philosophen. Die eine besteht darin, ihre Meinungen, insofern sie von der unsrigen abweichen, als irrig und falsch einfach bei Seite zu legen. Dies ist die am wenigsten befriedigende Methode des Studiums der alten Philosophie. Auf dem andern Wege sucht man vollständig auf die Meinungen Derer einzugehen, von denen man abweicht, sie sich, wenigstens zeitweilig, gewissermassen anzueignen, bis man endlich den Standpunkt auffindet, von welchem aus jeder Philosoph die ihm vorliegenden Thatsachen anschaut und sie nun in demselben Lichte zu erkennen vermag, in dem sie dem alten Philosophen erschienen. Wir werden dann finden, dass in der Geschichte der Philosophie weit weniger offenbarer Irrthum anzutreffen ist, als man gewöhnlich annimmt, ja wir werden selbst finden, dass nichts der richtigen Würdigung der Wahrheit so förderlich ist, als eine richtige Würdigung der sie umhüllenden Irrthümer.

In dem vorliegenden Falle hat nun Adam Smith ohne Zweifel Recht, wenn er behauptet, dass die erste besondere Höhle, welche Höhle genannt wurde, allen andern Höhlen den Namen gab. Auf dieselbe Weise gab die erste Stadt, wenn sie auch nur ein umhegter, eingezäunter Platz war, allen andern Städten ihren Namen; die erste Kaiserwohnung auf dem Palatinischen Berge lieh allen Palästen ihren Namen, wie Cäsar selbst allen spätern Kaisern. Kleine Unterschiede zwischen Höhlen, Städten und Palästen werden leicht übersehen und der erste Name wird mit jedem neuen Individuum, dem er beigelegt wird, immer allgemeiner. So weit hat Adam Smith Recht, und die Geschichte fast jedes Substantivs könnte zur Unterstützung seiner Ansicht herbeigezogen werden; aber Leibnitz ist gleichfalls in seinem Rechte, wenn er, indem er über das erste Auftauchen solcher Namen wie Höhle, Stadt oder Palast weiter hinausblickt, die Frage aufwirft, wie denn solche Namen entstanden sein mögen. Eine Höhle heisst im Lateinischen antrum, cavea, *caverna, specus,* spelunca. Nun liegt in antrum der Begriff des internum, des

Inwendigen. Antar heisst im Sanskrit zwischen, drinnen.[30]) Antrum bedeutete daher ursprünglich Alles, was sich innerhalb der Erde oder sonst eines Dinges befindet. Es ist desshalb auch klar, dass ein solcher Name keiner besondern Höhle gegeben werden konnte, ohne dass der allgemeine Begriff des Inwendigen, des Darinnenseins, dem Geiste vorgeschwebt hätte. Ist diese allgemeine Idee einmal gebildet und durch die pronominale Wurzel an oder antar ausgedrückt, so ist auch der Hergang der Namengebung klar und verständlich. Jenen Platz, wo der Wilde vor Regen und den plötzlichen Angriffen wilder Thiere gesichert leben konnte, etwa eine natürliche Felsenhöhle, pflegte er sein Innen, sein antrum zu nennen, und später mochten dem ähnliche, entweder in die Erde gegrabene, oder in dicken Baumstämmen ausgehöhlte Plätze mit demselben Namen bezeichnet worden sein. Dieselbe allgemeine Idee konnte aber ganz wohl auch andere Namen darbieten, und so finden wir, dass die Eingeweide (intestina) im Sanskrit antra (Neutrum), im Griechischen enteron, ursprünglich Inneres genannt wurden.

Betrachten wir ein anderes Wort für Höhle: cavea oder caverna. Hier würde wieder Adam Smith mit seiner Behauptung vollkommen Recht haben, dass dieser Name, als er zuerst gegeben wurde, auf eine besondere Höhle angewandt und erst später eine allgemeinere Bedeutung gewann; aber auch Leibnitz würde Recht haben, wenn er behauptet, dass, um selbst die erste Höhlung cavea nennen zu können, die allgemeine Idee des Hohlen schon im Geiste gebildet sein und ihren lautlichen Ausdruck in der Silbe cav erhalten haben musste. Wir können sogar noch einen Schritt weiter gehen, denn cavus, hohl, ist schon ein secundärer, nicht ein primärer Begriff. Ehe eine Höhle cavea genannt werden konnte, waren schon viel hohle Gegenstände vor den Augen des Menschen vorübergegangen. Warum wurde nun eine Höhlung oder Höhle gerade mit der Wurzel cav bezeichnet? Weil man in dem Ausgehöhlten zuerst einen sichern, Schutz gewährenden Ort, ein Obdach, zu gewinnen beabsichtigte, und dieser wurde

desshalb mit der Wurzel ku oder sku, in der die Idee des Bedeckens (couvrir, cover) liegt, bezeichnet.[31]) Desshalb war die allgemeine Idee des Bedeckens schon im Geiste vorhanden, ehe sie auf Schlupfwinkel in Felsen und Bäumen angewandt wurde, und erst nachdem so ein Ausdruck für hohle oder im Allgemeinen geschützte Oerter gebildet worden war, konnten Höhlen im Besondern mit dem Namen cavea oder Höhlung bezeichnet werden.

Ein anderes Wort für cavus war koilos, hohl. Der Begriff war ursprünglich derselbe; eine Höhle wurde koilon genannt, weil sie zum Schutzdach diente. Als aber koilon einmal so gebraucht wurde, so kam es zu der Bedeutung Höhle, gewölbte Höhlung, Gewölbe, und so wurde der Himmel cælum (ciel) genannt, weil er sich wie eine deckende Kuppel über die Erde wölbt.

Ebenso verhält es sich mit allen Nominibus. Sie drücken alle ursprünglich eines der vielen Attribute eines Gegenstandes aus, und dieses Attribut, mag es nun eine Qualität oder eine Thätigkeit sein, ist nothwendigerweise eine allgemeine Idee. Das so gebildete Wort war zuerst nur auf einen Gegenstand berechnet, obgleich es naturgemäss fast augenblicklich auf die ganze Classe ausgedehnt wurde, welcher dieser Gegenstand anzugehören schien. Als ein Wort wie rivus, rivière, river, zuerst gebildet wurde, ward es ohne Zweifel auf einen bestimmten Fluss bezogen und dieser Fluss wurde rivus genannt, von einer Wurzel ru oder sru, laufen, fliessen, weil man sein Wasser fliessen sah. In vielen Fällen blieb ein Wort, welches das Fliessen oder Laufen des Wassers bezeichnet, der Eigenname eines Flusses, ohne sich je zu der Würde eines Appellativs zu erheben. So bedeutet Rhenus, Rhein, auch nur der Laufende, Fliessende, oder Fluss, aber das Wort blieb an einem Flusse haften und konnte als Appellativum für andere nicht gebraucht werden. Der Ganges heisst im Sanskrit Gangâ, wörtlich Geh-geh oder Gang-gang, ein für jeden majestätischen Fluss sehr passendes Wort, das aber im Sanskrit nur auf den einen heiligen Strom beschränkt

wurde. Der Indus heisst im Sanskrit Sindhu, d. i. der Bewässerer, von syand, besprengen. In diesem Fall wurde jedoch der Eigenname in seinem Wachsthum nicht aufgehalten und als Appellativum auch für jeden andern grossen Strom gebraucht.

Wir haben so gesehen, wie die Controverse über das primum cognitum ein neues und vollkommen klares Aussehen gewinnt. Das erste wirklich erkannte Object ist das allgemeine. Vermöge dieses Objectes erkennen und nennen wir später individuelle Objecte, von welchen irgend eine allgemeine Idee ausgesagt werden kann, und erst auf der dritten Stufe werden diese so erkannten und genannten individuellen Objecte wieder zu Repräsentanten ganzer Classen und ihre Namen oder Eigennamen werden zu Appellativen erhoben.[32])

Es giebt eine in der Sprache versteinerte Philosophie, und wenn wir nach dem ältesten Wort für Namen forschen, finden wir im Sanskrit nâman, lat. nomen, goth. namo. Dieses nâman steht für gnâman, das noch im lateinischen co-gnomen erhalten ist. Das g ist ebenso wie in natus, Sohn, für gnatus, *nosco für gnosco,* weggefallen. Nâman und Namen kommen daher von der Wurzel gnâ, kennen, her und bezeichneten ursprünglich das, woran wir etwas kennen lernen.

Wie aber erkennen wir die Dinge? Wir nehmen Dinge durch unsere Sinne wahr, aber unsere Sinne führen uns diese Belehrung über die Aussenwelt nur in Bezug auf einzelne Dinge zu. Aber kennen ist mehr als fühlen, als wahrnehmen, mehr als sich erinnern oder vergleichen. Ohne Zweifel werden Worte sehr gemissbraucht. Wir sprechen von einem Hunde, der seinen Herrn, von einem Kinde, das seine Mutter kennt. In solchen Ausdrücken bedeutet kennen nur so viel als wiedererkennen. Aber einen Gegenstand kennen will weit mehr sagen. Wir kennen denselben, wenn wir ihn oder irgend einen Theil von ihm unter allgemeinere Ideen zu bringen vermögen. Wir sagen dann nicht, dass wir eine Perception, sondern eine Conception, nicht dass wir eine Sinnenwahrnehmung, sondern einen allgemeinen Begriff von dem Gegen-

stande haben. Die Naturobjecte werden von unsern Sinnen wahrgenommen; die Naturgedanken, um einen Ausdruck Oerstedt's zu gebrauchen, können nur durch unsere Vernunft begriffen werden.[33]) Der erste Schritt nun zu dieser wirklichen Erkenntniss, ein Schritt, welcher, obgleich scheinbar klein, doch den Menschen auf ewig von allen andern Thieren scheidet, ist der, dem Aussendinge einen Namen zu geben und es somit erkennbar zu machen. Alles Benennen ist Classification, Einordnen des Individuellen unter das Generelle und Alles, was wir entweder empirisch oder wissenschaftlich kennen, kennen wir nur vermöge unserer allgemeinen Ideen. Die andern Thiere besitzen auch Empfindung, Perception, Gedächtniss und in gewissem Sinne sogar Verstand; aber alle diese Vermögen stehen bei dem Thiere nur mit einzelnen Gegenständen in Beziehung; der Mensch hat Empfindung, Perception, Gedächtniss, Verstand und Vernunft und nur die Vernunft steht mit allgemeinen Ideen in Beziehung.[34])

Durch die Vernunft stehen wir nicht allein eine Stufe höher, als die Thierwelt, wir gehören durch sie einer ganz andern Welt an. Wir blicken auf unsere rein animalische Erfahrung, auf unsere Empfindungen, Perceptionen, unser Gedächtniss und unsern Verstand als auf etwas uns Angehörendes, aber unser innerstes und ewiges Selbst nicht Ausmachendes herab. Unsere Sinne, unser Gedächtniss, unser Verstand gleichen den Linsen eines Fernrohrs; aber ein Auge schaut durch sie nach den Realitäten der Aussenwelt, unsere vernunftbegabte, selbstbewusste Seele; eine Macht, die von unserm Perceptionsvermögen so verschieden ist, wie die Sonne von der Erde, welche sie mit Licht, Wärme und Leben erfüllt.

Genau an dem Punkte, wo der Mensch sich von der Thierwelt lostrennt, bei dem ersten Aufblitzen der Vernunft, als der Offenbarung des Lichts in uns, finden wir die wahre Geburtsstätte der Sprache. Man analysire jedes beliebige Wort und man wird erkennen, dass es eine allgemeine, dem Individuum, welchem der Name angehört, eigenthümliche Idee ausdrückt. Was bedeutet „Mond?“ — Der Zeitmesser. Was

ist die Bedeutung von „Sonne"? Der Erzeuger. Was heisst „Erde"? Die Gepflügte. Der alte, den Rindern und Schafen gegebene Name war paśu, das lateinische pecus, welches Fütterer bedeutet. Animal selbst ist ein späterer, von anima, Seele, abgeleiteter Name. Dieses anima selbst bedeutete ursprünglich das Blasen oder Athmen, sowie spiritus (esprit, spirit) von spirare herkommt, und wurde von einer Wurzel an, die uns im Sanskrit anita, im Griechischen anemos (Wind) giebt, hergeleitet. Geist, engl. ghost, ist auf dieselbe Anschauung basirt. Es steht mit dem englischen gust *dän. just, Windstoss*, mit yeast *angels. gist, Gäscht* und selbst mit dem siedenden und zischenden Geyser Island's in Verbindung. Seele (engl. soul) ist das gothische saivala und dies ist offenbar mit einem andern gothischen Wort saivs verwandt, das die See bedeutet.[35]) Die See hies saivs nach einer Wurzel si oder siv, griechisch seio, schütteln; saivs bezeichnet demnach das hin und hergeschüttelte Wasser im Gegensatz zu dem stillstehenden oder fliessenden Wasser. Wenn die Seele saivala genannt wurde, so sehen wir, dass sie von den teutonischen Nationen ursprünglich als ein Meer in uns aufgefasst wurde, das mit jedem Athemzuge auf und nieder wogt und Himmel und Erde auf dem Spiegel der Tiefe reflectirt.

Der Sanskritname der Liebe lautet smara, abgeleitet von smar, sich erinnern, und derselben Wurzel ist das deutsche Schmerz, engl. smart, entsprossen.

Wenn die Schlange im Sanskrit sarpa genannt wird, so geschah dies, weil man sie sich unter der allgemeinen Idee des Kriechens dachte, welche mit dem Worte srip ausgedrückt wurde; aber die Schlange wurde im Sanskrit auch ahi, im Griechischen echis oder echidna, im Lateinischen anguis genannt. Die Wurzel ist ah im Sanskrit oder anh, welches zusammendrücken, ersticken, erwürgen bedeutet. Hier war das unterscheidende Merkmal, nach welchem die Schlange benannt wurde, ihr Zusammendrücken, und ahi hiess Schlange, insofern in ihr die allgemeine Idee einer Erwürgerin liegt.

Es ist eine seltsame Wurzel, dieses anh, die noch in mehrern modernen Wörtern fortlebt. Im Lateinischen erscheint sie in ango, anxi, anctum, zusammen drücken, ängstigen, in angina (Bräune, engl. quinsy[36]) und angor, Beengung; dieses angor bezog sich aber nicht bloss auf das Zusammenschnüren des Halses, sondern nahm einen moralischen Sinn an und bedeutete nun überhaupt Angst. Die beiden Adjective angustus, eng, und anxius, *ängstlich, bang, stammen, wie alle diese deutschen Wörter, wie auch noch Enge und selbst Thürangel, von derselben Wurzel.* Im Griechischen behielt dieselbe ihre natürliche und materielle Bedeutung bei in eggys, nahe, und echis, Schlange oder Erwürger, *während dem deutschen Schlange wieder ein anderer Begriff zu Grunde liegt.* Im Sanskrit wurde sie aber mit grosser Wahrheit zum eigentlichen Namen der Sünde auserkoren. Das Uebel stellte sich dem menschlichen Geiste unter verschiedenen Gesichtspunkten dar und ihre Namen sind mannigfaltig; aber keiner ist so bezeichnend, wie der von unserer Wurzel anh, erdrosseln, abgeleitete. Anhas bedeutet im Sanskrit Sünde, aber nur desshalb, weil es ursprünglich ersticken bedeutete — da das Bewusstsein der Sünde dem erwürgenden Druck des Meuchelmörders auf die Kehle seines Schlachtopfers ähnelt. Wer jemals die Gruppe des Laokoon und seiner Söhne mit den engen, todandrohenden Windungen der Schlange gesehen oder vielmehr betrachtet hat, der wird sogleich herausfühlen, was sich die Alten unter einem Erdrossler dachten und was sie sahen und fühlten, indem sie die Sünde anhas nannten. Dieses anhas scheint auch mit dem griechischen agos, Blutschuld, verwandt zu sein. Im Gothischen hat die Wurzel agis, im Sinne von Furcht, hervorgebracht, im Englischen awe in awful, furchtbar, und *vielleicht* ug in ugly. So wie das deutsche Angst, so ist auch das englische anguish vom französischen angoisse, dem italienischen angoscia aus dem lateinischen angustiae, Enge, corrumpirt.[37])

Und wie unterschieden jene uralten Denker und Bildner der Sprache zwischen dem Menschen und den andern Thieren?

Welche allgemeine Idee verbanden sie mit der ersten Auffassung ihres eigenen Selbst? Das lateinische Wort homo, das französische l'homme, das sich zu l'on und endlich zu on verkürzt, ist von derselben Wurzel herzuleiten, welche dem Worte humus, Erdboden, und humilis, am Erdboden befindlich, zu Grunde liegt. Homo würde danach den Erdensohn, den aus Erdenstaub Geborenen bezeichnen.[38])

Ein anderes altes Wort für Mensch war marta[39]) im Sanskrit, das griechische brotos, lateinisch mortalis (ein secundäres Derivativum), englisch mortal. Marta bezeichnet einen Sterblichen und es ist merkwürdig, dass da, wo Alles wechselt, welkt und stirbt, dieser Ausdruck gerade für den Menschen auserwählt wurde. Jene uralten Dichter würden sich schwerlich selbst sterblich genannt haben, wenn sie nicht den Glauben an die Unsterblichkeit anderer Wesen geglaubt hätten.

Noch einen dritten Namen giebt es für Mensch, der einfach D e n k e r heisst, und dieser, der ächte Titel unsres Geschlechts, lebt noch in dem Worte Mann fort. Mâ bedeutet im Sanskrit messen, woher wir schon oben Mond herleiteten. Man, ein abgeleiteter Stamm, heisst denken. Daher kommt im Sanskrit manu, ursprünglich der Denker, dann der Mensch. Im spätern Sanskrit begegnen wir Ableitungen wie mânnava, mânusha, manushya, die alle Mensch bedeuten. Im Gothischen finden wir sowohl man als mannisks, deutsch Mann und Mensch.

Es gab noch viel mehr Namen für Mensch, so wie überhaupt die alten Sprachen für alle Dinge eine Fülle von Bezeichnungen besitzen. Irgend ein Merkmal, das dem Geiste des Beobachters als besonders charakteristisch auffiel, wurde gar leicht zum Lieferanten eines neuen Namens. Die Sonne konnte die glänzende, warme, goldene, der Erhalter, der Zerstörer, der Wolf, der Löwe, das Himmelsauge, der Vater des Lichts und des Lebens genannt werden. Daher jene Ueberfülle an synonymen Ausdrücken in den alten Dialekten, daher jener Kampf auf Leben und Tod zwischen jenen Wörtern,

der zur Vernichtung der weniger starken, weniger glücklichen und fruchtbaren Wortformen führte und mit dem Triumph eines einzigen, als des anerkannten und eigentlichen Namens für jedes Ding in jeder Sprache führte. Wenn auch in weit geringerem Maasse, so lässt sich dieser Process des natürlichen Auswählens oder der Elimination, gleichsam der Abstossung verdorrender Früchte vom Lebensbaume der Sprache, doch noch in neuern Sprachen beobachten, d. h. selbst in Sprachen, die so alt sind und so viele Jahre zählen, wie die französische und englische. Wie es stand, als die Dialekte zuerst ihre üppige Knospenfülle ansetzten, können wir noch an einzelnen Fällen nachweisen, wie z. B. an den 5744 Wörtern, welche von Hammer als auf das Kameel bezüglich anführt.[10])

Die Thatsache, dass jedes Wort ursprünglich ein Prädicat ist, dass die Namen, obgleich Zeichen für individuelle Begriffe, ohne Ausnahmen von allgemeinen Ideen herzuleiten sind, ist eine der wichtigsten Entdeckungen in der Wissenschaft der Sprache. Man hatte wohl schon früher eingesehen, dass die Sprache das unterscheidende Merkmal des Menschen ist, man hatte auch eingesehen, dass das Erfassen allgemeiner Ideen, das Abstractionsvermögen, zwischen den Menschen und die Thiere eine nicht zu durchbrechende Schranke setzt, aber dass beides nur verschiedene Ausdrücke für ein und dieselbe Thatsache seien, war erst dann erkannt worden, als man der Wurzeltheorie den Vorzug vor den Theorien der Onomatopoieia und der Interjectionen eingeräumt hatte; obgleich aber unsere neuere Philosophie dies nicht erkannt hatte, so müssen es doch schon die alten Dichter und Bildner der Sprache recht wohl erkannt haben; denn im Griechischen heisst die Sprache logos, aber logos ist auch die dem Sprechen zu Grunde liegende Kraft der Seele, die Vernunft, und alogon wurde zur Bezeichnung und zwar zur recht eigentlichen Bezeichnung des Thieres gewählt. Kein animalisches Wesen denkt, keines spricht, den Menschen ausgenommen. Sprache und Gedanke sind untrennbar. Wörter ohne Gedanken sind todte Klänge; Gedanken ohne Worte sind ein Nichts. Denken

ist lautloses Sprechen, Sprechen lautes Denken. Das Wort ist der fleischgewordene Gedanke.

Und nun bemerke ich mit Schrecken, dass mir nur noch wenige Minuten bleiben, um die allerletzte Frage in unserer Wissenschaft zu erörtern, nämlich die: Wie kann der Ton zum Ausdruck des Gedankens werden? Wie wurden Wurzeln zu Zeichen allgemeiner Ideen? Wie wurde die abstracte Idee des Messens durch mâ, die Idee des Denkens durch man ausgedrückt? Wie kam gâ dazu gehen, sthâ stehen, sad sitzen, dâ geben, mar sterben, char wandeln, kar thun zu bezeichnen?

Ich werde darauf so kurz wie möglich zu antworten versuchen. Die vier- bis fünfhundert Wurzeln, welche als die letzten Bestandtheile in den verschiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, sind weder Interjectionen, noch Schallnachahmungen; sie sind phonetische Grundtypen, die durch eine, der menschlichen Natur inwohnende Kraft hervorgebracht wurden. Sie existiren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, dass wir, wenn wir sagen durch die Natur, damit meinen, durch göttliches Wirken.[41]) Es giebt ein Gesetz, welches sich fast durch die gesammte Natur hindurchzieht, dass jedes Ding, das ist, einen Klang von sich giebt. Jede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger vollkommene Struktur der Metalle aus ihren Vibrationen schliessen, aus der Antwort, die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem Naturklange fragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und verschiedene Klänge entstehen, je nachdem die Erschütterung des Körpers verschieden ist. Ebenso war es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur.[42]) Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Interjectionen und seine Wahrnehmung durch Onomatopoiie auszudrücken, er besass auch das Vermögen, den vernünftigen Conceptionen seines Geistes einen

besser, feiner artikulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herangebildet. Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, eben so unwiderstehlich, wie jeder andere Instinct. So weit als die Sprache das Product jenes Instinctes ist, gehört sie dem Reiche der Natur an. Der Mensch verliert seine Instincte, indem er aufhört, ihrer zu bedürfen. Seine Sinne werden schwächer, wenn sie, wie z. B. der Geruchsinn, unnütz werden. So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie zum ersten Male durch das Gehirn drang, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck erfüllt hatte. Die Zahl dieser phonetischen Typen muss zu Anfang fast unendlich gewesen sein und nur durch den Process der natürlichen Elimination, den wir noch in der ältesten Geschichte der Wörter beobachten konnten, ward es möglich, dass ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählig von ihren dichtgedrängten und unentwickelten Beeren eine nach der andern verloren, dass alle diese Wurzeln endlich auf einen bestimmten Typus beschränkt wurden. Anstatt die Sprache von neun Wurzeln abzuleiten, wie Dr. Murray[43]), oder von *einer* Wurzel, wie dies Dr. Schmidt[44]) wirklich hat zu Stande bringen wollen, müssen wir annehmen, dass der ersten Feststellung der radicalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachsthums — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst nachfolgen sollte.

Mit dem Process der Elimination oder der natürlichen Auslese tritt das historische Element in die Wissenschaft der Sprache ein. Wie primitiv auch das Chinesische im Vergleich mit terminationalen und inflexionalen Sprachen erscheinen mag, seine Wurzeln oder Wörter sind dennoch offenbar durch einen langen Process gegenseitiger Abreibung hindurchgegangen. Es giebt selbst im Chinesischen viele Erscheinungen von rein traditionellem Charakter. Die Regel, dass in einem einfachen Satze das erste Wort das Subject, das zweite das Verb, das dritte das Object sein muss, ist überliefert; nur durch Ueberlieferung bedeutet ngŏ g̋in im Chinesischen einen schlechten

Menschen, während g̋in ngŏ heisst: Der Mensch ist schlecht. Die Chinesen selbst unterscheiden zwischen *vollen* und *leeren* Wurzeln[45]), indem die ersten prädicativ sind, die zweiten unsern Partikeln insofern entsprechen, als sie die Bedeutung der vollen Wurzeln modificiren und ihre gegenseitige Beziehung bestimmen. Nur durch Tradition können Wurzeln *leer* werden; alle Wurzeln waren ursprünglich voll, mochten sie nun prädicativ oder demonstrativ sein, und die Thatsache, dass die leeren Wurzeln im Chinesischen sich nicht bis auf ihre vollen Urtypen zurückverfolgen lassen, beweist nur, dass eben das älteste Chinesisch durch successive Perioden des Wachsthums hindurchgegangen ist. Die chinesischen Commentatoren geben zu, dass alle leeren Wörter ursprünglich voll waren, gerade so wie die Sanskritgrammatiker behaupten, dass alles in der Grammatik Vorkommende ursprünglich substantiell war. Wir müssen aber mit solchen partiellen Beweisen dieses allgemeinen Princips zufrieden und darauf vorbereitet sein, eben so viele phantastische Ableitungen im Chinesischen wie im Sanskrit anzutreffen. Auch die andere Thatsache, dass keine Wurzel im Chinesischen mehr nach Belieben als Substantiv oder Verbum oder Adjectiv gebraucht werden kann, ist wieder ein Beweis dafür, dass die Sprache auf dieser sehr primitiven Stufe doch auf ein vorhergegangenes Wachsthum zurückweist. Fu ist Vater, mu ist Mutter; fu mu Aeltern; aber weder fu noch mu wird als Wurzel in seiner ursprünglichen prädicativen Bedeutung gebraucht. Der umfassendste Beweis für die verschiedenen Entwickelungsstufen, durch welche selbst eine so einfache Sprache, wie die chinesische, hindurchgegangen sein muss, ist in der verhältnissmässig kleinen Anzahl von Wurzeln und in der einer jeden beigelegten sehr bestimmten Bedeutung zu suchen; ein Resultat, das nur durch jenen fortwährenden Kampf erreicht werden konnte, welcher in der Naturgeschichte so trefflich als Kampf auf Leben und Tod geschildert worden ist.

Obgleich aber diese Auslese der Wurzeln und noch mehr ihre darauf folgende Combination, dem blossen Wirken der

Natur oder natürlicher Instincte nicht zugeschrieben werden kann, so ist es doch noch weniger, wie wir in einer frühern Vorlesung auseinandersetzten, die Wirkung einer überlegenden, vorbedenkenden Kunst, in dem Sinne etwa, wie ein Gemälde Raphaëls oder eine Symphonie Beethovens entstanden ist. Ist eine Wurzel gegeben, welche Fliegen oder Vogel, und eine andere, welche Schwarm ausdrückt, so ist das Zusammenfügen beider, um viele Vögel oder überhaupt Vögel auszudrücken, die natürliche Wirkung der synthetischen Kraft des Menschengeistes oder, einfacher gesagt, des Vermögens, zwei und zwei zusammenzusetzen. Einige Philosophen behaupten in der That, dass die Combination der Wurzeln, um eine agglutinative oder inflexionale Sprache zu bilden, ebenso wie die erste Bildung der Wurzeln, das Resultat eines natürlichen Instinctes sei. So behauptete der Professor Heyse[46]), dass „die verschiedenen Entwickelungsformen in der Sprache von den Philosophen als nothwendige Evolutionen erklärt werden müssten, welche in dem Wesen der menschlichen Rede begründet seien.“ Dies ist nicht der Fall. Wir können das Wachsthum der Sprache überwachen und Alles verstehen und erklären, was das Resultat jenes Wachsthums ist; wir können uns aber nicht auf den Beweiss einlassen, dass Alles in der Sprache Existirende nothwendig so ist, wie es ist, und nicht hätte anders sein können. Wenn wir z. B. im Chinesischen zwei Wörter, kiai und tu, haben, welche beide einen Haufen, eine Ansammlung, eine Menge ausdrücken, dann können wir auch vollkommen begreifen, wie das eine oder das andere zur Bildung des Plurals benutzt werden konnte; wenn aber eines von beiden sich feststellt und traditionell wird, während das andere veraltet, dann können wir wohl diese Thatsache als eine historische einregistriren, aber keine Philosophie der Erde wird die absolute Nothwendigkeit derselben darzulegen vermögen. Wir können vollkommen begreifen, wie mit zwei Wurzeln, wie kûŏ, Reich, und ćung, Mitte, das Chinesische sich eine Form bilden konnte, die wir Locativ nennen würden, kûŏ ćung, in dem Reiche; aber nun zu sagen, dass dieser

Weg der einzige war, auf dem sich dieser Begriff ausdrücken liess, wäre eine Behauptung, der sowohl die Vernunft als die thatsächlich gebildeten Sprachformen widersprechen. Wir betrachteten die verschiedenen Methoden der Futurbildung. Sie sind alle gleich verständlich und gleich möglich, aber keine einzige ist unvermeidlich. Im Chinesischen bedeutet ýaó wollen, ngò ich; daher ngò ýaó ich will. Dieselbe Wurzel ýaó zu k'iú, gehen, hinzugefügt, giebt uns ngò ýaó k'iú, ich will gehen, und somit den ersten Keim unserer Futura. Zu sagen, dass ngò ýaó k'iú im Chinesischen die nothwendige Form des Futurs sei, würde einen Fatalismus in die Sprache einführen, der auf durchaus keiner Autorität beruht. Der Aufbau der Sprache erfolgt nicht wie der Zellenbau in einem Bienenstocke, auch nicht wie der Aufbau der St. Peterskirche durch einen Michael Angelo. Er ist das Ergebniss unzähliger wirkender Kräfte, von denen jede bestimmten Gesetzen folgt und die zuletzt das Resultat ihrer combinirten Wirkungen, befreit von Allem, was sich als überflüssig oder unnütz erwiesen, zurücklassen. Von der ersten Verbindung zweier Wörter wie g̋in, Mensch, und kiai, Menge, um den Plural g̋in kiai zu bilden, bis zu der vollkommenen Grammatik des Sanskrit und Griechischen ist Alles durchsichtig und verständlich als das Resultat der zwei Principien des Wachsthums, welche wir in unserer zweiten Vorlesung betrachteten. Was der Hervorbringung der Wurzel vorangeht, ist das Werk der Natur, was ihr nachfolgt, das Werk des Menschen, nicht in seiner individuellen und freien, sondern in seiner collectiven und regelnden Fähigkeit.

Ich will nicht behaupten, dass jede Form im Griechischen oder Sanskrit schon analysirt und erklärt worden ist. Es giebt Formationen im Griechischen, Lateinischen, Englischen und auch im Deutschen, an denen bisher alle Erklärungsversuche gescheitert sind, und es giebt gewisse Spracherscheinungen, wie das Augment im Griechischen, der Vocalwechsel im Hebräischen, der Umlaut und Ablaut in den teutonischen Sprachen, bei deren Betrachtung wir fast zu der Annahme geneigt werden, dass die Sprache rein musikalische oder

phonetische Unterscheidungen zugelassen hat, die sehr handgreiflichen und wesentlichen Unterschieden im Gedanken entsprechen. Eine solche Annahme ist indess auf keine irgend sichere Schlussfolgerung begründet. Es könnte uns unerklärlich erscheinen, warum gerade Bruder den Plural Brüder, brother im Englischen brethren bildet; aber was in unsern modernen Sprachen unerklärlich und scheinbar künstlich erscheint, wird in ihren älteren Entwickelungsphasen oft leicht erklärlich. Der Umwandlung des u in ü, wie in Bruder, Brüder, liegt keine besondere Absicht zu Grunde; am allerwenigsten wurde sie eingeführt, um eine Mehrheit zu bezeichnen. Der Wechsel ist phonetischer Natur und rührt von dem Einfluss des i oder j her[47]), welches ursprünglich in der letzten Silbe stand, und regelmässig auf den Vocal der letzten Silbe zurückwirkte, und welches jetzt noch, nachdem es längst verschwunden ist, seine Wirkung zurücklässt. Durch eine falsche Analogie kann ein solcher in einer gewissen Wortclasse vollkommen zu rechtfertigender Wechsel auf andere Wörter ausgedehnt werden, wo ein solcher Umlaut gar nicht erforderlich war und er mag dann allerdings wie ein willkürlicher Vocalwechsel erscheinen, der einen Wechsel der Bedeutung herbeiführen soll. Aber selbst bis in diese geheimsten Schlupfwinkel hinein kann der vergleichende Sprachforscher die Sprache verfolgen, und er entdeckt so Gründe selbst für das, was in der Wirklichkeit unvernünftig und falsch erschien. Es scheint schwer zu glauben, dass das Augment im Griechischen ursprünglich eine unabhängige Existenz gehabt hätte, doch ist alle Analogie einer solchen Ansicht nur günstig. Angenommen, dass Englisch nie vor Wycliffe's Zeit niedergeschrieben worden wäre, wir würden in diesem Falle finden, dass das englische Perfect in einigen Fällen durch die blosse Hinzufügung eines kurzen a gebildet worden sei. Wycliffe sprach und schrieb[48]): I knowlech to a felid and seid þus (I acknowledge to have felt and said thus). Auf ähnliche Weise liest man: it should a fallen statt have fallen und in einigen Theilen Englands sagt

der gemeine Mann noch immer I should a done it u. s. w. Nun wächst in einigen alten englischen Büchern dieses a thatsächlich mit dem Zeitworte zusammen, wenigstens wird es zusammengedruckt, so dass eine auf solche Bücher begründete Grammatik uns to fall als Infinitiv Præsentis, to afallen als Infinitiv Perfecti aufführen würde. Man wird mich hoffentlich nicht missverstehen und auch nur einen Augenblick glauben wollen, dass ich zwischen diesem a, dem Rest der Form have und dem griechischen Augment irgend eine Beziehung annehmen wolle. Alles, was ich mit dem ganzen Beispiel beabsichtige, ist nur, zu zeigen, dass wir, wenn der Ursprung des Augments noch nicht genügend erklärt ist, darum noch nicht verzweifeln und eine willkürliche Hinzufügung eines Consonanten oder Vocals zugestehen müssen, die so zu sagen algebraisch oder nach gegenseitiger Verabredung angewandt worden wäre, um die vergangene von der gegenwärtigen Zeit zu unterscheiden.

Wenn inductive Schlüsse noch irgend Werth haben, so sind wir zu dem Glauben berechtigt, dass das, was in so weiter Ausdehnung und für Fälle, wo es am wenigsten erwartet wurde, bewiesen worden ist, auch in Bezug auf die Sprache im Allgemeinen wahr bleibt. Wir verlangen kein Dazwischentreten übernatürlicher Kräfte, auch kein Conclave alter Weltweisen, um die menschliche Rede, wie sie sich wirklich gestaltet hat, zu erklären. Die ersten natürlichen und instinctiven Sprachäusserungen können, wenn man die von verschiedenen Stämmen auf verschiedene Weise getroffene Auslese mit in Anschlag bringt, sowohl den ersten Ursprung als die erste Divergenz der menschlichen Sprache ganz wohl erklären. Wir vermögen nicht bloss zu begreifen, wie die Sprache entstand, sondern auch, wie sich eine Sprache in viele auflösen musste und wir nehmen wahr, dass selbst die grösste Mannigfaltigkeit in den materialen oder formalen Elementen der Sprache mit der Annahme eines gemeinsamen Urquells nicht unvereinbar ist.

Die Sprachwissenschaft führt uns so zu jenem höchsten Gipfelpunkt empor, von dem wir in das erste Frühroth des Menschenlebens auf Erden hinabblicken und wo die Worte, welche wir so oft seit den Tagen unserer Kindheit gehört haben: „Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache,“ eine natürlichere, verständlichere, überzeugendere Bedeutung annehmen, als sie je zuvor besassen.

Und nun, da ich bei dem Schlusse dieser Vorlesungen angelangt bin, habe ich nur noch mein Bedauern auszusprechen, dass die Skizze der Sprachwissenschaft, welche ich vor Ihnen zu entwerfen bemüht war, noch so unvollständig und unfertig ausfallen musste. So manchen Punkt konnte ich gar nicht berühren, auf manchen andern nur anspielen, kaum einem konnte ich volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dennoch erkenne ich es dankbar an, dass mir eine Gelegenheit geboten ward, einen Antheil des öffentlichen Interesses für eine Wissenschaft wecken und beanspruchen zu können, der, wie ich glaube, noch eine grosse Zukunft beschieden ist, und es soll mich herzlich freuen, wenn ich bei denen, die diese Vorlesungen mit ihrem Besuche beehrten, in Bezug auf jene Schichten, welche unter der Sprache, auf der wir stehen und gehen, sich hinstrecken und in Bezug auf die Grundstoffe, die durch ihre Zusammensetzung den festen Granit unserer Gedanken bilden, eine Wissbegierde erweckt habe, welche ich freilich vielleicht noch nicht zu befriedigen vermochte.

Anmerkungen.

Erste Vorlesung.

1) „Geometrie“ wird abgeleitet von gē, Erde, Land, und metron, Maass, also „Landmessung“.

2) „Botanik“ oder botanike techne, botanische Kunst, von botane, Futter, Weidekraut, dies wieder abzuleiten von boskein, weiden, füttern. Vgl. Jessen, Was heisst Botanik? 1861. Die Pflanze heisst griech. phyton.

3) Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, IX., S. 104. *Tatarisch mine, dänisch maane, niederdeutsch maan, schwedisch måna. Der Einfluss klassischer Vorbilder scheint das englische moon zum Femininum gemacht zu haben und es ist daher jene Behauptung sehr verfehlt, welche Harris in seinem Hermes aufstellte, dass alle Nationen die Sonne männlich, den Mond weiblich dächten. (Horne Tooke, S. 27, Anm.) Ueber die Zeitmessung nach Nächten vgl. Caes. de b. g. VI., 18.*

4) Vgl. Curtius, Griechische Etymologie, S. 297.

5) Ideler, Handbuch der Chronologie, I., S. 241, 242. *Uebrigens hat man den Namen Vergiliae auch von dem lat. ver, Frühling, hergeleitet. Vergiliae dictae, quia eorum ortu ver finitur et æstas incipit. Festus. Cfr. Isid. Or. 3, 70. Cic. in Arat. N. D. 2, 44.* In der oskischen Inschrift von Agnone kommt ein Jupiter Virgarius (djoveí verehasioí, dat. sing.) vor, ein Name, welchen Prof. Aufrecht mit dem des Jupiter Viminius vergleicht, des Jupiter, der das Wachsthum der Zweige befördert. (Kuhn's Zeitschrift, I., S. 89.) Vgl. jedoch über Jupiter Viminius und seine Altäre in der Nähe der Porta Viminalis, Hartung, Religion der Römer. II., 61.)

6) Schon zu den Zeiten des Anaximenes aus der ionischen und des Alkmaeon aus der pythagoräischen Schule sind die Sterne in wandernde, herumirrende, astra planomena oder planeta, und nichtwandernde, aplaneis asteres oder aplane astra getheilt worden Aristoteles spricht zuerst von astra endedemena, angebundenen Sternen. S. Humboldt, Kosmos III. 28. Polos ist eigentlich der Wirbel, die Angel, dann auch die Achse, um die sich der Himmel dreht.

7) Wir wollen nebenbei darauf hinweisen, dass die hieroglyphischen Zeichen unserer modernen Recepte von Champollion auf die wirklichen Hieroglyphen Aegyptens zurückgeführt worden sind. Bunsen's Aegypten, Bd. IV., S. 108.

8) Nach einer Angabe in den „Notes and Queries" (2. Serie, Bd. X., p. 500) ist die Astrologie nicht so vollständig erloschen, wie man annimmt. Einer unserer Hauptschriftsteller, heisst es dort, einer unserer angesehensten Anwälte, und mehrere Mitglieder der verschiedenen gelehrten Gesellschaften, die das Alterthum durchforschen, sind noch heute praktische Sterndeuter. Aber jeder sucht seine Studien möglichst zu verstecken, so gross ist das Vorurtheil, welches eine, die gründlichste Bildung erfordernde Kunst mit dem Geschwätz der Zigeunerprophezeiungen verwechselt.

9) Der Mensch hat zwei Fähigkeiten oder passive Vermögen, deren Existenz allgemein anerkannt wird, die Fähigkeit, verschiedene, von der Aussenwelt verursachte Eindrücke in sich aufzunehmen, die Empfänglichkeit für physische Eindrücke, und die Fähigkeit, die von diesen Objecten hervorgebrachten Eindrücke zu bewahren, das Gedächtniss, die geschwächte sinnliche Empfindung. Diese Vermögen, die den Gedanken hervorrufen, haben wir mit den Thieren gemein. Alles ist auf das Gefühl zurückzuführen. Helvetius. — 10) Die Pflanze und ihr Leben, von M. T. Schleiden. Leipzig, 1858. — 11) Sir J. Stoddart, Glossology, p. 22.

Zweite Vorlesung.

1) Dr. Whewell setzt die Wissenschaft der Sprache in die Classe der palaitiologischen Wissenschaften, aber er macht einen Unterschied zwischen den palaitiologischen Wissenschaften, die von materiellen Dingen handeln, wie z. B. die Geologie, und andern, welche mit den aus der Erfindungskraft und socialen Begabung der Menschen hervorgehenden Producten zu thun haben, wie z. B. die comparative Philologie. Er schliesst die letztere aus dem Kreis der eigentlich so genannten physischen Wissenschaften aus, aber er fügt hinzu: „Wir begannen unsere Untersuchung mit dem Vertrauen, dass jede gesunde Ansicht, die wir in Bezug auf das Wesen der Wahrheit in den physischen Wissenschaften und die Art und Weise ihrer Auffindung zu gewinnen fähig sein würden, auch zugleich dahin zielen muss, auf die Natur und die Perspectiven des Wissens auf jedem andern Gebiete Streiflichter zu werfen, dass jede einzelne uns in moralischen, politischen und philologischen Forschungen nützlich sein muss. Wir haben dies vertrauensvoll im Voraus als Behauptung hingestellt und die Richtigkeit unserer Annahme fängt schon an in die Augen zu springen. Wir haben gesehen, dass die Biologie uns zur Psychologie führt, wenn wir nur den Pfad weiter verfolgen wollen, und so hat sich der Uebergang vom Materiellen zum Immateriellen in einem Punkte enthüllt, und wir bemerken jetzt, dass es verschiedene grosse Gebiete der Speculation giebt, die von Gegenständen, welche zu der stofflosen Natur des Menschen gehören, erfüllt sind und durch dieselben Gesetze, wie die durchaus physischen Wissenschaften regiert werden. Es ist nicht unsere Aufgabe, bei den Aussichten, welche unsere Philosophie auf solche Weise unserer Betrachtung eröffnet, zu verweilen, aber wir wollen uns doch auf dieser letzten Tagereise unserer Wanderung zwischen den Grundpfeilern der Naturwissenschaften von dem Lichtstrahl erfreuen und beleben lassen, der auf solche Weise, wenn auch trübe, aus einer höhern, glänzenden Region auf uns fällt." — Indications of the Creator, p. 146.

2) Genesis II., 19. — 3) Der heilige Basilius wurde von Eunomius verklagt, weil er die göttliche Vorsehung abgeläugnet habe, indem er nicht

zugegeben, dass Gott die Namen aller Dinge geschaffen, sondern die Erfindung der Sprache den Fähigkeiten zugeschrieben habe, mit welchen Gott die Menschen ausstattete. Der Bischof St. Gregor von Nyssa in Kappadocien (331—396) vertheidigte den St. Basilius. „Obgleich Gott der Menschennatur ihre Fähigkeiten gegeben hat, schreibt er, so folgt daraus noch nicht, dass Er nun alle Handlungen hervorbringt, welche wir verrichten. Er hat uns die Fähigkeit gegeben, Häuser zu bauen und jedes beliebige Werk auszuführen; aber gewisslich sind wir die Erbauer und nicht Er. Auf dieselbe Weise ist die Sprachfähigkeit das Werk dessen, der unsere Natur gebildet hat, aber die Erfindung der Wörter, um jeden Gegenstand mit ihnen zu bezeichnen, ist das Werk unseres Geistes.“ Vgl. Ladevi-Roche, De l'Origine du Langage: Bordeaux, 1860. p. 14. Horne Tooke, Diversions of Purley, p. 19. — 4) D. Stewart, Works, vol. II., S. 27. — *„Das Leben der Sprache zerfällt in zwei völlig gesonderte Perioden: in die Entwickelungsgeschichte der Sprache: vorhistorische Periode, und in die Geschichte des Verfalls der sprachlichen Form: historische Periode. — Sprachbildung und Geschichte sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht.“ Die deutsche Sprache, von A. Schleicher. S. 37. 35.*

5) Lectures on the English Language, by G. P. Marsh: New-York, 1860. S. 263 u. 630. Diese Vorlesungen vereinigen die Ergebnisse vieler sorgfältigen Forschungen und sind reich an werthvollen Beobachtungen. Eine zweckmässige engl. Ausgabe ist vor Kurzem von Dr. Smith unter dem Titel: Handbook of the English Language besorgt worden.

6) Wir geben weitere Ausführungen des Verfassers hier in der Anmerkung: „Rogers sagte, cóntemplate klinge ziemlich schlecht, aber bálcony beleidige sein Ohr (Marsh, p. 532. Anm.), während gerade contémplate und balcóny jetzt ungewöhnlich geworden ist; auch ist die Aussprache Rûm, Tschäni, Lälok und Guld erst seit Kurzem durch Rom, Tscheinä, Leilak und Gôld verdrängt worden, und einige Herren der alten Schule sprechen im obliged noch immer i statt ei. Force (Marsh, p. 589) in der Bedeutung von Wasserfall und gill für Felsschlucht war im classischen Englisch vor Wordsworth ungebräuchlich. Handbook (vgl. Sir. J. Stoddart, Glossology, p. 60.), obgleich ein altes angelsächsisches Wort, hat erst seit Kurzem die Stelle von manual eingenommen und eine Menge Wörter, wie cab für cabriolet, buss für omnibus und selbst ein Verb wie shunt (aus einem Schienenstrange in den andern übergehen) stehen noch schwankend auf der Gränze zwischen vulgärem Ausdruck und Schriftsprache. Obgleich die grammatischen Veränderungen, welche seit der Veröffentlichung der autorisirten Bibelübersetzung eingetreten sind, der Zahl nach noch geringer sind, so wollen wir doch einige hervorheben. Die Endung der dritten Person der Einzahl th hat sich jetzt durchaus in s verwandelt. Mehrere starke Imperfecta und Participia haben eine neue Form angenommen. He spake oder he drave, statt spoke und drove ist veraltet; ebenso sagt man helped für holpen, (ge)holfen, held für holden, (ge)halten, shaped für shapen. Wenn man früher ye für den Nominativ und you für die übrigen Casus brauchte, so ist dieser Unterschied jetzt gänzlich aufgegeben; als neue grammatische Form ist das Possessiv-Pronomen its seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden. Es kommt nirgends in der Bibel vor, und obgleich es Shakespeare drei- oder viermal braucht, erkennt es doch Ben Jonson in seiner englischen Grammatik noch nicht an. Vgl. Trench, English Past and Present, S. 114; Marsh, S. 397.)“

7) M. Müller vertheidigt die Form neutri als die altlateinische durch eine Stelle bei Priscian, VI., 1 u. 7. *Ne mireris, sagt G. Stallbaum, libri auctorem sæpius neutri pro neutrius scripsisse, scito illam formam apud Varronem reperiri. Ruddim. Inst. I., 53. Vgl. jedoch Zumpt, Lat. Gramm. §. 49.* — 8) Man kann sagen „I am very happy", aber nicht „I am much happy", obgleich I am most happy wieder einen Sinn giebt. Im Gegentheil kann man sagen: I am much misunderstood, aber nicht I am very misunderstood. — 9) Castelvetro, in Horne Tooke, p. 629. Anm. — 10) Bopp, Vergleichende Grammatik, §. 320. Schleicher, Deutsche Sprache, S. 233, *wo namentlich auch die Zurückführung von hundert auf zehnmal zehn, und von tausend auf zehnmal hundert nachzulesen ist.*

11) *Vgl. bellum für duellum, suavis für suadvis (suadere), Corssen, Aussprache etc. der lat. Sprache I., 58.*

12) Foucaux, Grammaire Tibetaine, p. 27. Vorrede, p. X.

13) Fuchs, Romanische Sprachen, S. 355. — 14) Quint. V., 10, 52. Bona mente (dans des vues innocentes) factum, ideo palam; mala, ideo ex insidiis. — 15) Vgl. Fuchs, Lehrbuch der span. Spr. S. 136.

16) Das s im Sanskrit = dem persischen h. *So das s im Lat. oft = dem griech. h).* Also svasar = hvahar. Dies wird chohar, chor und cho. Zend quanha, acc. quanharem, persisch khâher. Bopp, Vergl. Gramm. §. 35. — 17) Schleicher, Beiträge II., S. 392. dci = dŭgti, Genit. dcere = dŭgtere. — 18) *Vgl. Grammaire de la Langue d'Oïl etc. par Burguy I., 179.*

19) Hui = hodie, ital. oggi = oggidi; jour = diurnum von dies.

20) Z. B. het = pes, Stamm ped; hing = πέντε; hour = πῦρ. Vgl. Max Müller's Brief an Bunsen, Ueber die turanischen Sprachen, S. 67.

21) Vgl. Marsh, S. 678; Sir John Stoddart's Glossology, S. 31.

22) Glossology, S. 33. — 23) Ebenda, S. 29.

24) Nea Pandora, 1859. No. 227. 229. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, X., S. 190. — 25) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, S. 668. Marsh, S. 379. — 26) *Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Von I. G. Kohl. II., 62.*

27) „Manche, welchen man gelehrt haben mag, den Dialekt von Dorset als aus einer Corruption der englischen Schriftsprache entstanden zu betrachten, dürften sich wohl wundern, zu hören, dass er nicht nur ein besonderer Spross des Angelsächsischen, sondern sogar reiner und in einigen Fällen reicher ist, als die zur Nationalsprache auserwählte Mundart." — Barnes, Poems in Dorset-Dialect, Vorrede S. XIV.

28) Geschichte der deutschen Sprache, S. 833.

29) Plin. Nat. H. VI., 5. Hervas, Catalogo, I., 118.

30) Plinius stützt sich auf Timosthenes, dessen Glaubwürdigkeit Strabo bezweifelt (II., p. 93. ed. Casaub.). Strabo selbst sagt von Dioskurias: *συνέρχεσθαι ἐς αὐτὴν ἑβδομήκοντα, οἱ δὲ καὶ τριακόσια ἔθνη φασὶν, οἷς οὐδὲν τῶν ὄντων μέλει* (X. p. 498). Die letzten Worte beziehen sich wahrscheinlich auf Timosthenes. — 31) Du Ponceau, S. 110.

32) S. F. Waldeck, Lettre à M. Jomard des Environs de Palenqué, Amérique Centrale. ("Il ne pouvait se servir, en 1833, d'un vocabulaire composé avec beaucoup de soin dix ans auparavant.") Aber so gross ist die Neigung der Sprachen bei jagdtreibenden Völkern, schnell zu divergiren, dass abgesehen von jenen primitiven Wörtern in den Indianersprachen, welche sicher aus einer gemeinsamen Quelle entsprungen sind, eine noch grössere Verschiedenheit zu finden ist, als in verwandten europäischen Sprachen. Obgleich z. B. die Minsi nur ein Stamm der Delawaren waren und dicht

neben ihnen wohnten, so sind doch sogar ihre Zahlwörter verschieden.“ Archæologia Americana, II., S. 160. — 33) Catalogo, I., 393.

34) Turanian Languages, p. 114. — 35) Turanian Languages, p. 233.

36) Turanian Languages, p. 30.

37) Quintilian, IX., 4. „Nam neque Lucilium putant uti eadem (s) ultima, cum dicit Serenu' fuit, et dignu locoque, *et Cicero in Oratore plures antiquorum tradit sic locutos. Inde belligerare (?) po'meridiem (?). Die letztern Beispiele passen nicht hierher, dagegen* vgl. man das in der Conversation gebräuchliche abin für abisne, viden für videsne, opu'st (opus est), conabere (conaberis).* S. Corssen, über Aussprache etc. I., 118 flg. Wenn Cicero das Abwerfen des auslautenden s vor consonantischem Anlaut des folgenden Wortes subrusticum nennt, so liegt darin ausgesprochen, dass dieses s zu seiner Zeit im Munde des Landvolkes ebenso verklang, wie das auslautende m.* — 38) Der jetzt in England lebende Prinz Joinville erwirbt sich dadurch ein Verdienst, dass er Alles, was von englischen Dialekten noch erhalten ist, sorgfältig sammelt.

39) Marsh, Lectures, S. 133, 368. — 40) „Es giebt wenigere locale Eigenthümlichkeiten der Form und Artikulation in den weiten Strecken unseres Landes (Ver. Staaten), als auf dem verhältnissmässig so beschränkten Boden Grossbritanniens.“ Marsh, S. 667.

41) Ich glaube, dass nur wenige meiner Zuhörer die Bedeutung von den poll, crest, withers, dock, hamstring, cannon, pastern, coronet, arm, jowl und muzzle eines Pferdes genau angeben können.

42) So belehrt uns auch Juliana Berners, die Priorin des Nonnenklosters Sopwell im 15. Jahrhundert, die berühmte Verfasserin des Buches von St. Albans, dass wir die verschiedenen Namen für Menge im Gebrauch nicht vermengen, sondern sagen sollen: „a congregacyon of people, a hoost of men, a felyshyppynge of yomen und a bevy of ladies; wir müssen sprechen von einem herde of dere, swannys, cranys oder wrenys, a sege of herons or bytourys, a muster of pecockes, a watche of nyghtyngales, a flyghte of doves, a claterynge of choughes, a pryde of lyons, a slewthe of beeres, a gagle of geys, a skulke of foxes, a sculle of frerys, a pontificality of prestys, a bomynable syght of monkes, und a superfluyte of nonnes und so noch andere Ansammlungen von Thieren oder Menschen. In ähnlicher Weise wurden beim Zertheilen des Wildprets für die Tafel die Thiere nicht zerschnitten, sondern „a dere was broken, a gose reryd, chekyn frusshed, a cony unlaced, a crane dysplayed, a curlewe unioynted, a quayle wynggyd, a swanne lyfte, a lambe sholdered, a heron dysmembryd, a pecocke dysfygured, a samon chynyd, a hadoke sydyd, a sole loynyd, and a breme splayed.“ (Marsh, Lectures, p. 181, 590.)

43) *Vgl. Grammaire de la Langue d'Oïl etc., par Burguy, I., 47 flg. Del, deu, du.* — 44) *Zumpt, Lat. Gr. §. 308. Signum de marmore. Ovid. Met. V., 183.* — 45) *Der Verf. wählt z. B. die Formen: badder, baddest, I gaed, coomd, catched für worse, worst, I went, came, caught.*

46) Die gothischen Formen sijum, sijuth sind nicht organisch. Sie sind entweder durch falsche Analogie von der dritten Person Pluralis sind abgeleitet oder eine neue Basis sij wurde vom Conjunctiv sijau, Sanskrit syâm hergeleitet. Was die englischen Formen are betrifft, so ist ihr skandinavischer Ursprung von Dr. Lettner nachgewiesen worden in den Transactions of the Philological Society, 1861, S. 63. Die 3. Pers. Plur. aran findet man in Kemble's Codex Diplomaticus Aevi Saxonici, Vol. I., S. 235 (805—831 n. Chr.). Sie kommt im Layamon nicht vor. Im Ormulum lautet sie arrn, aber selbst im Chaucer hat man sie nur zweimal

aufgefunden. S. Gesenius, de Ling. Chaucer., S. 72; Monicke, On the „Ormulum", S. 35. — 47) Die Türken besassen, ehe sie zum Mohammedanismus bekehrt wurden, nur eine unbedeutende Literatur und eine beschränkte Civilisation. Nun war aber die Sprache Mohammeds arabisch, ein Zweig der semitischen Familie, der mit dem Hebräischen und Syrischen eng verbunden ist. Zusammen mit dem Korâan und ihren Gesetz- und Religionsbüchern lernten die Türken von den Arabern, von denen sie besiegt wurden, viele der Künste und Wissenschaften, welche auf einer höhern Stufe der Civilisation sich zu entwickeln pflegen. Das Arabische wurde so für die Türken ziemlich das, was das Latein den Germanen während des Mittelalters war, und es giebt kaum ein Wort in der höhern intellectuellen Terminologie des Arabischen, das nicht in mehr oder weniger natürlicher Bedeutung von einem türkisch schreibenden Autor gebraucht werden könnte. Die Araber waren aber wieder beim Beginn ihrer Eroberungs- und Bekehrungslaufbahn in Wissenschaft, Kunst und feingebildeter Sitte bei den Persern (vgl. Reinaud, Memoire sur l'Inde, S. 310) die sie besiegt hatten, in die Schule gegangen; sie standen zu ihnen in ähnlicher Beziehung, wie die Römer zu den Griechen. Nun sprachen aber die Perser eine Sprache, welche weder semitisch, wie die arabische, noch turanisch, wie die türkische ist; sie ist ein Zweig der indo-europäischen oder arischen Sprachenfamilie. So ergoss sich ein Fluss persischer Wörter in den Strom des Arabischen und durch diesen in das Türkische.

48) Mehrere vortreffliche statistische Angaben über das genaue Verhältniss des sächsischen und lateinischen Elements in verschiedenen englischen Schriftstellern findet man in Marsh's Lectures on the English Language, p. 120 flg. u. 181 flg.

49) "En este estado, que es el primer paso que las naciones dan para mudar de lengua, estaba quarenta años ha la araucana en las islas de Chiloue (como he oido á los jesuitas sus misioneros) en donde los araucanos apénas proferian palabra que no fuese española; mas la proferian con el artificio y órden de su lengua nativa, llamada araucana." — Hervas, Catalago, t. I. p. 16. "Este artificio ha sido en mi observacion el principal medio de que me he valido para conocer la afinidad ó diferencia de las lenguas conocidas, y reducirlas á determinadas classes." Ibid. p. 23.

Dritte Vorlesung.

1) Colebrooke, Miscellaneous Essays, I., 32. Die folgenden Verse werden von Vâch, der Sprachgöttin, in der 125. Hymne des 10. Buches des Rig-Veda gesprochen: „Sogar ich selbst sage dies, (das da ist) Willkommen den Göttern und den Menschen: Wen ich liebe, ihn mache ich stark, ihn mache ich zum Brahmanen, ihn zu einem grossen Propheten, ihn mache ich weise. Für Rudra (den Donnergott) spanne ich den Bogen, um todtzuschlagen den Feind, der die Brahmanen hasset. Für das Volk mache ich Krieg; ich durchdringe Himmel und Erde. Ich trage den Vater auf dem Gipfel dieser Welt; mein Ursprung ist im Wasser, in dem Meer; von da trete ich hervor zwischen alle Wesen und berühre diesen Himmel mit meiner Höhe. Ich selbst athme aus wie der Wind, indem ich alle Wesen umfasse; über diesen Himmel hinweg, unter diese Erde hinab, eine solche bin ich an Grösse." Vgl. auch noch Atharva-Veda, IV.,

30; XIX., 9, 3. Muir, Sanskrit-Texte, Thl. III., p. 108, 150. *Böttger, Culturgesch. Indiens, S. 55.* — 2) Sir John Stoddart, Glossology, p. 276.

3) Die Türken wandten den polnischen Namen Niemiec auf die Oestreicher an. Schon zur Zeit des Constantinus Porphyrogeneta (cap. 30) wurde *Νεμέτζιοι* von dem deutschen Stamm der Baiern gebraucht. (Pott, Indo-germ. Spr., S. 44. Leo, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, B. II., S. 258.) Russisch njemez', slovenisch němec, bulgarisch némec, lausitzisch njemc bedeutet deutsch. Im Russischen heisst njemo undeutlich, njemyi stumm; slovenisch něm, stumm, bulgarisch nêm, polnisch njemy, lausitzisch njemy stumm. — 4) Leo, Zeitschrift für vergl. Sprachf. B. II., S. 252. — 5) Der König Cyaxares von Medien sandte, als ein Stamm Scythen in sein Land zog, einige Kinder zu ihnen, damit sie die Sprache jener und die Kunst des Bogenschiessens lernen sollten. (Herodot. I., 73.)

6) Humboldt, Kosmos, II., S. 141.

7) Dies beweist, wie schwierig es sein dürfte, irgend einen von den indischen Philosophen auf die griechischen geübten Einfluss zu beweisen. Pyrrhon scheint, wenn wir dem Alexander Polyhistor glauben wollen, allerdings den Alexander auf seinem Zuge nach Indien begleitet zu haben, und man fühlt sich versucht, den Skepticismus Pyrrhons mit dem damals in Indien blühenden System Buddhistischer Philosophie in Verbindung zu bringen. Aber die beiderseitige Unkenntniss der Sprache muss für die griechischen und indischen Denker eine unübersteigliche Schranke gebildet haben. (Fragmenta Histor. Graec. ed. Müller. III., S. 243b; Lassen, Indische Alterthumskunde, B. III., S. 380.

8) Ueber diese fingirten Reisen griechischer Philosophen nach Indien vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde, B. III., S. 379; Brandis, Handbuch der Gesch. der Philosophie, B. I., S. 425. Die Meinung des Dr. Stewart und Niebuhr's, dass die indischen Philosophen von den Griechen entlehnten und die des Görres und Anderer, dass die Griechen von den Brahmanen lernten, ist in M. Müller's Essay über indische Logik, in Thomson's Laws of Thought näher geprüft.

9) Vgl. Niebuhr, Vorlesungen über Alte Geschichte. B. I., S. 17.

10) Die Uebersetzung von Mago's Werke über Ackerbau gehört einer spätern Zeit an. Es lässt sich nicht beweisen, dass Mago, der 28 Bücher über den Landbau in punischer Sprache schrieb, wie Humboldt (Kosmos II., S. 184) annimmt, 500 vor Chr. gelebt habe. Varro sagt fast zu Anfang seines Buches de re rustica: Hos nobilitate Mago Carthaginiensis præteriit Poenica lingua, quod res dispersas comprehendit libris XXVIII., quos Cassius Dionysius Uticensis vertit libris XX., Græca lingua, ac Sextilio prætori misit: in quæ volumina de Græcis libris eorum quos dixi adjecit non pauca, et de Magonis dempsit instar librorum VIII. Hosce ipsos utiliter ad VI. libros redegit Diophanes in Bithynia et misit Dejotaro regi.“ Dieser Cassius Dionysius Uticensis lebte ungefähr 40 vor Chr. Die Uebersetzung ins Lateinische wurde auf Befehl des Senats kurz nach dem dritten punischen Kriege gemacht.

11) Ptolemæos Philadelphos (287 — 246 vor Chr.) soll auf die Empfehlung seines Oberbibliothekars Demetrius Philaretes einen Juden, Namens Aristeas, nach Jerusalem geschickt haben, um den Hohepriester um ein Manuscript der Bibel und um 70 Dolmetscher zu bitten. Andere behaupten, dass die hellenistischen Juden, welche in Alexandrien lebten und ihre Muttersprache fast vergessen hatten, sich diese Uebersetzung zu ihrem eigenen Nutzen und Gebrauch hätten anfertigen lassen. So viel ist gewiss,

dass wir die hebräische Bibel im Anfang des dritten Jahrhunderts vor Chr. (285) ins Griechische übersetzt finden.

12) Plinius XXX., 2. Sine dubio illic (al. illa) orta in Perside a Zoroastre, ut inter auctores convenit. Sed unus hic fuerit, an postea et alius, non satis constat. Eudoxus, qui inter sapientiæ sectas clarissimam utilissimamque eam intelligi voluit, Zoroastrem hunc sex millibus annorum ante Platonis mortem fuisse prodidit. Sic et Aristoteles. Hermippus, qui de tota ea arte diligentissime scripsit, et vicies centum millia versuum a Zoroastre condita, indicibus quoque voluminum ejus positis explanavit, præceptorem, a quo institutum diceret, tradidit Azonacem, ipsum vero quinque millibus annorum ante Trojanum bellum fuisse.“ — „Diogenes Laertius Aristotelem auctorem facit libri *τὸ Μαγικόν*. Suidas librum cognovit, dubitat vero a quo scriptus sit.“ Siehe Bunsen's Aegypten, V. a. 101.

13) M. Müller's History of Ancient Sanskrit Literature, p. 163.

14) *ἄρθρον προτασσόμενον, ἄρθρον ὑποτασσόμενον.*

15) Sonst auch antonomasiai. Gramm. Bast Greg. p. 389. pronominatio.

16) Suidas, s. v. *Διονύσιος. Διονύσιος Ἀλεξανδρέος, Θρᾶξ δὲ ἀπο πατρὸς τοὔνομα κληθεὶς, Ἀριστάρχου μαθητὴς, γραμματικὸς ὅς ἐσοφίστευσεν ἐν Ρώμῃ ἐπὶ Πομπηΐου τοῦ Μεγάλου.*

17) Quintilian I., 1, 12. — 18) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte, Bd. I., S. 197. „Das lateinische Alphabet ist dasselbe wie das moderne Alphabet Siciliens; das etruskische ist dasselbe wie das alt-attische. Epistola (Brief), charta (Papier), stilus (Griffel), sind dem Griechischen entlehnte Wörter.“ Mommsen, Bd. 1., S. 184. *W. Corssen,Ausspr. des Lat. I., 1 flg.* — 19) Ebenda, Bd. 1, S. 186. Statera, das griechische *στατήρ*, Wage; machina, *μηχανή*, eine Maschine; nûmus, eine Silbermünze, *νόμος*, sicilisch *νοῦμμος;* groma, Messstab, griechisch *γνώμων* oder *γνῶμα;* clathri, ein Gitter, griech. *κλῆθρα;* das ursprünglich ital. Wort für Schloss ist claustra. — 20) Gubernare, steuern, von *κυβερνᾶν*, anchora von *ἄγκυρα*, prora, Schiffsvordertheil, von *πρῶρα*. Navis, remus, velum u. s. w. sind gemeinsame aryanische Wörter, welche die Römer nicht den Griechen entlehnten. Sie zeigen, dass Italien schon mit der Seefahrt bekannt war, ehe es von den Phokäern entdeckt wurde.

21) Mommsen, I., 154. — 22) Ebenda, I., 408. — 23) Ebenda, I., 165. — 24) Sibylla oder sibulla ist ein Diminutivum des ital. sabus oder sabius, weise; ein Wort, welches zwar bei den Classikern nicht gefunden wird, aber in den italienischen Dialekten existirt haben muss. Das französische sage setzt ein italienisches sabius voraus, denn es kann von sapiens oder sapius nicht hergeleitet werden. — Diez, Lexicon Etymologicum. p. 300. Sapius ist in nesapius, thöricht, erhalten. Sibylla bedeutete also eine weise Frau und das Diminutiv machte sie zu einer Greisin. — 25) Mommsen, I., 256. — 26) Ebenda, I., 425, 444.

27) Mommsen, I., 857. — 28) Ebenda, I., 902. — 29) Ebenda, I., 892. — 30) Ebenda, I., 843, 194. Es ist bezweifelt worden, ob das Werk des Ennius eine Uebersetzung des Epicharmus gewesen sei. Vgl. Ennius, ed. Vahlen, p. XCIII. Ueber Epicharmus s. Bernays, Rheinisches Museum, VIII. p. 280 (1853). — 31) Mommsen, I., 911.

31b) *Vgl. Böttger (v. Orlich), Culturgesch. Indiens, S. 278.*

32) Mommsen, II., 407. — 33) Ebenda, II., 410. — 34) Ebenda, II., 408. — 35) Ebenda, II., 437, Anm.; II., 430.

36) Zeno † 263; Epicur † 270; Arcesilaus † 241; Carneades † 129.

37) Mommsen, II., 417, 418. — 38) Mommsen, I., 845. Cicero de divinatione, II., 24. „Mirari se ajebat (Cato) quod non rideret haruspex

haruspicem quum vidisset." — 39) Mommsen, II., 415, 417. Suetonius, de illustr. Gramm. c. 2. Obgleich die grammatischen Studien der Römer durch Beispiele und Erläuterungen aus den griechischen Classikern wohl anziehender gemacht wurden, so war ihr Hauptgegenstand doch die Sprache an sich. — Ueber den nachher erwähnten Beinbruch des Krates ist zu vgl. Scioppius, in der Einleitung zu seiner Grammatica philosophica (1628): „Haec ergo ut legi, minime jam mirandum mihi visum est, tanti flagitii erroribus inquinatam esse veterem Grammaticam, quæ ex cloacæ foramine una cum claudo magistro emerserit."

40) Mommsen, II., 413, 426, 445, 457. Lucius Aelius Stilo hat ein Werk über Etymologie und einen Index zum Plautus geschrieben. — Lersch, Die Sprachphilosophie der Alten, II., 111.

41) Lersch, II., 113, 114, 143. — 42) Cicero, Brutus, cap. 72. — Ueber Didymus vgl. Lersch, III., 144. — 43) Mommsen, III., 537. Dies geschah 48 vor Chr. — 44) *Ueber diese auch in anderer Beziehung interessanten indischen Examina gebe ich einige nähern Angaben in meiner Culturgeschichte Indiens (v. Orlich, II., 2, S. 279). Böttger.*

45) Lersch, II., 25. *Περὶ σημαινόντων* oder *περὶ φώνης*, und *περὶ σημαινομένων* oder *περὶ πραγμάτων*.

46) Beiträge zur Geschichte der Grammatik, von Dr. K. E. A. Schmidt. Halle, 1859. Ueber den Begriff der *γενικὴ πτῶσις*. S. 320.

47) In den tibetanischen Sprachen gilt die Regel: „Adjectiva werden von Substantiven durch Hinzufügung des Zeichens des Genitivs gebildet", die man auch zu folgender umkehren könnte: „Der Genitiv wird vom Nominativ durch Hinzufügung der Adjectivbezeichnung gebildet." So heisst z. B. sching, Holz, sching gi, Holzes oder hölzern; ser, Gold, ser-gyi, Goldes oder golden; mi, Mensch, mi-yi, Menschen oder menschlich. Dasselbe findet im Garo statt, wo das Zeichen des Genitivs ni (wir haben) ist; mánde-ní jak, die Hand des Menschen oder die menschliche Hand; ambal-ní kethâli, ein Messer von Holz oder ein hölzernes Messer. Im Hindustání ist der Genitiv so deutlich ein Adjectiv, dass er wirklich das Zeichen des Geschlechts in Congruenz mit dem Worte, auf das er sich bezieht, annimmt. Wie verhält sich dies aber im Sanskrit und im Griechischen? Im Sanskrit kann man Adjectiva durch Anhängung von tya bilden (turanische Sprachen, p. 41, 59.; Essay on Bengalí, p. 333); z. B. dakschiṇâ, Süden, dakschiṇâ-tya südlich. Dieses tya ist offenbar ein demonstratives Pronomen, ebenso wie die Sanskritformen syas, syâ, tyad für dieser oder jener. Tya ist eine pronominale Basis und desshalb müssen solche Adjectiva wie dakschiṇâ-tya, südlich, oder âp-tya, wässrig, von ap, Wasser, ursprünglich aufgefasst worden sein, als Wasser-da, Süden-da. Folgen nun noch die Endungen des Nominativ Singularis, die ursprünglich auch Pronomina waren, darauf, so würde âptyas, d. h. âp-tya-s eigentlich bedeuten Wasser-da-es. Es macht nun nicht viel aus, ob ich sage, ein Wasservogel oder ein Vogel des Wassers. Im Sanskrit würde der Genitiv von Wasser, wenn man udaka nimmt, udaka-sya lauten. Dieses sya ist dieselbe pronominale Basis, wie die Adjectivendung tya, nur mit dem Unterschied, dass die erstere nicht mobil ist, wie das Adjectiv. Der Genitiv udaka-sya kommt also einem Adjectiv ohne Geschlecht ganz gleich. Betrachten wir nun das Griechische, so sehen wir dort Adjective durch Anhängung von *ιος* gebildet werden, welches dem Sanskrit tya oder sya entspricht. So bildeten z. B. die Griechen von *δῆμος*, Volk, *δημόσιος*, dem Volke angehörend. Hier markiren *ος*, *α*, *ον* das Geschlecht. Lässt man dies bei Seite, so bleibt *δημοσιο*. Es giebt aber eine Regel im

Griechischen, dass ein s zwischen zwei Vocalen in grammatischen Endungen stets ausfällt; so lautet der Genitiv von γένος nicht γένεσος, sondern γένεος oder γένους und danach muss aus δημοσιο nothwendigerweise δήμοιο werden; dies ist aber nichts anderes, als der regelmässige homerische *oder thessalische* Genitiv von δῆμος, für welchen die spätere Sprache δήμου einführte. So sehen wir, dass dieselben Principien, welche die Bildung der Adjective und Genitive im Tibetanischen, im Garo und Hindustani regelten, auch in der ältesten Periode des Sanskrit und Griechischen wirksam waren, und wir nehmen nun wahr, wie genau die eigentliche Kraft und Bedeutung des Genitivs von den alten griechischen Grammatikern bezeichnet wurde, indem sie ihn den generellen oder prädicativen Casus nannten, während die Römer den technischen Ausdruck durch die falsche Uebersetzung genitivus verdarben.

Vierte Vorlesung.

1) Vgl. Max Müller's History of Ancient Sanscrit-Literature, p. 158.

2) Die nachfolgenden Notizen wurden mir nebst einigen andern freundlichst von dem ersten Kenner des Chinesischen in Europa, dem Herrn Stanislas Julien, Membre de l'Institut, übersandt. Die Chinesen decliniren ihre Substantiva nicht, aber sie zeigen die Casus besonders an, und zwar: a) durch Partikeln; b) durch die Stellung. 1) Der Nominativ oder das Subject des Satzes wird stets vorangestellt. 2) Der Genitiv kann bezeichnet werden: (a) Durch die zwischen die beiden Nomina, von denen das erste im Genitiv, das zweite im Nominativ steht, gestellte Partikel tchi; z. B. jin tchi kiun, hominum princeps, wörtlich Mensch, Genitivzeichen, Fürst. (b) Durch die Stellung, indem man den Genitiv, *wie im Englischen den Angelsächsischen,* dem Nominativ stets vorangehen lässt; z. B. koue (Königthum) jin (Mann), d. i. Mann des Königthums. 3) Der Dativ kann ausgedrückt werden: (a) durch die Präposition yu (à, to); z. B. sse (geben) yen (Geld) yu jin (dem Manne). (b) Durch die Stellung, indem man dem vorangestellten Verbum zunächst den Dativ und dann das im Accusativ stehende Wort folgen lässt, z. B. yu (geben), jin (dem Manne), pe (weiss), yu (Mähre?), hoang (gelb), kin (Metall, d. i. Gold). 4) Der Accusativ wird entweder ganz unbezeichnet gelassen, z. B. pao (beschützen) min (das Volk), oder es gehen ihm gewisse Wörter voran, welche ursprünglich eine prägnantere Bedeutung hatten, aber allmählig zu blossen Zeichen des Accusativs herabsanken. (Diese wurden von M. Stanislas Julien zuerst entdeckt und richtig erklärt in seinen Vindiciis Philologicis in Linguam Sinicam. Paris, 1830). Die bei neuern Schriftstellern zu diesem Zwecke am häufigsten gebrauchten Partikeln sind pa und tsiang, greifen, nehmen. Z. B. pa (nehmend) tchoung-jin (Menschenhaufen), t'eou (geheim) k'an (er sah), d. h. er blickte verstohlen auf den Menschenhaufen (hominum turbam furtim aspiciebat). In dem ältern Chinesisch (Kouwen) sind die zu demselben Zwecke gebrauchten Wortformen i (anwenden etc.), iu, hou. Z. B. i (anwendend) jin (Menschengeschlecht) t'sun (er bewahrt) sin (im Herzen), d. i. humanitatem conservat corde. I (nehmend) tchi (gerade) wêï (machen) k'iŏ (krumm), d. i. rectum facere curvum. Pao (beschützen) hou (Accusativzeichen) min (Volk). 5) Der Ablativ wird ausgedrückt: (a) vermittelst Präpositionen, wie thsong, yeou, tsen, hou. Z. B. thsong (ex) thien (cœlo) laï (venire); te (obtinere) hou

(ab) thien (cœlo). (b) Durch die Stellung, so dass das Wort im Ablativ vor das Verb gestellt wird; z. B. thien (Himmel) hiang-tchi (herabgekommen, wo tchi relative Partikel oder Zeichen des Genitivs ist) tsaï (Noth, Leiden), d. h. die Leiden, welche der Himmel den Menschen herabsendet. 6) Der Instrumentalis wird ausgedrückt: (a) Durch die Präposition yu, mit; z. B. yu (mit) kien (Schwert) cha (tödten) jin (einen Menschen). (b) Durch die Stellung, indem das im Instrumentalis stehende Substantiv vor das Verbum gestellt wird, dem dann das Nomen im Accusativ nachfolgt; z. B. i (durch Hängen) cha (er tödtete) tchi (ihn). 7) Der Locativ kann dadurch ausgedrückt werden, dass man das Nomen einfach vor das Verbum stellt; z. B. si (im Osten, östlich) yeou (da ist) suo-toupo (eine sthúpa); oder dadurch, dass man Präpositionen einfügt. Das Adjectiv wird stets vor das Substantiv gestellt, zu dem es gehört; z. B. meï jin, eine schöne Frau. Dem Adverb folgt gewöhnlich eine Partikel, welche dasselbe bewirkt, wie ὥς im Griechischen oder e in bene, ter in celeriter; z. B. cho-jen, in Schweigen, schweigend; ngeou-jen, zufällig; kin-jen, mit Furcht. Bisweilen wird ein Adjectiv durch Stellung zum Adverb; z. B. chen, gut; aben chen ko, gut singen.

2b) Aus einem ähnlichen Grunde haben die Nord-Indianer unzählige Verben, um jede Handlung bis in ihre feinsten Unterschiede auszudrücken; sie haben verschiedene Wörter für „essen", je nachdem dies Verbum Fisch, Fleisch (der Thiere oder Menschen), Suppe, Gemüse u. s. w. zum Object hat. Aber sie können weder „ich bin", noch „ich habe" ausdrücken. Vgl. Du Ponceau, S. 195, 200.

3) Eine sehr oberflächliche Bekanntschaft mit der Geschichte der englischen Sprache lehrt uns schon, dass die Grammatik des modernen Englisch von der des Wycliffe wesentlich verschieden ist. Das Englisch Wycliffe's kann weiter zurück verfolgt werden bis zu dem, was wir mit Sir Frederic Madden Mittel-Englisch nennen können, von 1500 bis 1330; vom Mittel-Englisch gelangen wir zum Alt-Englischen, von 1330 bis 1230; vom Alt-Englischen zum Halbsächsischen, 1230 bis 1100, und vom Halbsächsischen endlich zum eigentlich Angelsächsischen. Vergl. die Kritik dieser Eintheilung in Marsh's Vorlesungen über die englische Sprache, S. 48.

4) In ähnlicher Weise ist die Ableitung des modern-englischen Worts Gospel an sich völlig unklar. Geht man aber auf das ursprüngliche Godd-spell zurück, so erkennt man sogleich die buchstäbliche Uebersetzung des griechischen Euangelion, gute Botschaft. („Goddspell onn Ennglissh nemmnedd iss God word, annd god tiþennde, God errnde" etc. — Ormulum, Vorr. 157. „And beode þer godes godd-spel". — Layamon, III., 182, v. 29508.) Lord würde im Englischen nur ein leerer Titel sein, wenn wir nicht die Originalform und Bedeutung im angelsächsischen hlafford erkennten, das einen Brodgeber, Brodherrn bezeichnet, von hlaf, loaf, Laib (Brod) und ford, geben. Grimm, Deutsche Grammatik, I., p. 229. Lady im A.-S. hlâfdige; l. c. II., p. 405. — *Aehnliche Betrachtungen wie über das oben erwähnte Wort Priester führen zur Ableitung von Almosen (ἐλεημοσύνη), Kirche, (κυριακὴ), Pfingsten, (πεντηκοστὴ), Kanzel (cancelli), Bischof, (ἐπίσκοπος), Kelch (calix), Münster (monasterium), Pfarre, (parochia), Pfründe (præbenda), Propst (præpositus), Brief (breve), dichten (dictare), Ebenholz (ἔβενος), Eibisch (ἰβίσκος), Eppich (apium), Fasan (phasianus), Fell (pellis), Feige (ficus), Gaukler (joculator), kahl (calaw, calvus), Kerze (cera, Wachs), Kette (catena), Lakritze (γλυκύῤῥιζα), Lattich (lactuca), maledeien (maledicere), Mandel (ἀμύγδαλον), Marter (μαρτύριον), Nudel (nodulus), Voigt ([ad]vocatus), Winzer (vinitor), Ziegel (tegula), Zucker

(saccharum) u. s. w.* — 5) *Vgl. zu feu, lieu (locus), jeu (jocus). Burguy, Grammaire de la Langue d'Oïl, 1, 25.*.

6) Diez, Lexicon Comparativum. Columella, VII., S. 8 ... caseus ut formis aut calathis exemptus est. — 7) Strabo, VIII., 1. p. 833. *Τὴν μὲν Ἰάδα τῇ παλαιᾷ Ατθίδι τὴν αὐτήν φαμεν, . . . τὴν δὲ Δωρίδα τῃ Αἰολίδι.* Derselbe Schriftsteller zu Anfang der christlichen Aera bemerkt über die zahlreichen, zu seiner Zeit gesprochenen Dialekte Griechenlands: *σχεδὸν δ'ἔτι καὶ νῦν, κατὰ πόλεις, ἄλλοι ἄλλως διαλέγονται. δοκοῦσι δὲ δωρίζειν ἅπαντες διὰ τὴν συμβᾶσαν ἐγκράτειαν.* Vgl. Romaic and Modern Greek, by James Clyde, 1855. S. 28.

8) Herodot (VII., 94, 509) giebt Pelasgoi als den alten Namen der Aeolier und Ionier im Peloponnes und auf den Inseln an. Dessenungeachtet beweist er aus dem zu seiner Zeit von den Pelasgern der Städte Kreston, Plakia und Skylake gesprochenen Dialekte, dass die alten Pelasger in barbarischer Zunge redeten (*βάρβαρον τὴν γλῶσσαν ἱέντες*). Er muss daher einräumen, dass der attische Stamm, der ursprünglich pelasgisch war, seine Sprache verlernte (*τὸ Ἀττικὸν ἔθνος ἐὸν Πελασγικόν, ἅμα τῇ μεταβόλῃ τῇ ἐς Ἕλληνας, καὶ τὴν γλῶσσαν μετέμαθε*). Vergl. Diefenbach, Origines Europææ, p. 59. Dionysius von Halikarnass umgeht diese Schwierigkeit, indem er erklärt, dass die Pelasger vom Anfang an ein hellenischer Stamm gewesen seien. Dies ist indess nur seine eigene Theorie. Die Karier werden von Homer (Il. II., 867) *βαρβαρόφωνοι* genannt; aber Strabo (XIV., p. 662) müht sich ganz besonders ab, zu zeigen, dass sie darum nicht für *βάρβαροι* anzusehen seien. Er unterscheidet zwischen *βαρβαροφωνεῖν*,, d. i. *κακῶς ἑλληνίζειν* und *καριστὶ λαλεῖν, καρίζειν καὶ βαρβαρίζειν.* Aber derselbe Strabo sagt, dass die Karier früher *Λέλεγες* hiessen (XII., p. 572), und diese werden von ihm, zusammen mit den Pelasgern und Kaukonen, zu den frühern barbarischen Bewohnern von Hellas gerechnet (VII., p. 321). Dann betrachtet er sowohl (VII., p. 321) wie Aristoteles und Dionysius von Halikarnass (I., 17), die Lokrer für Abkömmlinge der Leleger, obgleich sie die Lokrer kaum Barbaren nennen möchten. Die Macedonier werden von Strabo (X., p. 460) zusammen mit „den andern Hellenen" erwähnt. Demosthenes spricht von Alexander wie von einem Barbaren; Isocrates wie von einem Herakliden. Nach einigen wenigen uns erhaltenen Worten zu schliessen, könnte das Macedonische ein griechischer Dialekt gewesen sein. (Diefenbach, Orig. Europ. p. 62.) Justinus (VII., 1) sagt von den Macedoniern: „Populus Pelasgi, regio Pæonia dicebatur." Es gab eine Ueberlieferung, dass das von den Macedoniern besetzte Land früher den Thraziern oder Pieriern (Thuc. II., 99; Strabo, VII., p. 321), ein Theil davon den Thessaliern gehörte (ebenda). Die Thrazier werden von Herodot (V. 3) nach den Indiern der grösste Volksstamm genannt. Sie werden von Strabo von den Illyriern (Diefenbach, p. 65), von den Celten und von den Scythen (Thuc. II., 96) unterschieden. Was wir von ihrer Sprache wissen, beruht auf einer Angabe des Strabo (VII., 303, 305), dass die Thrazier dieselbe Sprache wie die Geten, diese wieder dieselbe wie die Dacier sprachen. Wir besitzen Bruchstücke der arischen Sprache in den von Dioskorides gesammelten botanischen Namen, und diese sind, nach Grimm's Auslegungen, offenbar aryanisch, wenn auch nicht griechisch. Die Dacier werden von Strabo Barbaren genannt, sammt den Illyriern und Epiroten (Strabo, VII., p. 321). Die Illyrier waren Barbaren in den Augen der Griechen. Sie werden jetzt für einen unabhängigen Zweig der aryanischen Völkerfamilie angesehen. Herodot (I., 196) nennt die Veneter illyrischen Ursprungs und

die Veneter sprachen nach Polybius (II., 17), der sie kannte, eine von der celtischen verschiedene Sprache. Er fügt hinzu, dass sie ein alter Volksstamm und in ihren Sitten und ihrem Anzuge den Celten gleich waren. Desshalb haben sie viele Historiker fälschlich für Celten gehalten, indem sie nicht auf die Sprache als Unterscheidungszeichen achteten, auf welche indess Polybius das gehörige Gewicht legt. Die Illyrier waren ein weit ausgebreiteter Volksstamm; die Pannonier, Dalmatier und Dardanier (nach denen die Dardanellen genannt sind) werden alle zu den Illyriern gerechnet. (Diefenbach, Origines Europææ, p. 75, 74.) Es möchte indess verlorne Mühe sein, aus den Angaben der Griechen und Römer über Raçe und Sprache ihrer barbarischen Nachbarn irgend etwas Positives herauszuziehen.

9) Albert, Graf von Bollstädten, oder wie er allgemeiner genannt worden ist, Albertus Magnus, der Vorläufer der modernen physikalischen Wissenschaft, schrieb: „Gott hat dem Menschen seinen Geist gegeben und mit diesem auch Verstand, damit der Mensch ihn gebraucht, um Gott zu erkennen. Und Gott wird erkannt durch die Seele und durch den Glauben aus der Bibel und durch den Verstand aus der Natur" — und an einer andern Stelle: „Zum Lobe und Ruhme Gottes und zum Nutzen unserer Brüder studiren wir die Natur der geschaffenen Dinge. In ihnen allen, nicht bloss in der harmonischen Bildung jedes einzelnen Geschöpfes, sondern auch in der unendlichen Verschiedenheit der Formen können und sollen wir die Majestät und Allweisheit Gottes bewundern."

10) Die letzten Worte Keplers in seiner „Harmonie der Welt" lauten: „Du, der Du durch das Licht der Natur in uns die Sehnsucht nach dem Lichte Deiner Gnade entzündet hast, um uns zu dem Lichte Deiner Glorie zu erheben, Dank sei Dir, mein Schöpfer und Herr, dass Du mich Freude empfinden lässest über Deine Werke. Siehe, ich habe vollbracht das Werk meines Lebens mit jener Kraft des Verstandes, die Du geschenket hast. Ich habe den Menschen die Herrlichkeit Deiner Werke aufgezeichnet, so weit nur mein Geist ihre unendliche Majestät zu erfassen und zu begreifen vermochte. Meine Sinne waren wach, zu forschen, so weit ich nur konnte, mit reinem Gemüth und voll Treue. Wenn ich, ein Wurm vor Deinen Augen und geboren in den Banden der Sünde, irgend etwas an's Licht gebracht habe, das da unwürdig ist Deiner Rathschlüsse, erleuchte mich mit Deinem Geiste, dass ich es verbessern möge. Wenn ich durch die wunderbare Schönheit Deiner Werke zur Kühnheit verführt worden bin, wenn ich nach eigener Ehre unter den Menschen gestrebt haben sollte, während ich das Werk weiter und weiter förderte, das bestimmt war zu Deiner Ehre, vergieb mir freundlich und liebreich und gewähre durch Deine Gnade, dass meine Lehre gereichen möge Dir zum Ruhme und allen Menschen zum Heile. Preiset den Herrn, ihr himmlischen Harmonien, und ihr, die ihr die neuen Harmonien versteht, preiset den Herrn! Preise Gott, o meine Seele, so lange als ich lebe. Von Ihm, durch Ihn und in Ihm ist Alles, die Materie sowohl wie auch der Geist — alles, das wir wissen und alles, das wir noch nicht wissen — denn viel bleibt noch zu thun, das noch ungethan ist." Diese Worte sind um so merkwürdiger, weil sie ein Mann niederschrieb, der von den Theologen als ein Ketzer verfolgt wurde, der sich aber dennoch nicht schämte, sein Christenthum offen zu bekennen. Ich schliesse diese Anmerkung mit einem Auszug aus den Werken eines der ausgezeichnetsten lebenden Naturforscher: „Der Alterthumsforscher erkennt sogleich das Leben und Wirken der Intelligenz in den Ueberresten einer alten Civilisation. Es mag ihm missglücken, ihr Alter

genau zu bestimmen, er mag über die Reihenfolge, in welcher diese Denkmäler errichtet wurden, in Zweifel bleiben, aber der Charakter des Ganzen sagt ihm, dass sie Werke der Kunst sind, und dass Menschen, wie er selbst, diese Alterthümer aus einer längst verflossenen Zeit geschaffen haben. So soll der intelligente Naturforscher in den Bildern, welche die Natur vor ihm hinstellt, zugleich die Producte einer höhern Geisteskraft erkennen; er soll in den fein durchbohrten Zellen der Coniferen, welche sich so wunderbar von denen anderer Pflanzen unterscheiden, die Hieroglyphen eines besondern Zeitalters entziffern, in ihren nadelähnlichen Blättern den Wappenschild einer besondern Dynastie; in ihrem wiederholten Erscheinen unter den verschiedenartigsten Umständen eine Anpassung, die voll tiefen Sinnes zum Nachdenken erregt. Er betrachtet wirklich die Werke eines Wesens, wie er selbst, aber er fühlt zugleich, dass er an Weisheit, Macht und Güte eben so tief unter dieser höchsten Allweisheit steht, wie die Werke der Kunst den Wundern der Natur nachstehen. Mögen die Naturforscher unter solchen Eindrücken die Welt anschauen und es wird uns augenscheinlich klar werden, dass alle Creatur der Ausdruck der Gedanken des Unsichtbaren ist, den wir kennen, lieben und anbeten.

11) Römerbrief, I., 19, 20.

12) Hervas (Catalogo I., 37) erwähnt die folgenden Werke, welche in Bezug auf die Sprachwissenschaft während des 16. Jahrhunderts veröffentlicht wurden: Introductio in Chaldaicam Linguam, Siriacam, atque Armenicam, et decem alias Linguas, a Theseo Ambrosio. Papiæ, 1539. 4. — De Ratione communi omnium Linguarum et Litterarum Commentarius, a Theodoro Bibliandro. Tiguri, 1548. 4. Das Buch enthält das Vaterunser in vierzehn Sprachen. Bibliander (Buchmann) leitet das Welsche und Cornische vom Griechischen her, das von Marseille aus durch Frankreich dahin gebracht worden sein soll. Er giebt an, dass das Armenische sich nur wenig von dem Chaldäischen unterscheide, und citirt Postel, welcher die Türken von den Armeniern abstammen liess, weil in Armenien Türkisch gesprochen wurde. Er behandelte die Perser wie Nachkommen des Sem und bringt ihre Sprache mit dem Syrischen und Hebräischen in Verbindung. Das Serbische und Georgische sind nach ihm Dialekte des Griechischen. Andere über die Sprache im 16. Jahrhundert herausgekommene Werke sind: Perion, Dialogorum de Linguæ Gallicæ origine eiusque cum Græca cognatione, libri quatuor. Parisiis, 1554. Er sagt, dass das Französische, da es unter den 72 Sprachen, welche von dem Thurmbau zu Babel ausgingen, nicht erwähnt wird, von dem Griechischen hergeleitet werden müsse. Er führt eine Stelle aus Cæsar (de bello Gallico, VI., 14) an, um zu beweisen, dass die Druiden Griechisch sprachen, und leitet dann von diesem Griechisch das moderne Französisch her! Die Werke des Henri Estienne (1528—1598) stehen auf einem viel festern Fundamente. Er ist mit Unrecht beschuldigt worden, das Französische vom Griechischen abgeleitet zu haben. Man vergleiche seinen „Traicté de la Conformité du Langage français avec le Grec“ (um 1566). Er enthält hauptsächlich syntaktische und grammatische Bemerkungen und beabsichtigt zu zeigen, dass griechische Ausdrucksweisen, welche anomal und schwierig klingen, durch eine Vergleichung ähnlicher Ausdrucksweisen im Französischen leicht wiedergegeben werden können. Das Vaterunser wurde 1548, wie wir oben sahen, von Bibliander in vierzehn Sprachen veröffentlicht; 1591 von Roccha in sechsundzwanzig Sprachen (Bibliotheca Apostolica Vaticana, a fratre Angelo Roccha, Romæ, 1591. 4.); 1592 in vierzig Sprachen von Megiserus (Specimen XL. Linguarum et Dialectorum ab

Hieronymo Megisero a diversis auctoribus collectarum, quibus Oratio Dominica est expressa, Francofurti, 1592); 1593 in fünfzig Sprachen, von demselben Verfasser (Oratio Dominica L diversis linguis, cura H. Megiseri. Francofurti, 1593. 8.).

13) Zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschien: Trésor de l'Histoire des Langues de cet Univers, par Claude Duret; seconde édition. Iverdon, 1619. 4. — Hervas sagt, dass Duret die Irrthümer Postels, Biblianders und anderer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts wiederholt. Vor Duret kam Estienne Guichard, l'Harmonie Etymologique des Langues Hebräique, Chaldaique, Syriaque — Greque — Latine, Françoise, Italienne, Espagnole — Allemande, Flamende, Anglaise etc. Paris, 1606. Hervas kennt nur die 2. Ausgabe, Paris, 1618, und glaubt, dass die erste 1608 erschienen sei. Der Titel des Buches zeigt, dass Guichard zwischen vier Sprachclassen unterschied, welche wir jetzt die semitische, hellenische, italische und teutonische nennen würden; freilich leitet er das Griechische von dem Hebräischen her. J. J. Scaliger unterscheidet in seiner Diatriba de Europæorum Linguis (Opuscula varia, Parisiis, 1610). p. 119, elf Classen: Lateinisch, Griechich, Teutonisch, Slavonisch, Epirotisch oder Albanisch, Tartarisch, Ungarisch, Finnisch, Irisch, Britisch in Wales und der Bretagne und Baskisch oder Cantabrisch.

14) Initium oris et communis eloquii, et hoc omne quod loquimur, Hebræam esse linguam qua vetus Testamentum scriptum est, universa antiquitas tradidit. An einer andern Stelle (Jesaias, c. 7) schreibt er: Omnium enim fere linguarum verbis utuntur Hebræi.

15) Mansit lingua per Adam primitus data, ut putamus, Hebræa, in ea parte hominum, quæ non pars alicujus angeli, sed quæ Dei portio permansit. — 16) Guichard ging so weit, zu behaupten, dass man, da Hebräisch von rechts nach links, Griechisch von links nach rechts gelesen werde, nur einfach die griechischen Wörter von rechts nach links zu lesen brauche, um ihrem hebräischen Ursprung auf die Spur zu kommen.

17) Unter den verschiedenen Systemen rabbinischer Exegese giebt es eines, nach welchem jeder Buchstabe im Hebräischen nach seinem Zahlwerth berechnet und das Wort nun durch ein anderes von demselben numerischen Werthe erklärt wird; so wird denn z. B. von dem Vers: „Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache" hergeleitet, dass sie alle Hebräisch sprachen, indem für שָׂפָה der synonyme Ausdruck לָשׁוֹן gesetzt wird, und הַקֹּדֶשׁ (5 + 100 + 4 + 300 = 409) wird vertauscht gegen אֶחָת (1 + 8 + 400 = 409, also von demselben Zahlwerthe). Coheleth, ed. Ginsburg, p. 31. Vgl. Quatremère, Mélanges, S. 138.

18) Hermathena Joannis Goropii Becani: Antuerpiæ, 1580. Origines Antverpianæ, 1569. André Kempe behauptet in seinem Werke über die Sprache des Paradieses, dass Gott mit Adam schwedisch gesprochen, Adam dänisch geantwortet und die Schlange mit Eva französisch gesprochen habe. Chardin berichtet von dem Glauben der Perser, dass drei Sprachen im Paradiese gesprochen worden seien; arabisch von der Schlange, persisch von Adam und Eva und türkisch von Gabriel. I. B. Erro behauptet in seinem „El Mundo primitivo", Madrid, 1814, dass die baskische Sprache Anspruch darauf machen könne, von Adam gesprochen worden zu sein. Ein merkwürdiger gelehrter Streit fand vor 200 Jahren in dem Metropolitan-Kapitel zu Pampeluna statt. Die Entscheidung, wie man sie in dem Protokoll des Kapitels lesen kann, lautet: 1) Ist das Baskische die Ursprache des

Menschengeschlechts gewesen? Die gelehrten Mitglieder gestehen ein, dass sie, obgleich von dieser Thatsache fest überzeugt, doch eine bejahende Antwort nicht geradezu zu geben wagen. 2) War das Baskische die einzige von Adam und Eva im Paradiese gesprochene Sprache? Ueber diesen Punkt kann, wie das Kapitel erklärt, kein Zweifel in ihrem Geiste existiren, und es ist rein unmöglich, irgend einen ernstlichen, vernünftigen Einwand dagegen vorzubringen. Vgl. Hennequin, Essai sur l'Analogie des Langues, Bordeaux, 1838. p. 60. — 19) Guhrauer's Leben des Leibnitz, II., S. 129.

20) Guhrauer, II., S. 127. In seiner „Dissertation über den Ursprung der Nationen" (1710) sagt Leibnitz: Das Studium der Sprachen darf keineswegs von anderen Grundsätzen geleitet werden, als die Studien der Wissenschaften überhaupt. Warum mit dem Unbekannten statt mit dem Bekannten anfangen? Wir halten uns doch an die Vernunft, wenn wir mit dem Studium der neuern Sprachen anheben, welche uns leicht erreichbar sind, um sie dann mit einander zu vergleichen und ihre Verschiedenheiten und ihre Verwandtschaft zu entdecken, und wenn wir dann erst zu denen übergehen, die ihnen in frühern Zeiten vorangingen, um ihre Abstammung und ihren Ursprung nachzuweisen, und wenn wir endlich Schritt für Schritt zu den ältesten Sprachen aufsteigen, deren Analyse uns zu den alleinig zuverlässigen Schlüssen führen muss.

21) Nicolæs Witsen, Bürgermeister von Amsterdam, reiste in Russland 1666—1672. Er gab sein Reisewerk, das er Peter dem Grossen widmete, 1677 heraus. (2. Ausgabe 1705.) Es enthält viele Wörtersammlungen. — 22) Catherinens der Grossen Verdienste um die vergleichende Sprachkunde, von F. Adelung. Petersburg, 1815. Ein anderer Brief von ihm an den Vicekanzler, Baron Schaffiroff, ist vom 22. Juli 1716 aus Pirmont datirt. — 23) Collectanea Etymologica, II., 255. „Malim sine discrimine Dialectorum corrogari Germanicas voces. Puto quasdam origines ex superioribus Dialectis melius apparituras; ut ex Ulfilæ Pontogothicis, Otfridi Franciscis."

24) Monde primitif analysé et comparé avec le monde moderne; Paris, 1773. — 25) Catalogo, I., 63.

26) "Mas se deben consultar gramaticas para conocer su caracter proprio por medio de su artificio gramatical." Catalogo, I., 65. Dasselbe Princip wurde vom Lord Monboddo, um 1795, in seinen Ancient Metaphysics, Vol. IV., p. 326, geltend gemacht. „Meine letzte Beobachtung ist die, dass die Kunst einer Sprache, da sie weniger willkührlich und durch Regeln fester bestimmt ist, als der Klang oder Sinn der Wörter, eines der hauptsächlichsten Elemente ist, durch welche der Zusammenhang der Sprachen mit einander entdeckt werden kann. Wenn wir demnach finden, dass zwei Sprachen diese grossen Künste der Sprache — Ableitung, Zusammensetzung und Flexion — auf dieselbe Weise ausüben, so können wir, wie ich glaube, mit grosser Sicherheit schliessen, dass die eine in ihrem Verhältniss zur andern Originalsprache ist, oder dass sie beide Mundarten derselben Sprache sind." — 27) Catalogo, II., 468.

28) Ebenda, I., 49. Witsen spielt auch in einem vom 22. Mai 1698 datirten Briefe an Leibnitz auf die Verwandtschaft zwischen den tatarischen und mongolischen Sprachen an. „On m'a dit que ces deux langues (la langue Moegale et Tatare) sont différentes à peu près comme l'Allemand l'est du Flamand, et qu'il est de même des Kalmucs et Moegals." Collectanea Etymologica, II., p. 363.

29) Leibnitz war derselben Ansicht (vgl. Hervas, Catalogo, I., 50), obgleich er die Celten in Spanien für Abkömmlinge der Iberier ansah.

30) Catalogo, I., 30. "Verá que la lengua llamada malaya, la qual se habla en la península de Malaca, es matriz de innumerables dialectos de naciones isleñas, que desde dicha península se extienden por mas de doscientos grados de longitud en los mares oriental y pacífico." Ibid. II., 10. „De está península de Malaca han salido enjambres de pobladores de las islas del mar Indiano y Pacífico, en las que, aunque parece haber otra nacion, que es de negros, la malaya es generalmente la mas dominante y extendida. La lengua malaya se habla en dicha península, continente del Asia, en las islas Maldivas, en la de Madagascar (perteneciente al Africa), en las de Sonda, en las Molucas, en las Filipinas, en las del archipiélago de San Lázaro, y en muchísimas del mar del Sur desde dicho archipiélago hasta islas, que por su poca distancia de América se creian pobladas por americanos. La isla de Madagascar se pone á 60 grados de longitud, y á los 268 se pone la isla de Pasqua ó de Davis, en la que se habla otro dialecto malayo; por lo que la extension de los dialectos malayos es de 208 grados de longitud."

31) Catalogo, II., 134. — 32) Ibid. II., 135.

33) Der erste Band erschien 1806. Adelung starb, ehe der zweite Band veröffentlicht wurde. Vater gab ihn 1809 heraus. Der dritte und vierte Band folgten 1816 und 1817, herausgegeben von Vater und dem jüngern Adelung. — 34) Belege dazu findet man in Strahlenberg's Werk über den „Norden und Osten Europa's und Asiens", 1730; nebst Polyglottentafel etc.; in Messerschmidt's Reisen in Sibirien 1729—1739; in Bachmeister's „Idea et desideria de colligendis linguarum speciminibus". Petropoli. 1773; in Güldenstädt's „Travels in Caucasus" etc.

35) Die Kaiserin schrieb an Nicolai in Berlin, um sich von ihm ein Verzeichniss von Grammatiken und Wörterbüchern auszubitten. Dasselbe wurde ihr im Manuscript 1785 von Berlin aus übersandt.

36) „Glossarium comparativum Linguarum totius Orbis." Petersburg, 1787. Eine zweite Ausgabe, in welcher die Wörter alphabetisch geordnet sind, erschien 1790—91 in 4 Bänden, herausgegeben von Jankiewitsch de Miriewo. Es enthält 279 (272) Sprachen, wovon 171 auf Asien, 55 auf Europa, 30 auf Afrika und 23 auf Amerika kommen. Nach Pott, „Ungleichheit etc." S. 230, enthält es 277 Sprachen, 185 für Asien, 22 für Europa, 28 für Afrika, 15 für Amerika. Dies würde aber 280 als Totalsumme geben. Es ist ein sehr seltenes Buch.

37) *Vgl. Böttger, Culturgesch. Indiens, S. 67 flg.*

38) Die Singhalesen nennen Pali Mungata; die Burmesen Magadabâsâ.

39) Works, Vol. III., S. 72. — 40) M. Müller's Buddhism and Buddhist Pilgrims, p. 23. — 41) Méthode pour déchiffrer et transcrire les noms Sanscrits qui se rencontrent dans les livres chinois, inventée et démontrée par M. Stanislas Julien: Paris, 1861, p. 103.

42) „Fan-chou (brahmâkshara), les caractères de l'écriture indienne, inventée par Fan, c'est-à-dire Fan-lan-mo (brahmâ)." Stanislas Julien, Voyages des Pèlerins Bouddhistes, vol. II., p. 505.

43) *Vgl. Böttger, Culturgesch. Indiens, S. 82.*

44) Sir Henry Elliot's Historians of India, p. 259. Wir bitten, eine hierher gehörende Text-Einschaltung am Ende der Vorlesung S. 136 nachzulesen. — 44b) Colebrooke, Miscellaneous Essays, II., S. 504, citirt aus der Vorrede zu den astronomischen Tafeln des Ben al Adami, die sein Fortsetzer Al Cásem, 920 n. Chr., herausgegeben hat. Ueber Sanskrit-Ziffern s. Strachey, As. Res. XII., 184, Colebrooke, Algebra, p. LII. — 44c) Sindhind bedeutet, nach Ben al Adami, den Kreislauf der Jahrhun-

derte; Casiri übersetzt es perpetuum æternumque. Colebrooke vermuthet, Siddhânta und nimmt an, dass das Original Brahmagupta's Werk Brahmasiddhânta gewesen sei. M. Reinaud citirt in sein. Mémoire sur l'Inde, S. 312, die folgende Stelle aus d. Taryk-al-Hokamá: „En l'année 156 de l'hégire (773 de J. C.), il arriva de l'Inde à Bagdad un homme fort instruit dans les doctrines de son pays. Cet homme possédait la méthode du Sindhind, relative aux mouvements des astres et aux équations calculées au moyen de sinus de quart en quart de degré. Il connaissait aussi diverses manières de déterminer les éclipses, ainsi que le lever des signes du zodiaque. Il avait composé un abrégé d'un ouvrage relatif à ces matières qu'on attribuait à un prince nommé Fygar. Dans cet écrit les Kardagia (i. e. Kramajyâ; s. Sûryasiddhânta, ed. Burgess and Whitney, p. 57 u. 59) étaient calculés par minutes. Le Khalife ordonna qu'on traduisît le traité indien en arabe, afin d'aider les musulmans à acquérir une connaissance exacte des étoiles. Le soin de la traduction fut confié à Mohammed, fils d'Ibrahim-al-Fazary, le premier entre les musulmans qui s'était livré à une étude approfondie de l'astronomie: on designe plus tard cette traduction sous le titre de Grand Sindhind.“ Albirúni setzt die Uebersetzung in das Jahr 771. — 44d) Reinaud, l. c. S. 314.

45) Vgl. Prof. Flügel, in der Zeitschrift der D. M. G., XI., S. 148 und 325. Albirúni erwähnt einen Indier Kankah als Astrologen Harun-al-Raschids. (Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 315.) Er wird auch als Arzt erwähnt. Ein anderer indischer Arzt Harun-al-Raschid's heiss Mankba.

46) *Vgl. F. Wœpcke, Extrait du Fakhrî. (Paris, 1853.) S. 2.*

47) Elliot's Historians of India, p. 96. Al Birúni kannte den Harivansa und stellt das Datum der fünf Siddhântas fest. Der grosse Werth des Werkes von Al Birúni wurde zuerst von M. Reinaud in seinem vortrefflichen „Mémoire sur l'Inde“ (Paris, 1849) erkannt.

48) In dem persischen Werke Mujmalu-t-Tawárikh befinden sich aus dem Arabischen des Abu Saleh ben Shib ben Jawa übersetzte Kapitel; Abu Saleh hatte sie selbst hundert Jahre früher aus einem Sanskritwerk mit dem Titel „Erziehung der Könige“ (Râjanîti?) excerpirt. Der persische Uebersetzer lebte um 1150. Vgl. Elliot, l. c.

49) Sâlotar ist als Autor eines solchen Werkes nicht bekannt. Śâlotarîya kommt statt Śâlâturîya im Rája Rádhakant vor; aber Śâlâturîya ist ein Name des Pâṇini, und der Lehrer des Suśruta soll Divodâsa gewesen sein. Professor Weber hat in seinem Katalog von Sanskrit-Manuscripten (S. 298) auf Śâlihotra hingewiesen, der im Panchatantra als ein Lehrer der Thierarzneikunst erwähnt und von Garga in dem Aśvâyurveda citirt wird. Professor Aufrecht hat ein Werk des Śâlihotra über Arzneikunde in der Bibliothek des Ostind. Hauses aufgefunden. Ein medicinisches Werk von Śâlinâtha wird in dem Catalog der Sanskrit-Msc. des Collegiums von Fort William, S. 24, erwähnt. Eine arabische Uebersetzung eines Sanskritwerkes über Thierarzneikunde von Châṇakya wird von Háji Chalfa, V., p. 59 erwähnt. Eine Uebersetzung des Charaka aus dem Sanskrit ins Persische und aus dem Persischen ins Arabische wird in dem Fihrist erwähnt; vollendet 987 n. Chr. Ihrer wird auch von Albirúni (Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 316) gedacht; sie soll für die Barmekiden abgefasst worden sein. Die Namen der Personen, von denen die in diesem Werk enthaltenen Doctrinen der Annahme nach überliefert worden sind, sollten in Albiruni, wie folgt, lauten: Brahman, Prajâpati, die Aśvinau, Indra, die Söhne des Atri, Agniveśa. Vgl. Ashṭangahṛidaya, Einl. (Ms. Wilson, 298.) — 50) *Ueber Akbar vgl. v. Orlich, Allg. Geschichte von

Indien, I., 39—46.* — 51) Vgl. Vans Kennedy „Notice respecting the Religion introduced by Akbar: Transactions of the Literary Society of Bombay: London, 1820, vol. II., p. 242—270. — 52) Elliot, Historians of India, S. 249. *v. Orlich. I., 46.* — 53) Müllbauer, Gesch. d. kathol. Missionen Ostindiens, S. 134. — 54) Elliot, Historians of India, S. 248.

55) Ebenda, S. 259, 260. Der Tarikh-i-Bodauni oder Muntakhabu-t-Tawárikh, geschrieben von Mulla Abdu-l-Kádir Maluk, Schah von Badáún, 1595 beendet, ist eine allgemeine Geschichte Indiens von der Zeit der Ghazneviden bis zum 40. Jahre Akbar's. Der Verfasser ist ein eifriger Muselmann und richtet streng über Akbar, obgleich er ihm sehr verpflichtet war. Er wurde von Akbar als Uebersetzer aus dem Sanskrit und dem Arabischen in das Persische benutzt; er übersetzte die Râmâyaṅa, zwei von den achtzehn Sectionen des Mahâbhârata und machte einen Auszug aus einer Geschichte Kaschmir's. Diese Uebersetzungen wurden unter der Oberaufsicht des Faizi, des Bruders des Ministers Abu-l-Fazl gemacht. „Abulfacel, ministro de Akbar, se valió del Amarasinha y del Mahabhárata, que traduxo en persiano el año de 1586." — Hervas, II., 136.

56) Vgl. Max Müller's History of Ancient Sanskrit-Literature, S. 327.

57) History of the Settlements of the Europeans in the East and West-Indies translated from the French of the Abbé Bernal by J. Justamond: Dublin, 1776. vol. I., p. 34. — 58) *Ueber Jehan und Dárá kann man vergleichen v. Orlich, Indien, I., S. 49 flg.*

59) *Vgl. Böttger, Culturgesch. Ind. 268, 276.* — 60) Müllbauer, S. 67.

61) Ebenda, S. 80. Diese Brahmanen gehörten, nach Robert de Nobili, einer niedrigern, in die heilige Literatur nicht eingeweihten Kaste an. „Sie kannten, wie er sagt, die Bücher Smarta, Apostamba und Sutra nicht." Müllbauer, S. 188. Robert selbst giebt in seiner Vertheidigung Citate aus der Âpastamba-Sûtra, ebenda, S. 192. Ebenso aus dem Scanda Purâna, S. 193; Kadambari, S. 193. *Ueber Nobili vgl. noch Böttger, S. 276.* — 62) Der Ezour-Veda ist kein Werk des Robert de Nobili. Er wurde wahrscheinlich von einem seiner Proselyten geschrieben. Er ist in Sanskrit-Versen und im Stile der Purâṇas abgefasst und enthält ein wirres Gemisch von Hinduweisheit und christlichen Lehren. Die französische Uebersetzung wurde an Voltaire geschickt und 1778 unter dem Titel: „L'Ezour-Veda traduit du Sanscritam par un Brame" von ihm herausgegeben. Voltaire spricht seine Ueberzeugung aus, dass das Original vier Jahrhunderte älter als Alexander, und dass es die köstlichste Gabe sei, die der Westen je dem Osten habe zu verdanken gehabt. Mr. Ellis fand das Sanskrit-Original in Pondichery auf. (Asiatic Researches, vol. XIV.) Es liegen keine Belege dafür vor, das Werk dem Robert selbst zuzuschreiben, und es wird auch in dem Verzeichniss seiner Werke nicht erwähnt. (Bertrand, la Mission du Maduré, Paris, 1847—1850, T. III., S. 116; Müllbauer, S. 205, Anm.)

63) 1677 soll ein gewisser Marshall ein tüchtiger Sanskritkenner gewesen sein. Elliot's Historians of India, S. 265.

64) Man vergl. einen trefflichen Bericht über diesen Brief in einem Artikel Biot's im „Journal des Savants". 1861.

65) Sidharubam seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico-critica in linguam Samscrdamicam, vulgo Samscret dictam, in qua hujus linguæ existentia, origo, præstantia, antiquitas, extensio, maternitas ostenditur, libri aliqui in ea exarati critice recensentur, et simul aliquæ antiquissimæ gentilium orationes liturgicæ paucis attinguntur et explicantur autore Paulino a. S. Bartholomæo. Romæ, 1790.

66) Die ältesten Werke, welche auf diesem Gebiete erschienen, waren der „Bhagavadgîta", übersetzt von Wilkins, 1783; Hitopadeśa, übersetzt von Wilkins, 1787; ferner „Sakuntalâ", übersetzt von W. Jones, 1789. Original-Grammatiken, um blosse Compilationen nicht zu erwähnen, wurden von Colebrooke 1805; von Carey 1806; von Wilkins 1808; von Forster 1810; von Yates 1820; von Wilson 1841 veröffentlicht. In Deutschland gab Bopp seine Grammatiken 1827, 1832 und 1834, Benfey die seinigen 1852, 1855 und 1862 heraus.

67) Halhed hatte 1776 den „Code of Gentoo Laws" herausgegeben, eine auf Befehl des Warren Hastings von elf Brahmanen zusammengestellte Sammlung der wichtigsten Gesetzbücher im Sanskrit.

68) „On the Origin and Progress of Language". 2. Ausgabe. Edinburg, 1774. 6 Bände.

69) „Ich habe angenommen, dass die Sprache nicht ohne übernatürliche Hülfe erfunden werden konnte und demzufolge behauptet, dass sie eine Erfindung der Dämonenkönige Aegyptens war, welche, selbst erhabenere Wesen, als die Menschen, sich selbst zuerst und dann auch Andere artikuliren lehrten. Aber sogar unter ihnen fand, wie ich überzeugt bin, ein Fortschritt in der Kunst statt, und solch eine Sprache, wie das Shanscrit, wurde nicht auf einmal erfunden." — Monboddo, Antient Metaphysics, vol. IV., S. 357. — 70) Origin and Progress of Language, VI., 97.

71) Antient Metaphysics, vol. IV., p. 322.

Fünfte Vorlesung.

1) Conjugationssystem: Frankfurt, 1816. — 2) Eine neue, sehr verbesserte Ausgabe erschien 1856. — 3) Zweite Ausgabe, 1859 und 1861. Pott's Werk über die Zigeunersprache, 1846; über Eigennamen, 1856.

4) *Einige andere Beispiele sind: smoke (Rauch) und reek (Dampf), craft (Kunstgriff), fine, crank und sick, steed (das geradezu Hengst bedeuten kann) und mare (Mähre), wall, mood und moody (das vom deutschen „muthig" schon weit abliegt), small, hound u. s. w.*

5) „Het echt engelsch is oud (alt) nederduitsch." — Bilder-dyk. Siehe Delfortrie, Analogie des Langues, p. 13.

5b) Grimm sagt in seiner deutschen Grammatik, I., S. LXVIII.: Obgleich diese altfriesischen Denkmäler der Zeit nach den mittel- und nicht den althochdeutschen zur Seite stehen, so erscheint die friesische Sprache dennoch darin auf einer ungleich ältern, der althochdeutschen ziemlich nahen Stufe. Die politische Absonderung und edle Beharrlichkeit der Friesen bei ihren altangestammten Sitten und Rechten hat auch der Sprache einen langsamern Gang verliehen. Aus gleichem Grunde sehen wir um dieselbe Zeit, ja bis auf den heutigen Tag, die isländische Sprache nur unbedeutend von der grammatischen Gestalt abgewichen, welche wir bei Aufstellung der altnorsischen zu Grunde legen müssen. Seit dem 14. Jahrh. erlöschen die friesischen alten Flexionen unverhältnissmässig schnell, während sie im zwölften und dreizehnten beinahe noch angelsächsischen des neunten und zehnten gleichkommen.

6) Z. B. die schwäbische (alemannische), bairische, östreichische, fränkische (längs des Mains), sächsische Mundart.

7) Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila, Hannover, 1840. Ueber das Leben des Ulfila, von Dr. Bessel, Göttingen, 1860.

8) Bessel, l. c. S. 38. — 9) Sozomenos, H. E., VII., 6.

10) Ebenda, VI., 3, 7. — 11) Vgl. Auxentius über Ulfilas. (Waitz, S. 19—23). Bessel, p. 15, 37. Zu dem goth. Gottesdienste in Constantinopel (S. 157 des Textes) vgl. Theodoret, H. E. V., 30.

12) Beispiele, in denen das Althochdeutsche ursprünglicher ist, als das Gothische, suche man bei Schleicher, Zeitschrift für V. S. Bd. IV., S. 266. — Bugge, ebenda, Bd. V., S. 59.

13) Vgl. Schleicher, deutsche Sprache, S. 94. — 14) Ebenda, S. 60.

15) Weinhold, Altnordisches Leben, S. 27; Gunnlaugssaga, c. 7.

16) Vgl. Dasent's Burnt Njal. Einleitung. — 17) Der Name „Edda" wird vor dem 14. Jahrhundert nicht gefunden. Snorri Sturluson kennt weder das Wort Edda, noch irgend eine, dem Sæmund zugeschriebene Sammlung alter Gedichte, und obgleich Sæmund die erste Sammlung nationaler Poësien angelegt haben mag, so bleibt es doch zweifelhaft, ob das Werk, welches wir unter seinem Namen besitzen, ihm wirklich angehört.

18) Das Volk, welches wir Wallachen nennen, nennt sich selbst Rom'ani und ihre Sprache Rom'ania. Diese romanische Sprache wird in der Wallachei und Moldau und in Theilen Ungarns, Siebenbürgens und Bessarabiens gesprochen. Auf dem rechten Donauufer nimmt ihr Gebiet einige Theile des alten Thraziens, Macedoniens und selbst Thessaliens ein. Dasselbe wird durch die Donau in zwei Zweige, den nördlichen oder Daco-romanischen und den südlichen oder Macedo-romanischen getheilt. Der erstere zeigt weniger fremde Beimischung und hat eine gewisse literarische Ausbildung erhalten, der letztere hat eine grosse Zahl albanischer und griechischer Wörter in sich aufgenommen und ist nie grammatisch fixirt worden. Das moderne Wallachische ist die Tochter der in der römischen Provinz Dacia einst gesprochenen Sprache. Die Ureinwohner Daciens hiessen Thrazier und ihre Sprache illyrisch. Wir haben kaum noch ein Fragment der altillyrischen Sprache übrig, so dass wir uns über ihre etwaige Verwandtschaft mit dem Griechischen oder einer andern Sprachenfamilie eine Meinung bilden könnten. 219 vor Chr. eroberten die Römer Illyrien; 30 vor Chr. nahmen sie Moesien in Besitz und 107 nach Chr. machte der Kaiser Trajan Dacien zur römischen Provinz. Um jene Zeit war die thrazische Bevölkerung durch das Vorrücken sarmatischer Stämme, besonders der Jazygen, aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden. Römische Colonisten führten die lateinische Sprache ein und Dacien wurde als Colonie bis 272 behauptet, wo der Kaiser Aurelian es an die Gothen abtreten musste. Ein Theil der römischen Bewohner wanderte dann aus und liess sich südlich von der Donau nieder. 489 fingen die sarmatischen Stämme an, nach Mœsien und Thrazien vorzurücken. Um 678 hatten sie sich in Mœsien ganz festgesetzt und 80 Jahre später wurde in Macedonien eine Provinz mit dem Namen Slavinien gegründet.

19) Die ganze Bibel ist von der Bibelgesellschaft in romanischer oder romanesischer Sprache für Graubünden veröffentlicht worden und ebenso im Nieder-romanesischen oder Enghadinischen, wie es an der Tyroler Gränze gesprochen wird. — 20) E lo primo, che cominciò a dire siccome poëta volgare, si mosse però che volle fare intendere le sue parole a donna, alla quale era malagevole ad intendere versi Latini." — Dante's Vita Nuova; Opere Minori di Dante Alighieri, Tom. III., S. 327. Firenze, 1837. — 21) Schleicher, Beiträge I., 19.

22) Das älteste Datum trägt ein 1056 für den Fürsten Ostromir geschriebenes Manuscript. Einige ältere sind mit glagolitischen Buchstaben geschrieben. Schleicher, Beiträge Bd. I., S. 20.

23) Schleicher, S. 22. — 24) Schleicher, Deutsche Sprache, S. 77.

25) *Tarsisschiffe hiessen überhaupt grosse, zu weiten Reisen bestimmte Schiffe. Vgl. Ps. 48, 8. 1 Kön. 22, 49. 10, 22.*

26) 1 Kön. 9, 26—28. — 27) 1 Kön. 10, 11. *אַלְמֻגִּים, vgl. Gesenius, Handwörterbuch, I., 124.*

28) Gutta bedeutet im Malayischen Gummi, Pflanzenharz, percha ist der Name des Baumes (Isonandra gutta) oder einer Insel, von welcher der Baum zuerst in den Handel kam (Pulo-percha).

29) *Vgl. Benary, Berl. Jahrb. d. Lit. 1821. Nr. 96. wahrsch. für הָאֹבִים.* Lassen, Indische Alterthumskunde, Bd. I., S. 537.

30) *S. Gesenius, Wörterbuch, II., 809.*

31) Ptol. VII., 1. Vgl. auch Sir Henry Elliot's Supplementary Glossary, s. v. Aheer. *Böttger, Culturgesch. Indiens, S. 352.*

32) Die von Quatremère in seinem „Mémoire sur le Pays d'Ophir" gegen die Ansicht, dass Ophir auf der indischen Küste zu suchen sei, vorgebrachten Gründe sind nicht entscheidend. Die Namen der von Ophir exportirten Handelsartikel waren ihm unbekannt. Man muss dies erwähnen, weil der Name eines Quatremère von grossem Gewicht ist und weil erst vor Kurzem sein Aufsatz über Ophir in der Bibliothèque Classique des Célébrités Contemporaines (1861) wieder neu herausgegeben wurde.

33) Hiob 22, 24. Einige meiner Recensenten haben gegen diese Beweisführung Bedenken geäussert, weil die Bücher der Könige mit Salomon nicht gleichzeitig seien. Die Artikel selbst müssen aber doch zur Zeit des Salomon Namen gehabt haben. Das ist nie bewiesen worden, dass sie zu dieser Zeit semitische Namen führten, die etwa zu einer spätern Zeit, als aller Handelsverkehr zur See zwischen Indien und Palästina aufgehört hatte, durch indische Namen ersetzt worden wären.

34) Zend-avesta ist der von Chaqâni und andern muhamedanischen Schriftstellern gebrauchte Name. Die Parsis gebrauchen den Ausdruck „Avesta und Zend", indem sie avesta in der Bedeutung Text und Zend als den Titel des Pehlevi-Commentars umfassen. Ich zweifle aber, ob dies die Grundbedeutung des Wortes Zend war. Zend war wahrscheinlicher gleichbedeutend mit dem Sanskritwort chhandas (scandere), einem den Vedahymnen gegebenen Namen, und avesta, im Sanskrit avasthâna ein Wort, welches, obgleich es im Sanskrit nicht nachzuweisen ist, den festgestellten Text bezeichnen würde. Avasthita bedeutet im Sanskrit niedergelegt, festgestellt. Der Zend-avesta besteht gegenwärtig aus vier Büchern, Yasna, Vispered, Yashts und Vendidad (Vendidad = vidaeva dâta, im Pehlevi Juddivdad). *Vgl. Böttger, Cult. Ind. S. 200.* Dr. Haug fasst Avesta in seiner interessanten Vorlesung über den Ursprung der Parsi-Religion (Bombay, 1860) in dem Sinne von „sehr alten Texten", Zend als Commentar und Pazend als erklärende Anmerkungen, alles auf gleiche Weise in jener Sprache abgefasst, die man nach wie vor Zend nennen soll.

35) „Dem Kissah-i-Sanján, einer als Bericht über die älteste Geschichte der Parsis fast werthlosen Abhandlung zufolge nahmen die Feueranbeter neunundvierzig Jahre vor der Aera Jezdegerds (632 n. Chr.) oder ungefähr 583 in Khorassan ihre Zuflucht. Hier blieben sie hundert Jahre bis 683, zogen dann nach der Stadt Hormaz (Ormus am persischen Meerbusen) ab und wanderten nach einem Aufenthalt von 15 Jahren nach Diu, einer Insel an der Südwestküste von Katiawar weiter. Hier verweilten sie neunzehn Jahre bis 717 und zogen dann vorwärts nach Sanján, einer ungefähr vierundzwanzig Meilen südlich von Damaun gelegenen Stadt. Nach 300 Jahren verbreiteten sie sich über die Nachbarstädte von Guzerat und

entzündeten das heilige Feuer der Reihe nach in Barsada, Nausari bei Surat, und in Bombay.“ — Bombay Quarterly Review, 1856. No. VIII. S. 67.

36) Plato Alc. I., p. 122. a. Cap. 17. ... *μαγεῖαν διδάσκει τὴν Ζωροάστρου τοῦ Ὠρομάζου (ἔστι δὲ τοῦτο θεῶν θεραπεία)* . . .

37) In den Inschriften findet man den Nom. Auramazdâ, den Gen. Auramazdâha, den Acc. Auramazdam. — 37b) Die folgenden Bemerkungen über die Grundbedeutung von lord oder Brotherr verdanke ich der freundlichen Mittheilung des Dr. Bosworth, Prof. d. angelsächs. Sprache in Oxford. „Lord stammt vom angelsächsischen hláf-órd, das aus hláf, englisch loaf, *goth. hlaifs, poln. chlieb, russ. chlib, chleb, kroat. hlib, böhm. chleb, finn. leipa, lappl. laibe, deutsch Laib* (á ist dabei dumpf wie oa in boat auszusprechen), und aus órd, -es, m. Ursprung, Urheber, zusammengesetzt ist. So heisst órd moncynnes, Ursprung des Menschengeschlechts, Cd. 55 . . . „Lady kommt vom angels. hláef-dige, -die. Hlaéf ist Nebenform zu hláf und dige, die, -an, f. kommt von dugan, digan, heo dige, sorgen, helfen, dienen. Daher ist lady ebenfalls Brotherrin, die für Speise sorgt. Im 122. Psalm findet man, V. 3. hire hlaefdigean oder hlaefdian, suae dominae. R. Glouc. schreibt für hlaefdie leuedie, leuedy; Gower und Spenser ladie, gegenwärtig lady.“

38) Gen. Ahurahe mazdâo, Dat. mazdâi, Acc. mazdam.

39) Haug, Vorles. S. 11. Vgl. auch Bunsen's Aegypten.

40) Berosus, wie er uns in der armenischen Uebersetzung des Eusebius erhalten ist, erwähnt eine medische Dynastie in Babylon, welche mit einem Könige Zoroaster, lange vor Ninus, beginnt. Er würde in das Jahr 2234 vor Chr. zu setzen sein. Der Lydier Xanthus (470 vor Chr.), der vom Diogenes Laertius citirt wird, setzt den Propheten Zoroaster 600 Jahre vor den trojanischen Krieg (1800 vor Chr.). Aristoteles und Eudoxus setzten nach Plinius (Hist. Nat. XXX., 1) Zoroaster 6000 Jahre vor Plato, Hermippus liess ihn 5000 Jahre vor dem trojanischen Kriege leben. (Diog. Laert. prooem.) Plinius stellt (Hist. Nat. XXX., 2) den Zoroaster mehrere 1000 Jahre vor Moses, der eine andere Art von Mageia begründete. *Er neigt übrigens zu der Ansicht hin, dass es zwei Zoroaster gegeben habe.* — 41) Diese Uebersichtstafel befindet sich im Anhange.

42) Vgl. Schleicher, Deutsche Sprache, S. 81.

Sechste Vorlesung.

1) Farrar, Origin of Languages, S. 35.

2) „Es ist unter den Grammatikern gewöhnlich gewesen, diese Abwandlungen in den Endungen als durch einen unbekannten Process aus dem Körper des Nomens entwickelt anzusehen, wie die Zweige eines Baumes aus dem Stamme hervorwachsen — oder als an sich bedeutungslose, aber willkührlich oder verabredetermassen zur Modification der Wortbedeutung angewandte Elemente. Dieser Ansicht tritt Schlegel bei. Languages with inflexions, sagt er, are organic languages, because they include a living principle of development and increase, and alone possess, if I may so express myself, a fruitful and abundant vegetation. The wonderful mechanism of these languages consists in forming an immense variety of words, and in marking the connection of ideas expressed by these words by the help of an inconsiderable number of syllables, which, viewed separately, have no signification, but which determine with precision

the sense of the words to which they are attached. By modifying radical letters and by adding derivative syllables to the roots, derivative words of various sorts are formed, and derivatives from those derivatives. Words are compounded from several roots to express complex ideas. Finally, substantives, adjectives, and pronouns are declined, with gender, number, and case; verbs are conjugated throughout voices, moods, tenses, numbers, and persons, by employing, in like manner, terminations and sometimes augments, which by themselves signify nothing. This method is attended with the advantage of enunciating in a single word the principal idea, frequently greatly modified, and extremely complex already, with its whole array of accessory ideas and mutable relations.“ — Transactions of the Philological Society, vol. II., p. 39.

3) Endlicher, Chinesische Grammatik, S. 172.

4) *Für den Instrumentalis hat z. B. auch das Russische einen besondern Casus. Vgl. Pawlowsky, Russ. Sprachlehre, S. 11.*

5) Endlicher, Chinesische Grammatik, S. 172.

6) *Die Städtenamen der zweiten Declination waren eigentlich auch noch näher zu betrachten; vgl. Billroth, lat. Schulgr. §. 191, u. namentl. Anm. 2; Zumpt, §. 398, Anm. 1 extr.* — 7) „Die Algonquiner haben nur einen Casus, den man den Locativ nennen kann.“ Du Ponceau, S. 158. — 8) Marsh, S. 579. — 9) Im Altportugiesischen erwähnt Diez senhor rainha, mia sennor formosa, meine schöne Herrin.

10) *Man vergleiche den häufigen Uebergang des griechischen Spiritus asper in ein lat. s, z. B. ἕπομαι, sequi, ὕλη, silva, ὗς, sus etc.

11) *Die Visio Willielmi de Petro Plouhman ist bekanntlich ein altenglisches Gedicht mit alliterirenden accentuirenden Versen, das um 1362 geschrieben sein muss. Vgl. Craik, Literature, 1, 238 flg.*

12) Marsh, S. 387. Barnes, Poems im Dorsetshire-Dialect. Man hört in Dorsetshire z. B. Al ô'm statt all of them; I midden statt I may not; I cooden statt I could not. *Aehnliches bieten die deutschen Dialekte in Menge.* Im Angelsächsischen findet man not für ne wot, ich weiss nicht; nist für er wusste nicht; nisten für sie wissen nicht; nolde, noldest für ich wollte nicht, du wolltest nicht; nyle für ich will nicht, *vgl. lat. nolo*; næbbe für ich habe nicht; næfth für er hatte nicht; næron für sie waren nicht etc. — 13) Survey of Languages, p. 21. *G. F. Burguy, I., S. 231.* — 14) Fuchs, Romanische Sprachen, S. 344.

15) Merkwürdig ist unter vielen andern Futurformen auch die in Dorsetshire gebräuchliche Sprechweise: I be gwâin to goo a-pickèn stuones. Der griechische Ausdruck für Futurum ὁ μέλλων erinnert daran, dass μέλλω ebenfalls als Hülfsverb zur Bildung gewisser Futura im Griechischen gebraucht wird. Es hat verschiedene Bedeutungen, man kann aber den Zusammenhang aller mit dem Sanskritwort man (manyate), denken, nachweisen. So wie anya, ander, in ἄλλος verwandelt wird, so geht manye, ich denke, in μέλλω über. Il. II., 39: θήσειν ἔτ' ἔμελλεν ἐπ' ἄλγεά τε στοναχάς τε Τρωσί τε καὶ Δαναοῖσι, er dachte den Trojanern und Danaern noch Jammer und Angstgeschrei zu erregen. Il. XXIII., 544: μέλλεις ἀφαιρήσεσθαι ἄεθλον, du denkst mir abzunehmen den Kampfpreis. Od. XIII., 293: οὐκ ἄρ' ἔμελλες λήξειν, dachtest du nicht daran, aufzuhören? warst du nicht im Begriff, aufzuhören? *Ueber das deutsche denken vgl. man übrigens Grimm, deutsch. Wörterb. unter denken, Nr. 19.* Oder wieder in solchen Wendungen, wie Il. II., 36: ἃ ῥ' οὐ τελέεσθαι ἔμελλον, was ja nie zur Vollendung bestimmt war, buchstäblich, was nicht beabsichtigte, vollendet zu werden. So wurde μέλλω von

ich denke einen langen Schlaf zu thun! = ich [illegible]

Ereignissen gebraucht, welche wahrscheinlich eintreten sollten, wie wenn dieselben darauf dächten, oder es beabsichtigten zu sein oder nicht zu sein, und nachdem die Grundbedeutung vergessen war, wurde *μέλλω* zu einem blossen, Wahrscheinlichkeit ausdrückenden Hülfsverb. *Μέλλω* und *μέλλομαι* in der Bedeutung zaudern finden beide in dem Sanskritwort man, denken, erwägen, ihre Erklärung. Im Altnorsischen wird das Futurum auch mit mun, meinen, gebildet.

16) *Vgl. Grimm, Deutsche Gramm., I., S. 422.*

17) Bopp, Vgl. Gramm. §. 620. Grimm, Deutsche Gramm., II., 845.

18) *Die Endungen der Präteriti sind im Althochdeutschen überhaupt: ta, tos (tes), ta, tumes, tut, tun und im Conj. ti, tis, ti, times, tit, tin. Der Gebrauch des Hülfsverbs thun lässt sich bekanntlich in Volksdialekten und in der Poësie vielfach nachweisen. In den englischen Dialekten, z. B. in Dorset, wird jedes Präteritum, wenn es eine wiederholte oder fortdauernde Handlung ausdrückt, mit I did gebildet und es wird so ein Unterschied gemacht zwischen „'e died eesterdae" und „the vo'ke did die by scores". Ursprünglich ist died = die did gewesen. (Barnes, Dorsetshire-Dialect, p. 39.) — 19) Vgl. Max Müller's Brief über die turanischen Sprachen, S. 44 u. 46. — 20) Vgl. Grimm's Wörterb. s. v. Eisen, wo angegeben wird: goth. eisarn, ahd. îsarn, später îsan, mhd. îsen, alts. îsarn nnl. ijzen, ags. îsern, îren, engl. iron etc.*

21) Sanskr. dama; griech. *δόμος*; lat. domus; slav. domŭ; celt. daimh. Das deutsche Dom ist spätern Ursprungs.

22) Vergl. Max Müller's Essay on Comparative Mythology, Oxford Essays, 1856. — 23) Ârya-bhûmi und Ârya-deśa werden in demselben Sinne gebraucht. — 24) IV., 20, 4; XIX., 62, 1. — 25) Pân. III., 1, 103.

26) In einem der Veda's wird arya mit kurzem a wie ârya als Gegensatz von Śûdra gebraucht. Denn wir lesen (Vâj-San. XX., 17): „Welche Sünde wir auch in dem Dorfe, im Walde, in dem Hause und draussen im Freien gegen einen Śûdra, gegen einen Arya begangen haben mögen — Du bist unsere Erlösung." — 27) Lassen, Ind. Alt. Bd. I., S. 6.

28) Ebenda, Bd. I., S. 526. — 29) Ptolemæus kennt *Ἀριάκας* in der Nähe der Yaxartes-Mündung. Ptol. VI., 14; Lassen, loc. cit. I., 6.

30) Burnouf, Yaśna, Anm. 61. In demselben Sinne braucht der Zend-avesta den Ausdruck aryanische Provinzen, „airyanâm daqyunâm" (gen. plur.) oder „airyâo dainhâvô, provincias Arianas." Burnouf, Yaśna, 442 und Anm. S. 70. — 31) Burnouf, Notes, S. 62.

32) Strabo, XI., 7, 11. Plin. Hist. Nat. VI., 19. Ptol. VI., 2. De Sacy, Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, p. 48. Lassen, Indische Alterthumskunde, I., 6.

33) *Eigentlich die Zierde*; Strabo, XI., 11; Burnouf, Notes, S. 110. „An einer andern Stelle wird Eratosthenes citirt, insofern als er die westliche Gränze als eine Parthiene von Medien und Karamanien von Parætakene und Persien scheidende Linie beschreibt und somit Yezd und Kerman mit hineinlegt, aber Fars ausschliesst." Wilson, Ariana antiqua, S. 120. — 34) Hellanicus, fragm. 166, ed. Müller. *Ἄρια Περσικὴ Χώρα.*

35) Joseph Müller, Journal Asiatique, 1839. p. 298. Lassen, loc. cit. I., 6. Daher das Elam der Genesis. *? Elot. B.* Mélanges Asiatiques, I., S. 623. In den Keilinschriften, welche die Aussprache des Persischen unter der Achämeniden-Dynastie repräsentiren, fehlt der Buchstabe l gänzlich. In dem Namen Babylon und Arbela steht dafür r. Das l erscheint indess in den Sassaniden-Inschriften, wo Ailán und Airán, Anilan und Aniran vorkommt.

36) Heeren, Ideen, I., S. 337: *ὁμόγλωττοι παρὰ μικρόν*. Strabo, S. 1054. — 37) Herodot, VII., 90.

38) Eine der medischen Volksclassen heisst *Ἀριοζαντοί*, was aryajantu sein kann. Herodot, I., 101.

39) *Μάγοι δὲ καὶ πᾶν τὸ Ἄρειον γένος, ὡς καὶ τοῦτο γράφει ὁ Εὔδημος, οἱ μὲν τόπον, οἱ δὲ χρόνον καλοῦσι τὸ νοητὸν ἅπαν καὶ τὸ ἡνωμένον· ἐξ οὗ διακριθῆναι ἢ θεὸν ἀγαθὸν καὶ δαίμονα κακὸν ἢ φῶς καὶ σκότος πρὸ τούτων, ὡς ἐνίους λέγειν. Οὗτοι δὲ οὖν καὶ αὐτοὶ μετὰ τὴν ἀδιάκριτον φύσιν διακρινομένην ποιοῦσι τὴν διττὴν συστοιχὴν τῶν κρειττόνων, τῆς μὲν ἡγεῖσθαι τὸν Ὠρομάσδη, τῆς δὲ τὸν Ἀρειμάνιον.* — Damascius, quæstiones de primis principiis, ed. Kopp, 1826, cap. 125., S. 384. — 40) De Sacy, Mémoire, p. 47; Lassen, Ind. Alt., I., 8.

41) Burnouf, Notes, 107. Spiegel, Beiträge zur vergl. Sprachf., I., 131. Anquetil hatte keine Autorität dafür, das Zendwort airyaman für Armenien zu halten. — 42) Bochart zeigt (Phaleg. l. I., c. 3, col. 20), dass der chaldäische Paraphrast das Minî des Jeremias mit Har Minî wiedergiebt und da dasselbe Land von Nicolaus Damascenus Minyas genannt wird, so schliesst er weiter, dass die erste Silbe das semitische Har, Berg, sei. (S. Rawlinson's Glossary. s. v. *Gesenius I., 1079.*)

43) Lassen, Ind. Alt., I., 8, Anm. Auch Arikh wird im Armenischen als Name der Meder gebraucht und ist von Joseph Müller auf Aryaka als einem Namen Mediens bezogen worden. Journ. Asiat. 1839. S. 298. Wenn ari und anari, wie Quatremère sagt, im Armenischen als Namen der Meder und Perser gebraucht werden, so kann dies nur einem Missverständniss zugeschrieben werden, und muss eine Behauptung spätern Datums sein. — 44) Sjögren, ossetische Grammatik, S. 396. Skylax und Apollodorus erwähnen *Ἄριοι* und *Ἀριάνια*, südlich vom Kaukasus. Pictet, Origines, 67, Skylax, Peripl., S. 213, ed. Klausen; Apollodori Biblioth., S. 433, ed. Heyne. — 45) Burnouf, Notes, p. 105. *Polybius 10, 48, stellt nomadische *Ἀσπασιάκαι* zwischen Oxus und Tanais: das sind wohl *Ἀσπασάκαι*, r e i t e n d e Saken. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, I., 227.* — 46) Ptol. VI., 2, und VI., 14. *Ἀναριάκαι* findet man an der Gränze Hyrkaniens. Strabo, XI., 7. Plin. Hist. Nat., VI., 19.

47) Ueber die Arimaspi und Aramæi s. Burnouf, Notes, p. 105. Plin. VI., 9. — 48) Quirizam im Zend-avesta, Uvârazmis in den Inschriften des Darius. — 49) Vgl. Stephanus Byzantinus.

50) Grimm (Rechtsalterthümer, S. 292) führt Arii und Ariovist auf die gothische Wurzel harji, Heer, zurück. Wenn dies richtig ist, so müssen wir diesen Theil unserer Beweisführung fallen lassen.

51) Pictet, les Origines Indo-Européennes, S. 31. „Iar, l'ouest, ne s'écrit jamais er ou eir, et la forme Iarin ne se rencontre nulle part pour Erin.“ Zeuss übersetzt iar-rend, insula occidentalis. Aber rend (richtiger rind) hat im Gen. Sing. rendo. — 52) Altnorsisch îrar, die Irländer, angelsächsisch îra, der Irländer.

53) Obgleich ich diese Ansichten auf die Auctorität M. Pictet's hin vortrage, so will ich doch die folgende Notiz nicht zurückhalten, welche ein ausgezeichneter irischer Gelehrter die Güte gehabt hat, mir zu übersenden: „Der gewöhnliche Name Irlands in den ältesten irischen Manuscripten ist (h)ériu, Gen. (h)érenn, Dat. (h)érinn. Das h zu Anfang wird oft weggelassen. Ehe wir eine Ableitung des Worts versuchen, müssen wir womöglich seine alte celtische Form feststellen. Von den alten Namen Irlands, welche man in griechischen und lateinischen Schriftstellern findet, ist Hiberio der einzige, welcher der Form nach hériu

repräsentiren kann. Der Ablativ dieser Form, Hiberione, kommt im Armagh-Buche, einem lateinischen Manuscript aus dem Anfang des neunten Jahrh., vor. Aus demselben Msc. ersehen wir auch, dass ein Name des irischen Volkes Hyberionaces war, offenbar eine Ableitung von dem Stamm Hiberio. Wenn wir nun daran erinnern, dass die altirischen Schreiber den mit einem Vocal anfangenden Wörtern oft ein h vorschrieben (z. B. h-abunde, h-arundo, h-erimus, h-ostium) und dass sie statt des Consonanten v auch oft ein b schrieben (z. B. bobes, fribulas, corbus, fabonius); wenn wir überdies beachten, dass die wallisischen und bretonischen Namen für Irland — Ywerddon, Iverdon — auf einen altceltischen, mit iver anfangenden Namen hinweisen, so kann es uns nicht schwer fallen, die Form Hiberio richtig zu latinisiren, nämlich als Iverio. Dies würde im Altceltischen in Iveriu, Gen. Iverionos, übergehen. So lautete die altceltische Form für Fronto Frontû, wie wir aus den gallischen Inschriften zu Vieux Poitiers ersehen. Da das v zwischen zwei Vocalen im Irischen immer verloren geht, so würde Iveriû zu ieriu werden und danach, indem die ersten beiden Vocale sich verschmelzen, ériu. Was das Doppel-n in den obliquen Casus von ériu anbetrifft, so verhält sich der Genitiv érenn zu Iverionos, wie das altirische anmann, „Namen", zu nâmâni im Sanskrit, lat. nomina. Die Verdoppelung des n kann vielleicht von der altceltischen Betonung herrühren. Was ist nun über die Etymologie von Iveriû zu sagen? Ich wage die Hypothese, dass es (gleich dem latein. Aver-nus, griech. Ἄϝορ-νος) mit dem Skr. avara „posterior", „westlich" zusammenhängen mag. So ist das irische des, wallisisch deheu, rechts, südlich, im Skr. dakshiṇa, dexter und das irische áir (in an-áir), wenn es für páir, Ost, steht, ist im Skr. pûrva, anterior. M. Pictet betrachtet des Ptolemaios Ἰουερνια (Ivernia) als die dem Altceltischen am nächsten kommende Form des fraglichen Namens. Er sucht ferner in der ersten Silbe einen irischen Stamm, den er ibh (Land, Volkstamm) nennt und glaubt, dass dies ibh nicht nur mit ibha, Familie, in den Veda's, sondern auch mit dem Althochdeutschen eiba, ein Distrikt, verwandt sei. Aber erstens würde ibha nach den phonetischen Gesetzen im Irischen, im Altirischen als eb, im Neuirischen als eabh erschienen sein; zweitens ist das ei in eiba ein Diphthong = dem gothischen ai, Irisch ói, óe, Skr. ê. Demzufolge kann ibh und ibha nicht mit eiba zusammengestellt werden. Drittens giebt es gar kein Wort, dessen Nom. Sing. ibh lautete, obgleich man es in O'Reilly's Wörterbuch findet, nebst seiner Erklärung des intensiven Präfixes er-, für „edel" und noch manchem andern Versehen und mancher Flunkerei. Die Form ibh kann allerdings beigebracht werden, aber als ein sehr moderner Dativ Pluralis von úa, ein Abkömmling. Irische Landstriche wurden oft nach dem Clan, der sie inne hatte, benannt, und diese Clans hiessen dann oft Abkömmlinge (huí, hí, í) eines solchen. Daher das Versehen der irischen Lexikographen." — W. S.

54) Vgl. Rawlinson's Glossary, s. v. Wir hören von Schlachten am Sutledsch und wollen kaum glauben, dass das Schlachtfeld der Seikhs fast dasselbe war, auf dem Alexander die Könige des Pendschâb bekämpfte; aber Sutledsch ist der Name desselben Flusses, der bei Alexander Hesudrus, bei den Indiern Śatadru heisst und in den ältesten Veda-Hymnen (ungefähr 1500 v. Chr.) finden wir einen Kriegsgesang, der sich auf eine auf den beiden Ufern desselben Flusses gefochtene Schlacht bezieht.

55) W. Ouseley, Orient. Geogr. of Ebn Haukal. Burnouf, Yaśna, Anm., S. 102. — 56) Ptolem. VI., c. 17. — 57) Man hat angenommen, dass harôyûm im Zend-avesta für haraêvem stehe und dass der Nominativ

nicht Harôyu, sondern Haraêvô sei. (Oppert, Journal Asiatique, 1851. S. 280.) Ohne zu läugnen, dass diese Ansicht, welche durch den Accus. vidôyum, von vidaêvo, Feind der Divs, gestützt wird, richtig sein könnte, halten wir es doch für ganz wohl begründet, Harôyûm als den regelmässigen Accusativ von Harôyu aufzufassen, da das lange u im Accusativ durch den nasalen Endlaut veranlasst wird. (Burnouf, Yaśna, Anm. p. 103.) Dieses Harôyu würde dann im Nominativ eine ebenso regelmässige Form, wie Sarayu im Sanskrit sein, ja noch regelmässiger, da harôyu eine Sanskritform sarasyu oder saroyu, von saras, voraussetzen würde. M. Oppert identificirt das Volk von Haraiva ganz richtig mit den Ἀρεῖοι, aber nicht, wie Grimm, mit den Ἄριοι. — 58) Es wird von einer Wurzel sar oder sṛi, gehen, laufen, abgeleitet, wovon saras, Wasser, sarit, Fluss, und Sarayu, der Eigenname des Flusses bei Oude, herkommt; auch können wir mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen, dass dieses Sarayu oder Sarasyu dem Fluss Arius oder Heri und dem Lande Ἄρια oder Herat den Namen gab. Keinesfalls steht Ἄρια, als Name von Herat, in Verbindung mit Ἄρια, dem weiten Lande der Âryas.

Siebente Vorlesung.

1) Diversions of Purley, p. 190. — 2) AR lässt sich bis auf die Sanskritwurzel ṛi, gehen, zurückverfolgen. (Pott, Etymologische Forschungen, I., 218.) Für den vorliegenden Zweck genügt aber die Wurzel AR. Zu der im Texte citirten Stelle aus Shakesp. vgl. noch 5 Mos. 21, 4. a rough valley which is neither eared nor sown, ein Grund, der weder gearbeitet, noch besäet ist. — 3) Wenn die cornischen und wallisischen Wörter, wie man angenommen hat, aus dem lat. aratrum corrumpirt wären, so würden ihre Formen areuder und arawd lauten müssen. *Im Engl. ist zu der Wurzel AR noch earsh (gepflügtes) Ackerland, zu vergleichen; im deutschen Art, das Pflügen, artacker, artfeld, artland, artbar, arthaft. S. Grimm, Wörterbuch, s. vv.* — 4) *Man vgl. das altn. tannfê, Zahngeld.*

5) *Die Bedeutung des Pfluglandes, Ackerfeldes, sagt dagegen Grimm im Wörterb. s. v., Erde, wäre fast zu eng, darum liegt auch das latein. arvum ab.* — 6) Grimm bemerkt ganz richtig, dass airtha nicht von arjan herkommen könne, weil schon die Vocale abweichen. Aber airtha ist eine viel ältere Form und kommt von der Wurzel ar, die wieder ursprünglich ṛi oder ir lautete (Benfey, Kurze Gr. S. 27.) Von dieser ursprünglichen Wurzel ṛi oder ir muss man sowohl die Sanskritform irâ oder idâ als das goth. airtha ableiten. Das Letztere würde der Form ṛita im Sanskrit entsprechen. Die eigentliche Bedeutung des Sanskritworts idâ ist noch nicht aufgefunden. Die Brahmanen erklären es als „Gebet". dies ist aber nicht die Grundbedeutung. — 7) Wir begegnen dieser Bedeutung noch im deutschen „Schiff und Geschirr". Schiff heisst goth. skip, mittelhochd. scif, scëf, und bedeutet ursprünglich Gefäss. (Vgl. sciphi, schifelin, cimbia, Geschirr.) Graff, Althochd. Sprachschatz, VI., 455.

8) Grimm leitet Arbeit, goth. arbaith, althochdeutsch arapeit, direct vom gothischen arbja, Erbe, her, räumt aber zugleich eine Verwandtschaft zwischen arbja und der Wurzel arja, pflügen, ein. Er stellt arbja dem slavischen rab, Knecht, Leibeigner, Diener, gleich und glaubt sogar, dass rabota dem lateinischen labor (labos, labots) begegne, so dass labor, rabota und arbeit alle drei für dasselbe Wort anzuerkennen wären. Grimm,

Wörterbuch, s. v. Arbeit. — Im Englischen errand und errand-boy ist dasselbe Wort noch vorhanden. *Dem Wort errand liegt das angelsächs. aerend (vgl. schwedisch årende) zu Grunde.*

10) So sagt Shakespeare: „Make the sea serve them; which they ear and wound With keels.“ *Vgl. die Ausdrücke der lat. Dichtersprache vada carina sulcare, findere; æquor arare,ære spumas maris ruere etc.*

11)) *Vgl. schwed. åra, norm. ower, altn. âr.*

12) Lat. remus (altirisch rám) für resmus, verwandt mit *ἐρετμός*. Von *ἐρέτης*, *ἐρέσσω*; ferner *ὑπηρέτης*. Diener, Helfer. Rostrum von rodere.

13) Vergl. Eur. Hec. 455. *κώπη ἁλιήρης*. *Ἀμφήρης* bedeutet von beiden Seiten mit Rudern versehen.

14) Von plu, *πλέω*, im Sanskr.; vgl. Flotte, fleet und float im Engl.

15) Andere Gleichnisse sind: *ὕνις* und *ὕννις*, Pflugschar, was Plutarch von *ὗς*, Eber, ableitet, indem der Rüssel des erdaufwühlenden Schweines den ersten Anlass zur Erfindung des Pfluges gegeben habe. Das latein. porca, gepflügtes Feld, wird von porcus, Schwein, abgeleitet, *worüber jedoch Forcellini s. v. zu vergleichen ist,* und das deutsche furicha, Furche, hängt mit farah, Eber, zusammen. Vṛika, Wolf, von vraśch, zerreissen, wird im Sanskr. für Pflug gebraucht, Rv. 1., 117; 21. Godaraṇa, Erdzerreisser ist ein anderes Wort für Pflug im Sanskrit. Das gothische hoha, Wolf, ist gleich koka, Wolf, im Sanskrit. Vergl. Grimm, Deutsche Sprache, und Kuhn, Indische Studien, Vol. I., S. 321.

16) Im Thal Blackmore heisst ein Wagen plough oder plow und zull (angelsächs. syl) wird für aratrum gebraucht. Barnes, Dorset-Dial., S. 369.

17) *Wir wollen beiläufig bemerken, dass auch das deutsche Wort Art (genus, natura etc.) bei der Betrachtung der von ar stammenden Wortformen nicht ganz unbeachtet bleiben darf, und verweisen auf Grimm's Wörterbuch, s. v.* — 18) Pott, Etymologische Forschungen, S. 267; Benfey, Griechisches Wurzelwörterbuch, S. 236.

19) *Man vergl. damit den bei Wechseln vorkommenden Ausdruck Respecttage.* — 20) Das griechische *ὑπόδρα* wird von *ὑπὸ* und *δρα* abgeleitet, welches letztere mit *δέρκομαι*, blicken, dṛiś im Sanskrit in Verbindung steht.. Im Sanskrit ist die primitivere Wurzel dṛi oder dar ebenfalls erhalten und kommt besonders in Verbindung mit der Präposition â häufig vor; tad âdṛitya in Hinsicht darauf.

21) Die Franzosen bezeichnen mit ihrem soupçon manchmal ein kleinstes Theilchen, ein fast nur vermuthetes Dasein eines Dinges; man hört: Es ist ein soupçon Cichorien in diesem Kaffee, il a un soupçon de fièvre. — 22) *Vgl. Grimm, Wörterbuch. Eulenspiegel.*

23) Man vgl. generi coloniali, Colonialwaaren. Marsh, S. 263. Im Spanischen generos für Waaren.

24) Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, dass unsere Liste der von der Wurzel spec abgeleiteten Wörter keineswegs vollständig ist; hierher gehört z. B. noch specimen, spectator, spectaculum und Spectakel, spectacles (im Engl. Brille) Specialität, Spectrum, speciosus mit seinen Ableitungen u. s. w. — 25) Benloew, Aperçu Général, S. 28 flg.

26) Benfey, Grammatik, §. 147:

Wurzeln der 2., 3., 5., 7., 8. und 9. Classe . . .	226,
Wurzeln der 1., 4., 6. und 10. Classe	1480,
mit Einschluss von 143 der 10. Classe	1706.

27) Renan, Histoire des Languages sémitiques, S. 138. Benloew schätzt die nothwendigen Radicalen im Gothischen auf 600, im gegen-

wärtigen Deutsch auf 260. S. 22. Pott glaubt, dass jede Sprache ungefähr 1000 Wurzeln hat. — 28) *Nimmt man 6 Vocale (v) und 18 Consonanten (c) an, so hat man erstens 6 Wurzeln mit einfachem Vocal, danach cv und vc 216; ferner cvc 1944; ccv, da die beiden Consonanten nicht gleich sein können, höchstens 1836 und ebenso vcc 1836, welche Zahlen aber noch sehr zu verkleinern sind, da z. B. Combinationen wie bpa, tda u. s. w. unmöglich sind; demnach ist die Zahl der aus einem, zwei oder drei Buchstaben bestehenden möglichen Wurzeln mit 5838 schon zu gross angegeben, und beträgt etwa 4000.*

29) Die Zahl in dem kaiserlichen Wörterbuch des Khang-hi beläuft sich genau auf 42,718 Wörter. Ungefähr der vierte Theil ist ausser Gebrauch gekommen und die Hälfte des Restes kann als selten vorkommend bezeichnet werden, so dass nur ungefähr 15,000 Wörter als wirklich gebräuchlich übrig bleiben. „Die genaue Zahl der classischen Wortcharaktere beträgt 42,718. Viele von ihnen sind im Neuchinesischen nicht mehr in Gebrauch, kommen aber in den kanonischen und classischen Büchern vor. Sie sind bisweilen in officiellen Documenten zu finden, wenn man einen Versuch macht, den alten Stil nachzuahmen. Eine beträchtliche Menge derselben sind Namen von Personen, Ortschaften, Bergen, Flüssen u. s. w. Um die Stelle eines kaiserlichen Geschichtsschreibers ausfüllen zu können, musste man 9000 kennen, welche in einem besondern Handbuche gesammelt waren.“ — Stanislas Julien.

30) The study of the English language by A. D'Orsey, S. 15. *Der Wortschatz manches deutschen Bauermädchens, das nur wenige Quadratmeilen um sein Heimathdorf kennt und nur selten liest und noch seltener schreibt, dürfte sehr gering und nur zum kleinen Theile hochdeutsch sein.*

31) Dies ist die Zahl der Wörter, wie sie Bunsen in dem im ersten Bande seines „Aegypten“ mitgetheilten Vocabular angiebt (S. 453—491). Obgleich übrigens mehrere dieser Wörter gleich klingen, so müssen sie doch etymologisch getrennt werden, und spätere Forschungen haben ihre Zahl noch vermehrt. Die Zahl der hieroglyphischen Gruppen in Sharpe's „Egyptian Hieroglyphics“, 1861, beläuft sich auf 2030. Was die Keilinschriften Persien's anbetrifft, so enthalten sie nur 379 Wörter, von denen noch dazu 131 Eigennamen sind.

32) Marsh, Lectures, S. 182. M. Thommerel giebt als Zahl der engl. Wörter in den Wörterbüchern des Robertson und Webster 43,566 an. Todd's Ausgabe des Johnson soll dagegen 58,000 enthalten und die spätern Ausgaben des Webster haben die Zahl 70,000 erreicht, wenn man die Participien des Präsens und Perfect als für sich bestehende Vocabeln zählt. Flügel hat die Zahl der Wörter in seinem eigenen Wörterbuche auf 94,464 geschätzt, wovon 65,085 einfach, 29,379 zusammengesetzt sind. Dies that er 1843, sprach aber zugleich die Hoffnung aus, dass in der nächsten Ausgabe seines Werkes die Wortzahl weit über 100,000 hinausgehen werde. Diese letztere Zahl giebt auch Marsh als das Minimum der copia vocabulorum im Englischen an. Vgl. Saturday Review, Nov. 2. 1861. *Die Zahl der deutschen Wörter ist, wenn man in ähnlicher Weise alle irgend selbständigen Wortformen und Composita für sich rechnen will, noch weit bedeutender. In Grimm's Wörterbuch füllen die Wörter von A bis Forsche bereits 5504 Seiten; dies giebt, wenn man dort auf die Seite durchschnittlich nur 9 Wörter rechnet, schon beinahe 50,000 Wörter.

33) Renan, Histoire, S. 138. — 34) Endlicher, Chinesische Grammatik, §. 128. — 35) Wenn zwei Wörter, wie jin ta, gestellt sind, kann auch das erste das Prädicat des zweiten bilden, indem das zweite als

Substantiv gebraucht wird. So kann jin ta die Grösse des Mannes bezeichnen, aber in diesem Falle ist es gewöhnlicher, jin tei ta zu sagen. „Ein anderes Beispiel: chen, Tugend, jin tschi chen, die Tugend des Menschen; chen, tugendhaft, chen jin, der tugendhafte Mensch; chen, billigen, chen tchi, es billigen, gut finden; chen, gut, wohl, chen ko, gut singen." — Stanislas Julien.

36) Grimm, Deutsche Grammatik, Bd. II., S. 521.

37) Spenser, Shepheard's Calender, Februarie 85. (ed. Collier, I., p. 25): 'Cuddie, I wote thou kenst little good so vainly t'advaunce thy headlesse hood:' (for thy headlessness; hood is a termination denoting estate, as manhood. — T. Warton.)

38) *Man vgl. die griech. Conjugationsendungen esai = ē, asai = ē, eso = u, ferner alethesia = aletheia, das Wegfallen des Futur-s u. s. w.*

39) Wie weit übrigens dieser einfache Compositionsprocess führen konnte, sehen wir z. B. am griechischen Verbum, das durch alle Genera, Tempora, Modi, Personen u. s. w. durchconjugirt, mit den Participien und ihren Casus gegen 1300 Formen darbietet.

Achte Vorlesung.

1) Histoire générale et Système comparé des Langues sémitiques par Ernest Renan. Seconde édition. Paris, 1838. *Gesenius in der Einleitung zu seinem hebr. und chaldäischen Handwörterbuche.*

2) Peschito bedeutet einfach. Das alte Testament wurde aus dem Hebräischen, das neue aus dem Griechischen um 200, vielleicht noch früher, übersetzt. Ephraim Syrus lebte um die Mitte des vierten Jahrhunderts. Während des 8. und 9. Jahrhunderts wirkten die syrischen Nestorianer als Lehrer der Araber. Ihrer literarischen und intellectuellen Ueberlegenheit gingen sie aber im 10. Jahrh. verlustig. Nur Gregorius Barhebræus (Abulfaradsch, † 1286) wusste dieselbe wieder eine Zeit lang zu behaupten. Vgl. Renan, S. 257. *Gesenius, S. XV.*

3) Perkins und Stoddard; der letztere veröffentlichte in dem Journal der amerikanischen orientalischen Gesellschaft (Vol. V., 1) eine neu-syrische Grammatik. — 4) Renan, S. 214 flg. „Le chaldéen biblique serait un dialecte araméen légèrement hébraisé." — 5) Tarjam heisst im Arabischen erklären; das arabische tarjamân ist = Dragoman, Dolmetscher. *Letzteres ist ein slavisches Wort, vgl. Grimm s. v.*

6) Die ältesten Targums sind die des Onkelos und Jonathan im zweiten Jahrh. nach Chr. Andere sind viel später, sogar erst nach dem Talmud geschrieben. Renan, S. 220. — 7) Renan, S. 220—222.

8) Der Talmud (d. i. Lehre) besteht aus der Mischna und Gemara. Mischna heisst Wiederholung, nämlich des Gesetzes. Sie wurde um 218 von Jehuda gesammelt und niedergeschrieben. Gemara ist eine Fortsetzung und ein Commentar der Mischna; die von Jerusalem wurde gegen Ende des vierten, *vielleicht schon früher*, die von Babylon im fünften, vielleicht erst im sechsten Jahrhundert, beendigt. *Vgl. Gesenius, Einleitung zum Handwörterb. S. XXIV. flg.* — 9) Zuerst gedruckt in der rabbinischen Bibel, Venedig, 1525. — 10) Quatremère, Mémoire sur les Nabatéens, S. 139. — 11) Renan, S. 241. — 12) Renan, S. 237. — 13) Quatremère, Mémoire sur les Nabatéens, S. 116. — 14) Ibn Wahschiyyah war Muhamedaner, seine Familie hatte sich aber erst in drei Generationen zum

Islam bekehrt. Er übersetzte eine Sammlung nabathäischer Bücher. Drei davon sind uns erhalten: 1) Der nabathäische Ackerbau, 2) das Buch über Gifte, 3) das Buch des Babyloniers Tenkeluscha (Teucros); ausserdem Bruchstücke des Buches der Geheimnisse der Sonne und des Mondes. Der nabathäische Ackerbau wurde von Quatremère (Journal Asiatique, 1835) in die Periode zwischen Belesis, der die Babylonier von ihren medischen Herren befreite, und die Einnahme Babylons durch Cyrus verlegt. Prof. Chwolson in St. Petersburg, welcher alle Handschriften des Werks untersucht hat, setzt Kuthami in den Anfang des 13. Jahrh. v. Chr.

15) Renan, Mémoire sur l'âge du livre intitulé Agriculture Nabatéene, S. 38. Paris, 1860; Times, 31. Jan. 1862.

16) *Vgl. Gesenius, Einl. zum Wörterb. S. XXII. flg.* — 16b) Einige vortreffliche Artikel über die weiter abliegenden Glieder der semitischen Sprachfamilie hat Dr. Lottner in den Transactions of the Philological Society, 1861, S. 20 (On the Sister Families of Languages, especially those connected with the Semitic Family) veröffentlicht. Die Verwandtschaft dieser Sprachen mit dem Arabischen, Hebräischen und Syrischen ist indess kaum so eng und bestimmt, wie der Ausdruck Schwesterfamilie anzudeuten scheint. — 17) Siehe Max Müller's Brief über die turanischen Sprachen, S. 62. — 18) Renan, Histoire des Langues sémitiques, S. 187.

19) Pococke, Notes to Abulfaragius, S. 153; Glossology, S. 352.

20) Endlicher, Chines. Gramm., S. 223. — 21) Ebenda, S. 339.

22) „In diesem Worte bedeutet tse (tseu) nicht Sohn; es ist ein häufig nach Nominibus, Adjectivis und Verbis vorkommender Zusatz. So ist lao, alt, + tseu Vater; nëi das Innere, + tseu ist Weib; hiang, Duft, + tseu ist Gewürznelke; hoa, betteln, + tseu, ein Bettler; hi, spielen, + tseu, ein Schauspieler.“ — Stanislas Julien.

23) M. Müller's Brief über die turanischen Sprachen, S. 24.

24) Survey of Languages, S. 90. — 25) Der Abbé Molina versichert, dass die Sprache von Chili von unregelmässigen Formen durchaus frei ist. Du Ponceau, Mémoire, S. 90. — 26) Brief über die turanischen Sprachen, S. 206. — 27) *Eine Skizze der frühesten Osmanengeschichte bis 1453 mag in einer Anmerkung einen Platz finden.* Wir brauchen nicht nach Belegen in den chinesischen Annalen zu suchen oder nach Analogien zwischen Namen zu forschen, welche ein griechischer oder arabischer Schriftsteller zufällig gehört und uns überliefert haben mag, und welche einige dieser Stämme bis auf den heutigen Tag festgehalten haben. Die Vorfahren der osmanischen Türken sind den europäischen Geschichtsschreibern eben so bekannte Charaktere, als ein Karl der Grosse, ein Alfred oder Friedrich Barbarossa. Es geschah im Jahre 1224, dass Soliman-Schah und sein Stamm, von den Mongolen gedrängt, Khorasan verliess und nach Syrien, Armenien und Kleinasien vordrang. Soliman's Sohn, Ertoghrul, nahm Dienste unter dem Seldschucken-Sultan von Iconium (Nicæa) Aladdin und erhielt nach mehreren glücklichen Feldzügen gegen die Griechen und Mongolen einen Theil Phrygiens als eigenes neubegründetes Reich, das später der Kern und die Grundlage des osmanischen Reiches werden sollte. Während der letzten Jahre des 13. Jahrhunderts verloren die Sultane von Iconium ihre Macht und ihre frühern Vasallen wurden unabhängige Herrscher. Nachdem Osman seinen Antheil am Raube Asiens an sich gerissen, rückte er durch die olympischen Pässe nach Bithynien vor und erfocht Siege über die Heere der byzantinischen Kaiser. Osman wurde darauf der Nationalname seines Volkes. Sein Sohn Orkhan,

dessen Hauptstadt Prusa (Bursa) war, bedrohte, nachdem er Nicomedien (1327) und Nicaea (1330) erobert, den Hellespont. Er nahm den Titel eines Padischah an und sein Hof wurde die „Hohe Pforte" genannt. Sein Sohn Soliman überschritt den Hellespont 1357 und nahm Gallipoli und Sestos in Besitz. Er wurde auf solche Weise Herr der Dardanellen. Murad I. nahm 1362 Adrianopel ein, machte es zu seiner Hauptstadt, eroberte Macedonien und warf nach hartem Kampfe die vereinigten Streitkräfte der slavischen Raçen südlich von der Donau, die Bulgaren, Servier, und Kroaten in der Schlacht bei Kossova-polye nieder (1389). Er fiel selbst, aber sein Nachfolger Bajazeth schritt auf derselben Bahn weiter, nahm Thessalien, zog durch die Thermopylen und verwüstete den Peloponnes. Der Kaiser von Deutschland, Sigismund, der an der Spitze einer aus französischen, deutschen und slavischen Soldaten zusammengesetzten Armee dem Padischah entgegenzog, wurde von Bajazeth an der Donau in der Schlacht bei Nicopolis 1399 geschlagen. Bajazeth eroberte Bosnien und würde Constantinopel eingenommen haben, wenn nicht dieselben Mongolen, welche 1214 die ersten türkischen Stämme westlich nach Persien trieben, wieder deren neu erworbene Besitzungen bedroht hätten. Timur hatte die den Händen des Tschingis-khân entfallenen Zügel ergriffen; Bajazeth sah sich genöthigt, ihm entgegenzuziehen und erlitt in der Schlacht von Angora (Ankyra) 1402 eine völlige Niederlage. Europa hatte nun Ruhe, aber diese Frist dauerte nicht lange, Timur starb und mit ihm verfiel sein Reich, während sich die osmanische Armee wieder unter Mahommed I. (1414) sammelte und ihre frühere Macht unter Murad II. (1421) wiedergewann. Nach glücklichen Kämpfen in Asien schickte Murad seine Heere nach der Donau zurück und nach langwierigen Kämpfen und einem verzweifelten Widerstande von Seiten der Ungarn und Slaven unter Hunyad gewann er zuletzt zwei entscheidende Siege, 1444 bei Varna und 1448 bei Kossowa. Constantinopel konnte sich nicht länger halten und der Papst bemühte sich vergebens, die Ritterschaft des westlichen Europa's zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu begeistern. Mahommed II. bestieg 1451 den Thron und am 26. Mai 1453 fiel Constantinopel nach tapferem Widerstand und wurde die Hauptstadt des türkischen Reiches.

28) Von diesen kann ich nur eine tabellarische Uebersicht am Ende dieser Vorlesungen geben und bemerke, dass genauere Angaben in meinem „Briefe über die turanischen Sprachen" zu finden sind. Die gangetischen und lohitischen Dialecte sind die unter dem Namen Bhotîja begriffenen.

29) Der Professor Boller aus Wien, welcher in den Verhandlungen der Wiener Akademie eine sehr genaue Analyse der turanischen Sprachen gegeben hat, hat vor Kurzem den turanischen Charakter des Japanesischen festgestellt. — 30) *Man vergl. z. B. im Griech. πάσχω, das aus παθ-σκω hervorgegangen; ferner die merkwürdige Participialendung des Perfects ώς, υῖα, ός.*

31) Letter on the Turanian Languages, S. 75.

32) M. Stanislas Julien bemerkt, dass die zahlreichen Composita, welche im Chinesischen vorkommen, den weitverbreiteten Einfluss des Agglutinationsprincips in jener Sprache beweisen. Es ist Thatsache, dass im Chinesischen jeder Wortlaut viele Bedeutungen hat; um nun Zweideutigkeiten zu vermeiden, folgt dem einen Wort häufig ein anderes, welches mit ihm in jener besondern Bedeutung, die der Sprechende demselben beilegen will, übereinstimmt. So bedeutet:

chi-youen (Beginnen-Ursprung) — Beginn,
ken-youen (Wurzel-Ursprung) — Anbeginn;
youen-chi (Ursprung-Beginnen) — Uranfang;
meï-miai (schön-bemerkenswerth) — schön,
meï-li (schön-zierlich) — schön;
chen-youen (bezaubernd-lieblich) — schön;
yong-i (leicht-thunlich) — auf leichte Weise;
tsong-yong (gehorchen-leicht) — auf leichte Weise.

Um den Begriff des „sich Rühmens" auszudrücken, sagen die Chinesen king-koua, king-fa etc., wo beide Wörter dieselbe Bedeutung haben. Dies eigenthümliche System der Juxtaposition kann jedoch nicht für eine Agglutination im eigentlichsten Sinne des Wortes gehalten werden. *Es liegt etwas Pleonastisches darin, wie im deutschen „Tragbahre".*

33) Turanian Languages, S. 24.

34) Diese Outlines of the Philosophy of Universal History bilden den dritten und vierten Band von Bunsen's Werk: „Christianity and Mankind" in 7 Bänden (London, 1854, Longman), und werden auch besonders verkauft. Der angeführte Brief steht Band I., S. 263—521.

35) Göttingische gelehrte Anzeigen, 1855, S. 298.

36) Ebenda, S. 302, Anm. — 37) „Hier laufen die Linien zusammen, indem sie in die geologischen Epochen zurückgehen, und zeigen auf Schlüsse hin, welche nach Darwin's Theorie unvermeidlich, aber schwerlich willkommen sind. Schon der erste Schritt rückwärts macht die Neger und Hottentotten zu unsern Blutsverwandten, mag auch die Vernunft oder die Schrift nichts dagegen einzuwenden haben, jedenfalls doch unser Stolz." Asa Grey, „Natural Selection not inconsistent with Natural Theology," 1861, S. 5. „Eine gute Wirkung offenbart sich bereits, dass sie die, welche die Hypothese einer Vielfältigkeit der menschlichen Species vertheidigen, befähigt, die doppelte Unsicherheit ihrer Ansicht zu erkennen. Wenn man zugiebt, dass die Menschenraçen einer Species angehören, so dürfte man doch erwarten, dass daraus der weitere Satz, dass sie auch von gemeinsamem Ursprung sind, folge. Diejenigen, welche einräumen, dass sie von einer Species sind, müssen zugleich zugeben, dass sie sich in stark hervortretende und beharrliche Abarten sondern und spalten konnten, während andererseits die, welche verschiedene oder zahlreiche Menschenarten anerkennen, wohl kaum behaupten können, dass solche Arten in dem gewöhnlichen Sinne des Worts uranfänglich und übernatürlich waren." Asa Grey, Nat. Sel., S. 54.

38) Prof Pott, der berühmteste Verfechter des polygenetischen Dogma's, hat die Nothwendigkeit, mehr als einen Uranfang für die Menschenraçe und Sprache anzunehmen, in einem Artikel in den Jahrbüchern der (deutschen) orientalischen Gesellschaft vertheidigt (IX., 405), „Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft," 1855; ferner in einer Abhandlung: „Die Ungleichheit menschlicher Raçen," 1856, und in der neuen Ausgabe seiner „Etymologischen Forschungen", 1861.

Neunte Vorlesung.

1) Dugald Stewart, Vol. III., S. 35. — 2) Nach Herder, wie er in Steinthal's „Ursprung der Sprache" (S. 39) citirt wird. — 3) „Wenn ~~wenn~~ wir auf allen diesen Pfaden der Forschung weit zurückreisen, ge-

winnen die frühern Partien ein von der Gegend, bis zu welcher wir schon vorgeschritten sind, durchaus verschiedenes Aussehen; aber in allen Fällen verliert sich der Pfad, während man ihn bis zu seinem Anfangspunkte zurückverfolgt, in Dunkelheit: — er entzieht sich nicht bloss unserm Auge, sondern auch unserer Einbildungskraft; es ist nicht bloss eine Unterbrechung, sondern ein Abgrund, der uns von jedem denkbaren Anfange der Dinge scheidet.'' Whewell, Indications, S. 166.

4) ,,Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch sein.'' — W. v. Humboldt, sämmtliche Werke, Bd. III., S. 252. Derselbe Gegenstand wird von Süssmilch in seinem ,,Versuch eines Beweises, dass die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe'' (Berlin, 1766), zu Tode geritten. — 5) Farrar, Origin of Language, p. 10; Grimm, Ursprung der Sprache, S. 32. Das Wort *βεκός*, welches diese Kinder, wie berichtet wird, ausgesprochen haben sollen und das in der phrygischen Sprache Brod bedeutet, und, so wie man annahm, beweisen sollte, dass das Phrygische die Ursprache der Menschheit sei, — dieses bekos ist derselben Wurzel entsprossen, die dem deutschen backen (engl. to bake) zu Grunde liegt. (Vgl. Grimm, s. v. backen.) Wie diese unglücklichen Kinder zu der Idee gebackenen Brodes, die die Ideen Korn, Mühle, Ofen, Feuer u. s. w. mit in sich begreift, kamen, dies scheint den alten ägyptischen Weisen nie auffällig gewesen zu sein.

6) ,,L'usage de la main, la marche à deux pieds, la ressemblance, quoique grossière, de la face, tous les actes qui peuvent résulter de cette conformité d'organisation, ont fait donner au singe le nom d'**homme sauvage**, par des hommes à la verité qui l'étaient à demi, et qui ne savaient comparer que les rapports extérieurs. Que serait-ce, si, par une combinaison de nature aussi possible que toute autre, le singe eût eu la voix du perroquet, et, comme lui, la faculté de la parole? Le singe parlant eût rendu muette d'étonnement l'espèce humaine entière, et l'aurait séduite au point que le philosophe aurait eu grand'peine à démontrer qu'avec tous ces beaux attributs humains le singe n'en était pas moins une bête. Il est donc heureux, pour notre intelligence que la nature ait séparé et placé, dans deux espèces très-differentes, l'imitation de la parole et celle de nos gestes.'' — Buffon, citirt von Flourens, S. 77.

7) Hom. Odyss., 17, 300. — 8) The evident marks of reasoning in the other animals, — of reasoning which I cannot but think as unquestionable as the instincts that mingle with it.'' — Brown, Works, Vol. I., S. 446. — 9) Flourens, De la Raison, S. 51.

10) Zugegeben, dass die Thiere gewisse Gaben des Geistes mit dem Menschen gemein haben — Verlangen, Zuneigung, Gedächtniss, einfache Einbildungskraft oder das Vermögen, die in die Sinne aufgenommene Vergangenheit in geistigen Bildern zu reproduciren und selbst Urtheil von der einfachsten, anschaulichen Art, — dass sie vergleichen und urtheilen (Mem. Amer. Acad. 8., S. 118) — heisst so viel als einräumen, dass der Verstand der Thiere thatsächlich, so weit wir dies erkennen, wie Menschenverstand wirkt; denn die Logiker sagen uns, dass alles verständige Nachdenken auf eine Reihe einfacher Urtheile zurückgeführt werden kann. Aristoteles erklärt auch, dass selbst die Rückerinnerung, welche, wie wir annehmen, das Wiedererzeugen des sinnlich wahrgenommenen Vergangenen in geistigen Bildern ist, eine Art vernünftigen Schliessens ist (*τὶ ἀναμιμνήσκεσθαί ἐστιν οἷον συλλογισμός τις*). Asa Grey, Natural Selection etc. S. 58. Anm.

11) Conscience, Boek der Natuer, VI., citirt von Marsh, S. 32.

12) 2. Buch, 11. Kap. §. 10. — 13) Ich bedaure, dass die hier gebrauchten Ausdrücke bei manchen meiner Recensenten Anstoss erregt haben. Sie wurden nur angewandt, weil die Bezeichnungen onomatopöische und interjectionale Theorie eben auch nicht besser klangen und nicht sehr deutlich waren. Eine Geringschätzung gegen Diejenigen, welche der einen oder andern Theorie huldigen, ist dabei durchaus nicht beabsichtigt worden und zwar um so weniger, da einige dieser Männer Gelehrte sind, vor deren Leistungen in der vergleichenden Sprachforschung ich die grösste Achtung habe. — 14) Ein vollständigerer Bericht über die Ansichten Herder's und anderer Philosophen über den Ursprung der Sprache ist in Steinthal's brauchbarer kleiner Schrift „der Ursprung der Sprache, Berlin, 1858" zu finden. — 15) Farrar, S. 74.

16) Pott, Etymologische Forschungen, I., 87; Zeitschrift, III., 43.

17) Man nimmt an, dass kârava, das im Sanskrit durch kurava, eine schlechte Stimme habend, erklärt wird, eine blosse dialektische Corruption für krava oder karva sei; *κορώνη* setzt *κορων* = *κοροϝον* = h(a)raban voraus. Das Sanskritwort kârava kann indessen von kâru, Sänger, hergeleitet sein; aber in diesem Falle muss kâru von kṛi hergeleitet werden. — 18) Die nachstehenden Bemerkungen über die interjectionale Theorie aus Yâska's Nirukta, einem vor Pâṇini geschriebenen Werke, das desshalb wenigstens dem vierten Jahrhundert vor Chr. angehört, dürften von Interesse sein. Nachdem Yâska erwähnt hat, dass Wörter, wie Löwe und Tiger oder Hund und Krähe auf Menschen angewendet werden können, um entweder Bewunderung oder Verachtung auszudrücken, fährt er fort: „kâka, Krähe, ist eine Tonnachahmung (kâku-kâku, nach Durga) und dies findet in Bezug auf Vögel sehr häufig statt. Aupamanyava behauptet dagegen, dass eine Nachahmung des Tones nie stattfinde. Er leitet desshalb kâka, Krähe, von apakâlayitavya ab, d. h. einem Vogel, der weggejagt werden soll; tittiri, Rebhuhn, von tar, hüpfen, oder von tilamâtrachitra, mit kleinen Flecken u. s. w.

19) *Vgl. den interessanten Artikel über Donner in Grimm's Wörterbuch.* — 20) Eine secundäre Wurzel ist stan, tönen, woher stanitam, das Rasseln des Donners; stanayitnu, Donner, Blitz, Wolke (s. Wilson's Wörterbuch); griech. *στένω*, stöhnen und seine zahlreichen Ableitungen. Professor Kuhn betrachtet (Zeitschrift IV. 7) stan als die primitive Form. — 21) „Lo nome d'Amore è si dolce a udire, che impossibile mi pare, che la sua operazione sia nelle più cose altro che dolce, conciossiacosachè i nomi seguitino le nominate cose, siccome è scritto: Nomina sunt consequentia rerum." — Dante, Vita Nuova, Opere Minori. Firenze, 1837, Tom. III., S. 289.

22) Siehe Pictet, Aryas Primitifs, S. 381.

23) Im Chinesischen ist die Zahl der imitirenden Wortlaute sehr beträchtlich. Sie werden meist phonetisch geschrieben und das Unterscheidungszeichen „Mund" wird ihnen angehängt. Wir führen eine kleine Anzahl nebst den entsprechenden Lauten im Mandschu an. Der Unterschied zwischen beiden Sprachen wird zeigen, wie verschieden derselbe Naturlaut in verschiedenen Ohren erklingt und wie verschieden diese Töne in die artikulirte Sprache übertragen werden:

	Chinesisch.	Mandschu.
Der Hahn kräht,	kiao kiao,	dchor dchor.
Die wilde Gans schreit,	kao kao,	kôr kor.
Der Wind und Regen rauscht,	siao siao,	chor chor.

	Chinesisch.	Mandschu.
Wagen rasseln,	lin lin,	koungour koungour.
Zusammengekoppelte Hunde,	ling-ling,	kalang kalang.
Ketten,	tsiang-tsiang,	kiling kiling.
Glocken,	tsiang-tsiang,	tang tang.
Trommeln,	kan kan,	tung tung.

24) *Ὁ γὰρ Ἐπίκουρος ἔλεγεν, ὅτι οὐχὶ ἐπιστημόνως οὗτοι ἔθεντο τὰ ὀνόματα, ἀλλα φυσικῶς κινούμενοι, ὡς οἱ βήσσοντες καὶ πταίροντες καὶ μυκώμενοι καὶ ὑλακτοῦντες καὶ στενάζοντες.* — Lersch, Sprachphilosophie der Alten, I., 40. Vgl. Diog. Laert. X., §. 75. Die Angabe ist dem Proclus entnommen; ich zweifle aber, ob er Epikurs Ansicht richtig wiedergegeben hat.

25) Diversions of Purley, S. 32. — 26) *Lucian, *περὶ ὀρχήσεως*, Cap. 64.* — 27) Die folgende Liste von chinesischen Interjectionen dürfte vielleicht nicht uninteressant sein; hu drückt Erstaunen aus; fu dasselbe; tsai Bewunderung und Billigung; ei Noth; tsie wird zum Anrufen gebraucht; tsie tsie zur Aufmunterung; a'i drückt Verachtung aus; 'u-hu Schmerz; schin-ì ach, fürwahr; pŭ sin ach! ngo halt! In vielen Fällen waren die Interjectionen ursprünglich Wörter, so wie das französische hélas von lassus, müde, elend, herzuleiten ist. Diez, Lexicon Etymologicum, s. v. lasso. — 28) Sir W. Hamilton's Lectures, II., p. 319.

29) Nouveaux Essais, lib. III., c. 1. p. 297 (Erdmann); Sir W. Hamilton, Lectures, II., p. 324.

30) Pott, Etymologische Forschungen, p. 324.

31) Benfey, Griech. Wurzel-Lex., S. 611. Von sku oder ku stammt auch *σκῦτος*, cutis, Haut. *Specus, spelunca, spelæum hängt offenbar mit dem griechischen *σπέος, σπῆλυγξ, σπήλαιον* zusammen.*

32) Sir William Hamilton (Lectures on Metaphysics, II., S. 327) hält an einer zwischen Adam Smith und Leibnitz in der Mitte liegenden Ansicht fest." „Wie unsere Erkenntniss, sagt er, vom Verwirrten zum Deutlichen, vom Unbestimmten zum Bestimmten fortschreitet, so drückt auch die Sprache im Munde der Kinder zuerst weder das präcis Allgemeine, noch das bestimmt Individuelle, sondern das Vage und Verworrene aus und aus diesem durch Generification Universellen wird durch Specification und Individualisation das Besondere und Einzelne herausgearbeitet." Einige weitere Bemerkungen über diesen Punkt sind in der Literary Gazette, 1861, S. 173 nachzulesen.

33) Wir bekommen den Eindruck des Fallens einer grossen Wassermasse, welche fortwährend von derselben Höhe und unter denselben Schwierigkeiten herabstürzt. Das Zerstieben der Wassertropfen, die Bildung des Schaumes, der Klang des Wasserfalles mit seinem Brausen und Schäumen, wird fortwährend durch dieselben Ursachen hervorgebracht und bleibt sich folglich auch fortwährend gleich. Der von allen diesen Erscheinungen auf uns hervorgebrachte Eindruck wird ohne Zweifel zuerst als verschiedenartig gefühlt, aber er bildet bald ein Ganzes oder, mit andern Worten, wir fühlen die ganze Mannigfaltigkeit der isolirten Eindrücke als das Werk einer grossen physischen Thätigkeit, welche aus der besondern Beschaffenheit dieser Naturstelle hervorgeht. Wir können, bis uns weitere Aufschlüsse gegeben werden, alles in dem Phänomen fixirte Naturgedanken nennen." — Oersted, Esprit dans la Nature, S. 152.

34) „Ce qui trompe l'homme, c'est qu'il voit faire aux bêtes plusieurs des choses qu'il fait, et qu'il ne voit pas que, dans ces choses-là même, les bêtes ne mettent qu'une intelligence grossière, bornée, et

qu'il met, lui, une intelligence doublée d'esprit." — Flourens, De la Raison, p. 73. — 35) S. Heyse, System der Sprachwissenschaft, S. 97.

36) Das englische Wort für Halsbräune, quinsy, bietet ein sehr schlagendes Beispiel zu den durch den lautlichen Verfall hervorgerufenen Formverwüstungen. Die Wurzel anh ist hier ganz und gar verschwunden und doch war sie ursprünglich im Worte, denn quinsy ist das griechische κυνάγχη, Hundebräune (franz. esquinancie) *vgl. ὑάγχη, Bräune bei Schweinen und das deutsche Wort Strengel für Pferdebräune.* S. Richardson's Dictionary s. v. quinancy. — 37) Kuhn, Zeitschrift, I., 152, 355.

38) Griechisch χαμαὶ, Zend zem, Lithauisch zeme und zmenes homines. S. Bopp, Glossarium Sanscritum, s. v. Das griech. ἄνθρωπος liegt davon weit ab. — 39) S. Windischmann, Fortschritt der Sprachenkunde, S. 23. — 40) Farrar, Origin of Language, S. 85.

41) Θήσω τὰ μὲν φύσει λεγόμενα ποιεῖσθαι θείᾳ τέχνῃ.

42) Diese Ansicht wurde vor geraumer Zeit vom Professor Heyse in den Vorlesungen in Vorschlag gebracht, welche derselbe in Berlin hielt und die nach seinem Tode von einem seiner Schüler, dem Dr. Steinthal, sorgfältig herausgegeben wurden. Die Thatsache, dass Holz, Metalle, Saiten u. s. w., wenn man sie anschlägt, Schwingungen machen und erklingen, kann natürlich nur als ein erläuterndes Beispiel, nicht als eine Erklärung benutzt werden. Das dem Menschen in seinem Urzustande eigenthümliche Vermögen, durch welches jeder von Aussen wirkende Einfluss seinen vocalen Ausdruck von Innen erhielt, muss gewissermassen als ein Ultimatum angenommen werden. Jenes Vermögen muss im Menschen vorhanden und wirksam gewesen sein, weil die Wirkungen desselben noch immer fortbestehen. Analogien aus der leblosen Welt sind indess nicht unbrauchbar und weiterer Prüfung werth.

43) Dr. Murray's Urwurzeln waren: ag, bag, dwag, cwag, lag, mag, nag, rag und swag. — 44) Curtius, Griechische Etymologie, S. 13. Dr. Schmidt leitet alle griechischen Wörter von der Wurzel e her und alle lateinischen von dem Erzradical hi.

45) Endlicher, Chinesische Grammatik, S. 163.

46) System der Sprachwissenschaft, S. 16.

47) Vgl. Schleicher, Deutsche Sprache, S. 144.

48) Marsh, S. 388.

Anhang.

Bemerk. Die den lebenden Sprachen entsprechenden todten sind in [] gesetzt.

Nr. I.

Genealogische Tafel der arischen Sprachfamilie.

A. Südliche Abtheilung.

a. Indische Classe. Dialekte von 1) Indien [Prakrit und Pali. — Neueres Sanskrit. — Veda-Sanskrit]. 2) Dialekte der Zigeuner.

b. Iranische Classe. Dialekte von 1) Persien [Parsi. — Pehlwi. — Keil-Inschriften. — Zend], 2) Afghanistan, 3) Kurdistan, 4) Bokhara, 5) Armenien [Alt-Armenisch], 6) der Osseten.

B. Nördliche Abtheilung.

a. Celtische Classe. α. Cymrischer Zweig. Dialekte von 1) Wales, 2) Bretagne, 3) + [Cornisch]. β. Gadhelischer Zweig. Dialekte von 1) Schottland, 2) Irland, 3) Man.

b. Italische Classe. Dialekte von 1) Portugal, 2) Spanien, 3) Provence, 4) Frankreich [Langue d'oc und Langue d'oil — Lingua vulgaris (Oscisch, Lateinisch, Umbrisch)], 5) Italien, 6) Wallachei, 7) Graubünden.

c. Illyrische Classe. Dialekt von Albanien.

d. Hellenische Classe. Dialekt von Griechenland [κοινή, Dorisch, Aeolisch und Attisch, Ionisch].

e. Wendische Classe. α. Lettischer Zweig. Dialekte von 1) Lithauen, 2) + [Alt-Preussisch], 3) Kurland und Liefland (Lettisch). β. Südost-slavischer Zweig. Dialekte 1) der Bulgarei [slavische Kirchensprache], 2) Russlands (Gross-, Klein- und Weiss-Russisch), 3) Illyriens (Slavonisch, Kroatisch, Serbisch). γ. Westslavischer Zweig. Dialekte von 1) Böhmen (Slovakisch) [Alt-Böhmisch], 2) Lausitz [Polabisch].

f. Teutonische Classe. α. Hochdeutscher Zweig. Dialekte von 1) Deutschland [Mittel-hochdeutsch, Alt-hochdeutsch], 2) + [Gothisch]. β. Niederdeutscher Zweig. Dialekte von 1) England [Angelsächsisch], 2) Holland [Alt-holländisch], 3) Friesland [Alt-friesisch], 4) nördl. Deutschland (Plattdeutsch) [Alt-sächsisch]. γ. Skandinavischer Zweig. Dialekte von 1) Dänemark, 2) Schweden, 3) Norwegen, 4) Island [zu 1, 2, 3, 4 Altnorsisch].

Nr. II.

Genealogische Tafel der semitischen Sprachfamilie.

a. Arabische oder ~~nördliche~~ südliche Classe. 1) Arabische Dialekte, 2) Amharische Dialekte [Aethiopisch].

b) Hebräische oder mittlere Classe. 1) Dialekte der Juden [Biblisches Hebräisch], 2) + [Samaritanisch (Pentateuch, 3 Jahrh. v. Chr)], 3) + [Karthagische und phönizische Inschriften].

c. Aramäische oder nördliche Classe. 1) + [Chaldäisch (Masora, Talmud, Targum, Biblisches Chaldäisch)], 2) Neu-Syrisch [Syrisch (Peschito, 2 Jahrh. n. Chr.)], 3) + [Keil-Inschriften von Babylon und Niniveh.]

Nr. III.

Genealogische Tafel der turanischen Sprachfamilie.

A. Nördliche Abtheilung.

a. Tungusische Classe. α. Westlicher Zweig. Dialekte 1) der Tschapogiren (Ober-Tunguska), der Orotongen (Nieder-Tunguska), 3) der Einwohner von Njertschinsk. β. Oestlicher Zweig. Dialekte 1) der Lamuten (Küste von Ochotsk), 2) Mandschu (China).

b) Mongolische Classe. α. Oestlicher Zweig oder eigentliche Mongolen. Dialekte 1) der Scharra-Mongolen (Süd-Gobi), 2) der Khalkhas (Nord-Gobi), 3) der Scharaigol (Tibet und Tangut). β. Westliche Mongolen. Dialekte 1) der Tschotschot (Kuku-Noor, blauer See), 2) der Dsungaren, 3) der Torguten, 4) der Dürbeten [1—4 Oelöt, Eleuten oder Kalmücken], 5) der Aimaken (d. i. der Stämme Persiens), 6) der Sokpas (Tibet). γ. Nördliche Mongolen. Dialekt der Burjäten (am Baikalsee).

c. Türkische Classe. α. Tschagataisch, südöstlicher Zweig. Dialekte 1) der Uiguren, 2) der Komanen, 3) der Tschagatais, 4) der Usbeken, 5) der Turkmannen, 6) der Einwohner von Kasan. β. Türkisch, nördlicher Zweig. Dialekte 1) der Kirgisen, 2) Baschkiren, 3) Nogayen, 4) Kumanen (Kumians?), 5) Karachayen, 6) Karakalpaken, 7) Metscherjäken (Meschtscherjäken, Mestscherjaken), 8) der Einwohner Sibiriens, 9) der Jakuten. γ. Türkisch, westlicher Zweig. Dialekte der Bewohner von 1) Derbend, 2) Aderbijan, 3) der Krim, 4) von Anatolien, 5) von Rumeli.

d) Samojedische Classe. α. Nördlicher Zweig. Dialekte der 1) Jurazen, 2) Tawgi, 3) Jenesseiskischen Ostjäken. β. Oestlicher Zweig. Dialekte der 1) Ostjäkischen Samojeden, 2) Kamas.

e. Finnische (Uralische) Classe. α. Ugrischer Zweig. Dialekte der 1) Ungarn, 2) Wogulen, 3) Ugro-Ostjäken. β. Bulgarischer Zweig. Dialekte der 1) Tscheremissen, 2) Mordwinen. γ. Permischer Zweig. Dialekte 1) der Permier (Bjarmier), 2) Syrjänen, 3) Wotjäken. δ. Tschudischer Zweig. Dialekte 1) der Lappen, 2) der Finnen, 3) der Esthen.

Nr. IV.

Genealogische Tafel der turanischen Sprachfamilie.

B. Südliche Abtheilung.

a. Taische Classe. Dialekte der 1) Siamesen, 2) Ahom, 3) Lars, 4) Khamti, 5) Schan (Tenasserim).

b. Malayische Classe. Dialekte der malayischen und polynesischen Inseln (s. Humboldt, Kawi-Sprache).

c. Gangetische Classe. α. Transhimalajischer Zweig. Dialekte von 1) Tibet, 2) Horpa (nordwestliches Tibet, Bucharei), 3) Thotschu-Sifan (nordöstliches Tibet, China), 4) Gyarung-Sifan (nordöstliches Tibet, China), 5) Manyak-Sifan (nordöstliches Tibet, China), 6) Takpa (Westen von Kwombo). β. Subhimalajischer Zweig. Dialekte von 1) Kenaveri (Setlesch-Becken), 2) Sarpa (Westen des Gandakéischen Beckens), 3) Sunwár (Gandakéisches Becken), 4) Gurung (Gandakéisches Becken), 5) Magar (Gandakéisches Becken), 6) Newár (zwischen dem gandakéischen und koséischen Becken), 7) Murmi (zwischen dem gandakéischen und koséischen Becken), 8) Limbú (Koséisches Becken), 9) Kiranti (Koséisches Becken), 10) Lepcha (Tischtéisches Becken), 11) Bhutan (Manaséisches Becken), 12) Chepang (Nepal-Terai).

d. Lohitische Classe. Dialekte von 1) Burma (Burma und Arakan), 2) Dhimál (zwischen Konki und Dhorla), 3) Kachari-Bodo (Migrat, 80—93$^{1}/_{2}$^{0} u. 25—27^{0} d. Breite), 4) Garo (90—91^{0} östl. Länge u. 25 bis 26^{0} d. Breite), 5) Changlo (91—92^{0} d. Länge), 6) Mikir (Nowgong), 7) Dophla (92^{0} 50′ bis 97^{0} d. Länge), 8) Miri (94—97^{0} d. Länge?), 9) Abor-Miri, 10) Abor (97—99^{0} östl. Länge), 11) Sibsagor-Miri, 12) Singpho (27—28^{0} nördl. Br.), 13) Naga-Stämme (93—97^{0} östl. L., 23^{0} nördl. Br. (Mithan, östl. von Sibsagor), 14) Naga-Stämme von Namsang, Nowgong, Tengsa, Tablung (nördl. von Sibsagor) Khaü, Jorhat, Angami (südlich), 15) Kuki (nordöstlich von Chittagong), 16) Khyeng (Shyu) (19—21^{0} nördl. Breite Arakan), 17) Kami (Kuladan R. Arakan), 18) Kumi (Kuladan R. Arakan), 19) Shendus (22—23^{0} n. Br., 93—94^{0} östl. L.), 20) Mru (Arakan, Chittagong), 21) Sak (Fluss Nauf, östlich), 22) Tunglhu (Tenasserim).

e. Munda-Classe (S. Turanian Languages, S. 175.) Dialekte von 1) Ho (Kolehan), 2) Sinhbhum Kol (Chyebossa), 3) Sontal (Chyebossa), 4) Bhumij (Chyebossa), 5) Mundala (Chota-Nagpur).

f. Tamulische Classe. Dialekte von 1) Canarese, 2) Tamil, 3) Telugu, 4) Malayalam, 5) Gond, 6) Brahvi, 7) Tuluva, 8) Toduva, 9) Uraon-kol.

Register.

Ab—Af

Abdu-l-Kadir Maluk, Mulla, Schah von Badáûn, seine allg. Gesch. Indiens und andere Werke, 125.
Abhîra oder Âbhîra an der Mündung des Indus, 170.
Abiria des Ptolemäus, 170.
Ablativ im Chinesischen, 99.
Abrahams Sprache, 234.
Abu Saleh, seine Uebersetzung vom Sanskrit ins Arabische, 123.
Abyssinische Sprache, alte und neue, 236.
Academie, die neuere — in Rom, 90.
Achämenische Dynastie, Inschriften derselben, 176.
Accusativ im Chinesischen, 99.
Ackerbau, Werk über den — der Chaldäer, 235; Mago's punisches Werk, 78.
Adelungs Mithridates, 116.
Adjectivformation im Tibetanischen, 94, im Chinesischen, 99.
Aegypten, Zahl der Wörter im altägyptischen Wörterbuch, 224; zu welcher Familie gehörig, 237.
Aelius Stilo, Lucius — liest in Rom über lateinische Grammatik, 91.
Aethiopisch oder Abyssinisch, Ursprung, 236.
Afghanistan's Sprache, 175.
Afrika, Süd- — Dialekte, 51.

Af—Al

Afrikanische Sprache, eine fingirte — 188.
Age, Geschichte des französischen Worts, 247.
Agglutination d. turanischen Sprachfamilie, 216 — und grammatische Regeneration, 249.
Aglossoi der Griechen, 76.
Ahirs von Cutch, 170.
Ahuro mazdao, 172.
Aimerai im Französischen, 193.
Akbar, Kaiser — forscht nach der wahren Religion, 124; begründet die sogen. Ilahi-Religion, 124; lässt Werke ins Persische übersetzen, 124; kann sich keine Veda-Uebersetzung verschaffen, 125.
Albanien, Ursprung des Namens, 204.
Albanische Sprache, 167.
Albertus Magnus, citirt, 107.
Alchemie, Ursachen ihres Verfalls, 7.
Alexander d. Gr., Einfluss seines Zuges auf die Griechen, 77; Schwierigkeit d. Unterhaltung mit Brahmanen, 77.
Alexandrien's Einfluss auf d. Studium fremder Sprachen, 80; kritisches Studium des Altgriechischen in —, 81.
Algebra, Uebersetzung des indischen Werkes über — ins Arabische, 123.

Algonquinen, der eine Casus der — 186.
Allgemeine Ideen in einer Anzahl von Substantiven, 327.
Altgriechischen, Studium d. — 81.
Amerika, schnelle Veränderung der Sprachen wilder Stämme in Central- — 49; grosse Zahl der von den Eingeborenen gesprochenen Sprachen, 49; Hervas führt diese auf 11 Familien zurück, 49.
Amharisch oder Neu-Abyssinisch, 237.
Anatomie, vergleichende — 14.
Angelsächsisches Epos, 147.
Angora, Schlacht bei — 371.
Anh, Wurzel, 328; Anh in quinsy, 376, Anm. 36.
Anquetil Duperron, Uebersetzung d. persischen Uebersetzung der Upanishads ins Französische, 136; Uebersetzung d. Werke Zoroasters, 139, 172.
Apollo-Tempel in Rom, 85.
AR, die Wurzel, 211 flg.
Arabisch, Einfluss desselben auf d. Türkische, 68; Verbreitung desselben in Palästina u. Syrien, 235; alte himjaritische Inschriften, 235; früheste literarische Documente in arab. Sprache, 236; Verwandtschaft des Arabischen mit dem Hebräischen, 235.
Aramäische Abtheilung d. semitischen Sprachen, 232; zwei Dialekte des Aramäischen, 232.
Ariana, bei den griechischen Geographen, 202.
Ariaramnes, Vater des Darius, Ursprung des Namens, 203.
Arisch, eine indo-europäische Sprachenfamilie 29, 66, 148; Methode, in den grammatischen Fragmenten der arischen Sprachen die unabhängigen Originalwörter aufzuspüren, 185, 199; arische Grammatik, 198; nördliche und südliche Abtheilung des Arischen, 177; der ursprüngliche arische Clan Central-Asiens, 178; Periode seiner Auflösung, 179 Formation

des Locativs in allen arischen Sprachen, 184; arische Civilisation durch sprachliche Belege bewiesen, 198; Ursprung und allmählige Verbreitung des Wortes Arya, 200; Ursitz d. Arier, 201; das Arische und Semitische die einzigen Sprachfamilien, welche diesen Namen verdienen, 237; genealogische Tafel, 377.
Aristoteles, über grammatische Kategorien, 81, 105.
Armenien, Ursprung des Namens, 203; Sprache, 175.
Arpinum, Provinciallatein von — 55.
Artikel, Grundbedeutung des Worts, 82; der griechische Artikel von Zenodotos wiederhergestellt, 82.
Ârya, s. Arisch.
Ârya-âvarta, Indien so genannt, 200.
Asiatische Gesellschaft zu Calcutta, ihre Begründung, 130.
Aśoka, König — seine Felseninschriften, 120.
Assyrien, verschiedene Formen des Namens, 207.
Astrologie, 8.
Astronomie, Ursprung d. Worts, 5; Anfänge, 5; das Ptolomäische System, 14.
Auf- und Ausbau der Sprache, 335.
Auramazda in den Keilinschriften, 172, 361; s. Ormuzd.
Auslese der Wurzeln, 332.
Auxentius über Ulfilas, 151, 155.

Baber's indisches Reich, 253.
Babylonien, Literatur, 234; d. Keilinschriften, 234.
Barabas-Stamm in den Steppen zw. Irtysch und Ob, 258.
Barbaren, d. Griechen, 75; scheinen fremde Sprachen leichter gelernt zu haben, als Griechen u. Römer, 79; der Ausdruck „barbarisch“ bei Griechen und Römern 105; unglücklicher Einfluss desselben, 106.
Baschkiren im Altai, 257.

Ba—Bu

Basilius, St., 340.
Baum und Sprache, 38.
Bau-wau-Theorie, 308.
Bazianen, Stamm im Kaukasus, 257.
Behar, Pâli einst dort gesprochen, 119.
Beowulf, 148.
Berberndialekte in Nordafrika, ihr Ursprung, 237.
Berners, Juliana, 343, Anm. 42.
Berosus, sein Studium der griech. Sprache, 78; seine Geschichte Babylons, 79; seine Kenntniss der Keilinschriften, 79.
Bestandtheile, wesentliche — der Sprache, 209.
Bibelübersetzung, die engl. — 32.
Bibliander, sein Werk über die Sprache, 352.
Biber, Scharfsinn des — 12.
Birúni, Abu Rihan al — 123; sein Tarikhu-l-Hind, 123.
Bischof und Skeptiker von derselben Wurzel hergeleitet, 215.
Boëthius, Gesang des — 163.
Böhmisch, älteste Proben des — 168.
Bokhára's Sprache, 175.
Bonaparte, Prinz L. — seine Sammlung engl. Dialekte, 56.
Booker's Scripture and Prayer-book Glossary, 32.
Bopp, Franz, 138.
Botanik, Ursprung des Worts, 5; das linnäische System für die Wissenschaft wichtig, 14.
Brahman, das höchste Wesen, durch die Sprache erkannt, 73.
Brahmanen, ihre Vergötterung der Sprache, 72; ihre frühzeitigen Leistungen in der grammatischen Analyse, 73; Alexanders Unterredung mit ihnen, 77.
Bráhmanas über die Sprache, 73.
Brennus, 165.
Brown, über die Dialekte der Burmesen, 50.
Buddhismus, seine Einführung in China, 120; Sanskrit als Sprache des Buddh., 121.
Buddhistische Pilgerfahrten von China nach Indien, 122.

Bu—Chi

Bücher, allgemeine Vernichtung derselben in China, 191.
Bulgarisches Reich an der Donau, 271; bulgarischer Zweig der finnischen Sprachclasse 271; bulg. Stämme und Dialekte 271.
Buriäten, ihr Dialekt, 50.
Burmesische Sprache und Literatur, 50; Dialekt, 50.
Burnouf, Eugène, seine Zendstudien, 139, 172; seine Studien d. Keilinschriften, 139.

Cæsar, Julius — de analogia, 92; erfindet den Namen Ablativ, 92.
Carneades, s. Karneades.
Carthagische Sprache, ihr Verhältniss zum Hebräischen, 235.
Cassius, Dionysius, von Utica, Uebersetzer des Mago, 77, 345.
Casus, Geschichte des Worts, 92; Formation d. Casus in d. arischen Sprachen, 183; im Chinesischen und Finnischen, 99.
Castor und Pollux, 85.
Castrén, über mongolische Dialekte, 30.
Cat (Katze), 313.
Catharina die Grosse, ihr vergleichendes Wörterbuch, 117.
Cato, seine Geschichte Rom's in lateinischer Sprache, 85; lernt im Alter Griechisch, 88; Gegner griechischer Philosophie, 88.
Caucasus, Stämme im — 257. Siehe Kaukasus.
Celten, ihre frühere politische Selbständigkeit, 165.
Celtische Sprache, ihre selbständige Existenz, 65.
— — ein Zweig d. indo-europäischen Sprachenfamilie, 165.
Chaldäisch, 232; Fragmente im Buch Esra, 232; Sprache der Targums, 232; chaldäische Literatur Babylons und Niniveh's, 233; die Mendäer, 234.
Chili, Sprache von — 248.
China, Einführung d. Buddhadienstes, 121; Pilgerfahrten der Chinesen

nach Indien, 121; China's Eroberung durch die Mongolen, 253.
Chinesisch, keine Spur von Gramm. im Altchinesischen, 71, 98.
— über chinesische Substantiva und Adjectiva, 99.
— Bildung d. Locativs, 183, 184.
— des Instrumentalis, 183.
— Zahl der chinesischen Wurzeln, 223.
— Wortschatz des Chinesischen, 223.
— keine Analyse nöthig, 229.
— Gebrauch der prädikat. Wur- im Chin., 225.
— Wurzeln, 242.
— Wortstellung, 243.
— Spuren v. Agglutination, 280.
— Lautnachahmung, 315, 374.
— Interjectionen, 318.
— natürliche Auslese der Wurzeln, 333.
Christenthum, sein humanisirender Einfluss, 106.
Cicero, Provincialismen in seinem Latein, 54.
— eine Autorität in grammat. Streitfragen, 91.
— Cæsar widmet ihm sein Werk de analogia, 92.
Classendialekte. 52, 92.
Classification in den Naturwissenschaften, 12.
— ihr Zweck, 13.
Classificirende Stufe, 13.
Classische Sprachen, ihr Ursprung, 91.
— — ihre Stagnation und ihr unvermeidlicher Verfall, 55.
Coincidenzfälle in agglutinativen Dialekten, 286.
Colchis, Dialekte von — nach Plinius, 48.
Comparative Wissenschaften, 15.
Conjugation, ihre meisten Endungen sind demonstrative Wurzeln, 227.
Constantinopels Eroberung, 261.
Copernicus, Entdeckung seines Systems, 17.
Cornisch, vor Kurzem erloschen, 66.
D bildet englische Präterita, 195.
Dacisch, Alt- — 105, 164.
Dame, Ursprung des Worts, 191.
Dänische Sprache, ihr Wachsthum, 57, 159.
Darius beansprucht arische Abstammung, 203.
Dativ im Griechischen, 186.
— im Chineschen, 98.
Daughter, Ursprung d. Worts, 144.
Declination, die meisten Endungen der — sind demonstrative Wurzeln 227.
Dello, del, sein Ursprung im Italienischen, 60.
Demokritos, seine Reisen, 45.
Demonstrative Wurzeln, 225.
Deutsche Sprache, Geschichte, 232.
Dialekte, Bedeutung, 45.
Dialekte, deutsche, 45.
— italienische, 45, 57.
— französische, 45.
— neugriechische 45.
— friesische, 46.
— englische, 47.
— ihr Verhältniss zur Literatursprache, 47, 57.
— Grimm über den Ursprung der Dial. im Allgem., 47.
— Schwierigkeit einer Geschichte der Dialekte, 48.
— amerikanische Dialekte.
— burmesische, 50.
— ostjäkische, 51.
— mongolische, 51.
— südafrikanische, 51.
— Classendialekte, 53.
— unbegränzte Hülfsmittel des Dialekts, 57.
— dial. Wachthum ausserhalb d. Controle d. Individuen, 60.
— Wesen der Dialekte, 57.
— Wortreichthum, 58.
Did, Entstehung dieses englischen Imperfects, 196.
Diez, Prof., über romanische Sprachen, 196.
Dionysius Thrax schreibt die erste prakt. griech. Grammatik, 82.
Dionysius von Halikarnass über die Pelasger, 103.

Di—En

Discussion, Etymologie des Worts, 40.
Dolmetscher, 77.
Donner, Ursprung d. Worts, 313.
Dorpater Dialekt d. Esthischen, 270.
Dschingis-khán, s. Tschingis-khán.
Du, Ableitung des franz. — 60.
Dual, zuerst von Zenodotos nachgewiesen, 82.
Dumaresq, Daniel — sein vergleich. Vocabular, 117.
Duret, Claude -- sein Sprachwerk, 108, 353.

Earl, Ursprung des Titels, 191.
Edda's, die zwei — 160.
— der Name, 161.
Eisen, Namen des — im Sanskrit und Gothischen, 199.
Elder, Ursprung des Worts, 191.
Empirische Stufe der Wissenschaft, 7; Grammatik, 98.
Endungen, grammatische, Horne Tooke über, 210.
— Ursprung, 210.
Englische Sprache, ihre Umwandlung seit der Bibelübersetzung 1611, 32.
— — Fülle des dialektischen Wörterbuchs, 47.
— — ihre Quellen, 57.
— — Prinz L. Bonaparte's Sammlung engl. Dialekte, 57.
— — Englisch ist teutonisch, 65.
— — Reichthum an Wörtern aus d. entlegensten Quellen, 69.
— — Verhältniss der sächsischen zu den normannischen Wörtern, 69.
— — Belege für den teutonischen Ursprung, 70.
— — der Genitiv im Engl., 95.
— — Nominative und Accusative, 98.
— — Ursprung der grammatischen Formen im Engl., 100.
— — Zahl der Wörter, 223.
— — Zahl derselben bei Milton, Shakespeare und im alten Testament, 224.

En—Fe

Ennius, 87.
— seine Uebersetzungen aus dem Griech. ins Latein., 87.
Eos, 10.
Ephraim Syrus, 232.
Epicharmus, sein philos. Werk von Ennius lateinisch übersetzt, 87.
Epicurus, seine Lehre in Rom, 89.
Erde, Philolaos vermuthet ihre Bewegung um die Sonne, 16.
Erin, Pictets Ableitung des Namens, 206.
— Whitley Stokes über d. Wort Erin, 206.
Erkennen und nennen, 325.
Espiègle, Ursprung des Worts, 218.
Esra, chaldäische Fragmente in — 233.
Esthen, ihre Sprache, 279.
— Dialekte, 279.
Estienne, Henry, seine grammat. Arbeiten von d. Brahmanen 500 vor Chr. anticipirt, 73.
— sein Werk über die Sprache, 107.
Eudemos über d. arische Raçe, 203.
Euhemeros von Messene, 87.
Eulalia, Alter des Gesanges der — 163.
Eulenspiegel, 218.
Euripides, von Ennius zuerst ins Lateinische übersetzt, 87.
Ewald, über das Verhältniss der turanischen zu den arischen Sprachen, 288.
Ewe und Ewig, 247.
Ezour-Veda, 128.

Fabius Pictor, seine griechisch geschriebene Geschichte Rom's, 86.
Fa-hian, der Chinese, pilgert nach Indien, 122.
Faible, Ursprung des Worts, 103.
Familien der Sprachen, Zurückführung der Hauptdialekte Europa's u. Asiens auf Familien, 143.
Fatum, ursprüngliche Bedeutung d. Worts, 10.
Feeble, Ursprung des Worts, 103.
Feizi und der Brahmane, 124, 125.

Fe—Ga

Feu, Ursprung des Worts, 102, 103.
Feueranbeter, s. Parsis.
Finnische Classe, 267.
— — Zweige des Finnischen, 268.
— — Kalewala, die Iliade der Finnen, 269.
— — Ursitz der finnischen Stämme, 267.
— — ihre Sprache und Literatur, 268.
— — wachsendes Nationalgefühl d. Finnen, 269.
Finnische Sprache, Eigenthümlichkeiten, 100.
Firdusi's Shahnameh, 175.
Firoz Schah, Uebersetzungen aus d. Sanskrit ins Persische befohlen, 123.
Flaminius, seine Kenntniss d. Griechischen, 86.
Flämische Sprache und Literatur, 148.
Französisch, Dialekte, Zahl derselben, 45.
— Gesetze der Sprachumwandlung im Französischen, 59.
— Nominative und Accusative, 100.
— Ursprung der grammatischen Endungen, 194.
— Ursprung des Futurs mit der Endung rai, 193.
Friesisch, viele Dialekte, 46.
— Sprache und Literatur, 148.
Fromage, Ursprung d. französischen Worts, 102.
Futurum, im Französischen, 193.
— im Lateinischen, 194.
— im Griechischen, 194.
— im Chinesischen, 333.
— in andern Sprachen, 194.

Galatien, Gründung und Sprache von — 165.
Galla-Sprache in Afrika, zu welcher Familie, 237.
Ganas, Verzeichnisse bemerkensw. Wörter im Sanskrit, 97.
Gangâ, 325.
Garo, Adjectivformation im — 94.

Ga—Gr

Gâthâs oder Gesänge des Zoroaster, 175.
Gebelin, Court de — sein Monde primitif 114.
— mit Hervas verglichen, 114.
Gebern, s. Parsis.
Geburtstätte der Sprache, 326.
Geez-Sprache, 236.
Gemeins. Urspr. d. Sprache, 288.
Genike und Genitivus, 94.
Genitiv, in Indien, 93.
— die Endung in ihrem Zusammenhang mit der Adjectivbildung, 93.
— Bildung desselben im Chinesischen, 99.
— Genitivformation im Lateinischen, 185.
Geometrie, Ursprung des Worts, 5.
Geschichte der Wissenschaften, 4.
Geschichte u. Sprache, 63.
Gesetze der Sprachumwandlung, 59.
Glasmalereien, 8.
Gordon, Hauptmann — über die burmesischen Dialekte, 50.
Goropius über das im Paradiese gesprochene Holländisch, 111.
Gospel, Ursprung des Worts, 101.
Gothen u. der Bischof Ulfilas, 153.
Gothisch, eine moderne Sprache, 102.
— Aehnlichkeit zwischen dem Gothischen und dem Lateinischen, 105.
— Sprachclasse, zu der das Gothische gehört, 157.
— Zahl der Wurzeln, 223.
Grammatik als Kriterion der Sprachenverwandtschaft, 70.
— die engl. Grammatik teuton. Ursprungs, 70.
— keine Spur von Grammatik im Altchinesischen, 71.
— frühzeitige Leistungen d. Brahmanen in der Gramm., 73.
— der Griechen, 73.
— Ursprung d. Grammatik, 74.
— griech. Gramm. in Rom, 89.
— die wissenschaftliche Gramm. der Hindu, 97.
— Ursprung und Geschichte der Sanskrit-Gramm., 97.

Grammatik, Ursprung der gramm. Formen, 100, 180.
— geschichtliche und collaterale Belege, 101.
— genealog. Classification, 103.
— Bedeutung d. Grammatik für die Classification der Sprachen, 141.
— vergl. Grammatik, 179 flg.
— Bopp's vergl. Gramm., 180.
— Methode, in dem etymolog. Bau arischer Wörter unabhängige Originalwörter aufzufinden, 195.
— Resultate der vergl. Gramm. Bopp's, 198.
— arische Grammatik, 197.
— türkische Grammatik, 261.
Grammatici in Rom, 86.
Gregor von Nyssa, St. — 27.
Griechen, ihre Speculationen über die Sprache, 74.
— die Grammatiker, 27.
— warum d. alt. Griechen keine fremde Sprache lernten, 75.
— Einfluss des griechischen Handels, 77.
— Reisen griech. Philosophen, 78.
— griech. Gebrauch des Namens Barbar, 105.
Griechische Sprache, von den Barbaren studirt, 78.
— — kritisches Studium des Altgriech. in Alexandrien, 81.
— — die erste praktische griech. Grammatik, 83.
— — allgemein in Rom gesprochen, 84.
— — die griech. Gramm. in Rom eifrig getrieben, 91.
— — Formation der Adjective und Genitive, 95.
— — Verbreitung der griechischen Grammatik, 95.
— — Genitive im Griechischen, 98.
— — das Princip der Classification von den Griechen nie auf d. Sprachen angewandt, 104.
— — Griechen und Barbaren, 105.
— — Platon über den Ursprung d. griechischen Sprache, 104.

Griechische Sprache, Aehnlichkeit zwischen dem Griechischen und Sanskrit, 116.
— — Verwandtschaft beider Sprachen, 129.
— — Formation des griechischen Dativs, 186.
— — das griech. Futurum, 194.
— — Gesammtzahl d. Formen eines griechischen Verbs, 228.
Grimm, über den Ursprung der Dialekte, 47.
— über Nomadensprachen, 58.
— seine Grammatik, 138.
Guichard, Estienne — 109.

Halhed, über die Verwandtschaft zwischen Griech. und Sanskrit, 130.
— sein Code of Gentoo Laws, 130.
Hamilton, Sir W., 324.
Handel, sein Einfluss auf das Geschäft der Dolmetscher, 77.
Hariva und Arya, 268.
Harold Haarfagr, 159.
Haru-spex, Ursprung d. Worts, 217.
Harun-al-Raschid, Uebersetzungen von Sanskrit-Werken an seinem Hofe, 122.
Haug's Zendstudien, 173.
Haus, Namen für — im Sanskrit und anderen arischen Sprachen, 199.
Haussa-Sprache, 238.
Hebräisch, von d. Kirchenvätern für d. Ursprache gehalten, 109.
— Aufwand von Gelehrsamkeit, um dies zu beweisen, 110.
— Leibnitz bekämpft dies Vorurtheil, 111.
— Zahl der Wurzeln im Hebr., 222.
— alte Form des Hebr., 236.
— Aramäische Modificationen, 236.
— durch das Arabische verdrängt, 236.
Hekate, ein alter Name des Monds, 10.

Heljand, niederdeutsches Gedicht, 148.
Hellenischer Zweig der indo-europäischen Spachfamilie, 165.
Herat, Ursprung des Namens, 207.
Herder über den Ursprung der Sprache, 308.
Hermippos übersetzt Zoroaster's Werk ins Griechische, 80.
Herodot's Reisen, 78.
— über die Pelasger, 103.
Hervas reducirt die amerikanischen Dialekte auf 11 Familien, 51.
— seine Liste der im 16. Jahrh. über Sprachwissenschaft erschienenen Werke, 107.
— über H. und seine Werke, 114.
— mit Gebelin verglichen, 115.
— seine Entdeckung der malayischen u. polynesischen Sprachfamilie, 115.
Hickes, über das Verhältniss der sächsischen zu den normannischen Wörtern im Englischen, 70.
Hieronymus, St. — hält Hebräisch für die Ursprache des Menschengeschlechts, 108.
Himjaritische Inschriften, 236.
Hindustani, Ursprung des — 57.
— Genitiv u. Adjectiv im — 94.
— Urdu-zeban, eigner Name des Hindustani, 268.
Hiouen-thsang, d. chinesische Pilger, 122.
Hiram's Flotte, 169.
Historischer Wechsel u. natürliches Wachsthum, 34.
'Hiu-'he, 256.
Hiung-nu und Tu-kiu, 256.
Hliod oder Quida, 161.
— Sæmund's Sammlung, 161.
Hochdeutsch, 56, 149.
Hoei-seng, der chinesische Pilger, 122.
Höhle, 323.
Holländische Sprache, im Paradies gesprochen, 110.
— Alter d. Holländischen, 148.
Homer, kritisch in Alexandrien studirt, 81.

Homer, Einfluss dieser Studien auf die Entwickelung der grammat. Terminologie, 83.
Horaz und das Altlateinische, 54.
Hors, Ursprung d. frz. Worts, 103.
Humanitätsbegriff, bei Platon und Aristoteles nicht zu finden, 106.
Humboldt, A. v. — citirt, 17.
— W. v. — u. d. vergleichende Philologie, 138.
Huronen, schnelle Veränderung ihrer Dialekte, 49.
Hyades, 6.

Ibn-Wahschiyyah, d. Chaldäer, 235.
— — über I. und seine Werke, 235.
Iconium, türkische Sultane von — 259.
Illyrier, griechische und römische Schriftsteller über ihre Raçe und Sprache, 105, 350.
Illyrische Sprache, die alte, 164.
— Sprachen, 167.
Indien, des Mulla Abdu-l-Kadir Maluk allgem. Geschichte, 123.
— Ost- und West- — historische Bedeutung d. Namen, 192.
Indische Philosophen, ihr Einfluss auf griechische Philosophen, 77.
— Sprachen, 120.
Indo-europäische Sprachenfamilie. S. Arisch.
Indus, 325.
Inflexionale Sprachstufe, 275.
Instinct und Verstand, 303.
Instrumentalis, seine Formation im Chinesischen, 99, 182.
Interjectionale Theorie der Wurzeln, 314 flg.
Irán, moderner Name Persiens, Ursprung, 203.
Iranische Sprachclasse, 171, 174.
Iron, Name, den sich die Ossethen geben, 204.
Island, Begründung einer aristokratischen Republik in — 160.
— intellectuelle und literarische Thätigkeit d. Isländer, 160.

Is—Ke

Island, spätere Geschichte, 161.
Isländische Sprache, 151.
Italien, Dialekte vor Rom's Erhebung, 164.
— erhält seine Bildung von Griechenland, 85.
Italische Dialekte, Zahl derselben, 41, 46, 164.
— natürliches Wachsthum derselben, 54.
— wirkliche Quellen ders., 63.
— Sprachclasse, 163.
Its, das engl. Possessivpronomen, 34.

Jakuten, Stamm der — 258.
— ihr Dialekt, 259.
Jones, Sir William, Bemerkungen über die Verwandtschaft zwischen Sanskrit und Griechisch, 130.
Juden, das literarische Idiom der Juden um Christi Geburt, 232.
— — vom 4. bis 10. Jahrhundert, 233.
— — ihre Annahme d. Arabischen, 233.
— — später eine Art modernisirtes Hebräisch, 233.
Julien, M. Stanislas — über das Chinesische, 98, 348.
Justinian, Kaiser, seine Gesandtschaft an die Türken, 256.

Kalewala, die Iliade der Finnen, 269.
Kalmücken, 251, 254.
Kaptschakisches Reich, 252.
Kara-Kalpaken am Aral-See, 258.
Karelischer Dialekt des Finnischen, 270.
Karier, griech. Autoren über die — 350.
Karneades darf in Rom keine Vorträge halten, 91.
Kastor und Pollux, 85.
Katze, 314.
Keil-Inschriften, von Burnouf entziffert, 139.

Ke—Le

Keil-Inschriften, Wichtigkeit d. Auffindung der Inschriften des Darius und Xerxes, 173.
— Fortschritt in ihrer Entzifferung, 233.
— ein Brief Rawlinson's citirt, 234.
Kempe, André, über d. im Paradies gesprochenen Sprachen, 354.
Kepler, 17, 351.
Khi-nie, d. chinesische Pilger, 122.
Kindersprache, ihr Einfluss, 61.
Kirgisenhorden, die 3 — 259, 260.
Kirgisenstamm, 259.
Kirgis-Kasaken, Stamm, 259.
Kleinasien, Ursprung der dortigen Türken, 259.
Kosmopolitischer Club, 90.
Krates von Pergamus in Rom, 91.
— seine öffentlichen Vorlesungen über Grammatik, 91.
Kuckuck, 310 flg.
Kumüken, Stamm im Kaukasus, 258.
Kurdensprache, 175.
Kuthami, der Nabathäer, 235.
— Zeit seines Lebens, 235.

Laban, seine Sprache, 233.
Langue d'Oïl, Gesang in — 163.
Lappen oder Lappländer, 270.
— ihre Wohnsitze, 270.
— ihre Sprache, 270.
Lateinisch, was es ursprünglich gewesen, 54.
— Veränderung des Latein. nach Polybius, 54.
— d. alt. salischen Gedichte, 54.
— Provinzialismen im Cicero, 54.
— Stillstand des Lat., nachdem es literarische Sprache geworden, 54.
— lateinische Genitive, 98.
— Aehnlichkeit zwischen dem Goth. und Lat., 105.
— genealogische Verwandtschaft zwischen Lat. u. Griech., 140.
Lausitz, Sprache der — 168.
Laut und Gedanke, 331.
Leibnitz tritt gegen das Hebräische als Ursprache auf, 111.

Leibnitz wendet die Principien der inductiven Schlussmethode an, 111.
— sein Brief an Peter d. Gr., 111.
— seine Arbeiten im Gebiete d. Sprachwissenschaft, 111.
— verschiedene Studien, 113.
— über Menschen und Thierseelen citirt, 300.
Lesbos, Dialekte auf — 46.
Lettische Sprache, 166.
Lewis, Sir Cornewall, kritisirt die Theorie Raynouard's, 142.
Liefländer, Dialekt der — 270.
Linné's System, 14.
Literarische Sprachen, ihr Urspr., 54.
—— ihr unvermeidlicher Verfall, 56.
Litthauische Sprache, 166.
—— das älteste literarische Denkmal in Litthauen, 166.
Livius Andronicus, 87.
—— seine Uebersetzung d. Odyssee in lateinische Verse, 87.
Locativ, Formation desselben in d. arischen Sprachen, 183.
—— im Chinesischen 99, 183.
—— im Latein., 183.
Locke sieht in der Sprache die Schranke zwischen Mensch und Thier, 12.
— über universelle Ideen, 305.
— seine Meinung vom Ursprung der Sprache, 27.
Logos, 330.
Lord, Ursprung des Worts, 100, 349.
Lucilius, sein Buch über d. Reform der lateinischen Orthographie, 91.
Lucina, für Mond, 10.
Luna, 10.
Lycurgus, seine Reisen, 78.

Macedonier, alte Autoren über d. — 104.
Madam, Ursprung des Worts, 190.
Mago, der Karthager, über Ackerbau, 79.
Mähren, von den Mongolen verwüstet, 253.

Mandschu-Stämme, sprechen eine tungusische Sprache, 251.
—— ihre Grammatik, 274.
—— Tonnachahmungen in ihrer Sprache, 316.
Manetho studirt Griechisch, 79.
— Werk über Aegypten, 80.
— kennt die Hieroglyphen, 80.
Manka, der Indier, übersetzt aus d. Sanskrit ins Persische, 123.
Masora, in welchem Idiom geschrieben, 233.
Mauláva Izzu-d-din Khalid Khani, übersetzt aus dem Sanskrit ins Persische, 123.
Même, Ursprung des Worts, 45.
Menander, studirt Griechisch, 79.
— sein Werk über Phönizien, 79.
Mendäer oder Nazoräer, 234.
Mensch, alte Wörter für — 329.
— Mensch und Thier, 11.
— ihre Fähigkeiten, 298.
— Unterschied, 303.
Ment, Ursprung dieser französischen Adverbialendung, 42.
Mestscheräken, ihre Wohnsitze, 257.
Meter, 6.
Milton, Zahl der Wörter in seinen Werken, 224.
Ming-ti, Kaiser von China, erlaubt die Einführung des Buddhadienstes, 121.
— lässt die Lehren desselben in Indien studiren, 121.
Miniaturmalereien in d. Manuscripten, 9.
Mischsprache, keine — 66.
Missionäre, ihre Wichtigkeit für Erforschung d. dialektischen Lebens der Sprachen, 49.
Moallakat, aufgehängte Gedichte, 236.
Moderne Sprachen, 53.
Moffat, über die südafrikanischen Dialekte, 51.
Monat, 5.
Monboddo, Lord, 11.
— seine Metaphysik, 131, 133.
Mond, altes Wort, 5.
Mongolen, ihr Ursitz, 250.
— drei Classen derselben, 251.

Mo—No

Mongolen, ihre Eroberungen, 251.
— Auflösung ihres Reiches, 253.
— gegenwärtiger Zustand, 254.
— ihre Sprache, 254.
Mongolische Dialekte, 51.
— Sprachclasse, 250.
— Grammatik, 274.
Morphologische Classification, 231.
Mortal, Ursprung des Worts, 320.
Much und very unterschieden, 36.
Muhammed ben Musa, Uebersetzung der indischen Algebra ins Arab., 123.
Mundarten, keine Entartung der Literatursprache, 47.
Mutter- und Tochtersprache, 53.
Mythologie, 9, 200.

Nabathäer, muthmassliche Abkömmlinge der Babylonier und Chaldäer, 234.
— Kuthami's Werk über nabathäischen Ackerbau, 235.
Nationalitäten und Sprachen, 11.
Nationalsprachen, Ursprung der — 52.
Natur, Unveränderlichkeit derselben in ihren Verrichtungen, 29.
— Dr. Whewell citirt, 29.
Naturwissenschaft, ihre drei Stufen, 18, 19.
Nebuchadnezzar's Name auf d. Ziegelsteinen, 238.
Negersprache, eine fingirte, 188.
Νεμέτιζοι des Constantinus Porphyrogeneta, 75.
Nestorianer in Syrien, Formen ihrer Sprache, 232.
Neudeutsch, Umgestaltung, 33.
Neugriechisch, Zahl der Dialekte, 46.
Neulateinische Dialekte, 164.
Nikopolis, Schlacht bei — 260.
No und nay bei Chaucer, 190.
Nobili, Roberto de — 127.
Nogaische Stämme, ihre Geschichte, 257.
Nomadische Sprachen, 244.
— charakteristischer Zug derselben, 246.
— ihr Reichthum, 58.

No—Pa

Nomadenstämme und ihre Kriege, 267.
— ihre Sprachen, 268.
Nominalismus und Realismus, 10.
Normannische Wörter im Englischen und ihr Verhältniss zu den sächsischen, 69.
Norwegische Poësie, 161.
— die hliod oder quida, 161.
— die zwei Edda, 160.
Norwegische Sprache, ihr Stillstand, 57.

Ohnmacht des Individuums der Sprache gegenüber, 35.
Onomatopoieia, ihre Theorie, 307.
Ophir der Bibel, 170.
Originalformen und grammatische Endungen, 180.
Origines, seine Ansicht über das Hebräische, 109.
Ormuzd, der Gott der Zoroastrier, von Platon erwähnt, 173.
— der Name Auramazda auf d. Keilinschriften, 173.
— Ursprung dieses Namens, 173.
Oromazes, 172.
Os, Ossethen, 175, 221.
Oscische Sprache u. Literatur, 165. /4
Osmanli, ihre Sprache, 254, 259.
Ostjäkische Dialekte, 51.
Ost- und Westindien, 192.

Pah-pah-Theorie, 315.
Pâli, einer d. Volksdial. Behars, 119.
Panætius, der Stoiker in Rom, 89.
Pâṇini's Sanskrit-Grammatik, 97.
Pantomime und König, 316.
Paolino de San Bartolomeo, Fra, erste Sanskrit-Grammatik, 116, 130.
Paradies, die dort gesprochene Sprache, 109, 111.
Parsi, wann in Persien gesprochen, 175.
Parsis oder Feueranbeter, 172.
— ihre Colonie in Bombay, 172.
— ihre verschiedenen Auswanderungen, 172.
— ihre alte Sprache, 172, 176.
Pascatir-Raçe, 272.
Pater, Urspr. d. latein. Worts, 45.

Pa—Po

Payer (to pay), Ursprung d. Worts, 103.
Pedro, Padre, Missionär in Calicut, 126.
Pehlwi oder Huzvaresch-Sprache, 175.
Pelasger, Humboldt über die — 103, — Dion. Halik. über die — 104.
Percussion, Etymologie des Worts, 39.
Perion's Sprachwerk, 109.
Permische Stämme u. Sprache, 271.
— Zweig der finnischen Sprachclasse, 271.
— der Name Perm, 271.
Persien, Ursprung der Turkomannen oder Kisilbasch, 256.
Persische Sprache, 69.
— — ihr Einfluss auf d. Türkische, 69.
— — die altpersische Sprache, s. Zend.
— — spätere Gesch. d. Persischen, 175, 176.
Peschito, Bedeutung d. Worts, 232.
Pfingstfest der Sprache, 107.
Philolaos, 17, 18.
Philologie und vergleichende — 20.
— eine histor. Wissenschaft, 21.
— ihr Ziel, 65.
Phönizisch, eng verwandt mit dem Hebräischen, 236.
Physische und historische Wissenschaft, 19.
Platon, seine Ansicht vom Ursprung der griech. Sprache, 104.
— über Zoroaster, 172.
Plautus, griech. Wörter in seinen Lustspielen, 86.
— die Lustspiele selbst Bearbeitungen griech. Originale, 86.
Pleïades, 6.
Polen, Einfälle der Mongolen, 254.
Politische Bedeutung der Sprachwissenschaft, 11.
Polnisch, älteste Sprachdenkm., 167.
Polybius, über die Veränderung des Lateinischen zu seiner Zeit, 54.
Pons, Pater — Bericht über d. liter. Schätze der Brahmanen, 129.

Po—Ra

Pott, Prof., Etymologische Forschungen, 138.
— für d. polygenetische Theorie, 295.
Prâkrit-Idiome, 119, 168.
Praktischer Anfang jeder Wissenschaft, 8.
Prâtiśâkhyas der Brahmanen, 97.
Preussisch, Alt- — Sprache u. Literatur, 167.
Priester, Ursprung des Worts, 102.
Primum cognitum und primum appellatum, 319.
Priscianus, Einfluss seines grammatischen Werks auf die spätere Zeit, 96.
Protagoras als Verbesserer der homerischen Sprache, 36.
Provençalisch, Tochter des Latein., 142.
— nicht Mutter des Franz. etc., 142.
— das älteste provençalische Gedicht, 164.
Ptolemäus, sein System, 14.
Ptolemäus Philadelphus und die Septuaginta, 80.
Ptosis, Bedeutung des Worts in der Sprache der Stoiker, 92.
Publius Crassus, seine Kenntniss d. griech. Dialekte, 88.
Puschtú, die Sprache von Afghanistan, 176.
Pyrrha, 10.
Pythagoras, seine Reisen, 78.

Quatremère über das Ophir der Bibel, 171.
Quinsy, Ursprung des Worts, 328.
Quintilian, über die Veränderung d. Latein. zu seiner Zeit, 55.
— über die Auslassung d. finalen s im Lateinischen, 55.
Quittance, Ursprung d. französischen Worts, 103.

Rabe, 311.
Radicale, s. Wurzeln.
— rad. Stufe, 242.

Ra—Sa

Rask, Erasmus, Zendstud., 138, 172.
Raynouard, seine Arbeiten in der vergleichenden Grammatik, 142.
— Kritik seiner Theorie der romanischen Sprache, 142.
Realismus und Nominalismus, 10.
Reich, das — der Sprache, 23.
Respectabel, Ursprung des Worts, 215.
Reval, dortiger Dialekt d. Esthischen, 270.
Rhenus, 325.
Rig-Veda, citirt, 73.
Rivus, 325.
Rom, die griech. Sprache in — 83.
— Einfluss Griechenlands auf — 84.
— Einwirkung der griechischen Bildung auf Rom's geistige Atmosphäre, 89.
— Vertreibung griech. Grammatiker und Philosophen aus Rom 89.
— griech. Philosophie und altrömischer Volksglaube, 90.
— Popularität grammatischer u. philologischer Studien in Rom, 91.
— Ausbildung d. grammatischen Terminologie, 93.
Romana, lingua, 142.
Romanische Sprachen, ihr lateinischer Ursprung, 141.
— Modificationen, 163.
— ihre Entwickelung aus d. altitalischen Dialekten, 164.
Römer, ihr Gebrauch des Ausdrucks Barbaren, 105.
Rumänisch oder Romanesisch, 163.
— Bibelübersetzung, 163.
— im Enghadin, 163.
Russland, von den Mongolen verwüstet, 260.

Sabius, ein im classischen Latein nicht vorkommendes Wort, 85.
Sächsisch, Verhältniss des Sächsischen zum Normannischen im Englischen, 68.

Sa—Sch

Sæmund, Sigfusson, seine Sammlung von isländischen Gesängen, 160.
Sagard, Gabriel, über die Huronensprachen, 51.
Salische Gedichte und das spätere Latein, 53.
Salomon's Tharschisch-Flotte, 120.
Sálotar, Uebersetzung seines Werk's über Thierheilkunde aus d. Sanskrit ins Persische, 124.
Sanskrit, Bildung d. Adjective, 94.
— Grammatik, 97.
— Aehnlichkeit mit dem Griechischen, 116.
— Wichtigkeit der Entdeckung des — 118.
— Geschichte d. Sanskr.-Sprache, 118.
— Zweifel über Alter u. Aechtheit, 120.
— verschiedene Berichte über — 120.
— die Muhammedaner in Indien und ihre Uebersetzungen von Sanskritwerken ins Arab. und Persische, 123.
— europäische Missionäre, 126.
— Philologie 129.
— Studien u. Werke F. Schlegels, 134.
— Wichtigkeit der Entdeckung des Sanskrit in der Classification der Sprachen, 141.
— genealogische Beziehung zum Griechischen u. Lateinischen, 143.
— hohes Alter, 168.
— Beziehung zu den iranischen Sprachen, 171.
— Bildung des Locativs, 182.
— Zahl der Wurzeln, 223.
Sassaniden-Dynastie, ihr Persisch, 176.
Scaliger, J. J., seine „Diatribe de Europæorum Linguis“, 108.
Scandinavischer Zweig der teuton. Sprachclasse, 159.
— die ost- und westscandinav. Raçen, 159.
Schallnachahmung bei der Wortbildung, 313.

Sch—Si

Schlegel, Friedrich, seine Sanskrit-Studien, 135.
— sein Werk über die Sprache und Weisheit der Indier, 135.
— Aufnahme seines Werks in Deutschland, 137.
— seine Ansicht über den Ursprung der Sprache, 181.
Schlegel, Aug W. v., seine „Indische Bibliothek“, 138.
— seine Kritik der Theorie Raynouards, 15.
Schlesien, Einfälle der Mongolen in — 252.
Schwedische Sprache, ihr Wachsthum, 57, 105.
Schwester, Ursprung d. Worts, 44.
Scipionen, die Wissenschaft im Hause der — 89.
Scythische Wörter bei griechischen Schriftstellern, 202.
Sein, das Hülfsverb, 143, 399.
Semitische Sprachfamilie, 30.
— — ihr Studium, 108.
— — Bestandtheile des Semitischen, 229.
— — Abtheilungen der semitischen Sprachfamilie, 232.
— — aramäische Classe, 232.
— — hebräische Classe, 236.
— — arabische Classe, 236.
— — enge Beziehungen der drei Classen zu einander, 237.
— — Berberndialekte, 237.
— — das Semitische und Arische als die einzigen Sprachfamilien, welche diesen Namen verdienen, 237.
— — genealogische Tafel, 37.
Senior, der Titel, 191.
Septuaginta und Ptol. Philadelphus, 80.
Serpens, Ursprung des Worts, 328.
Shakespeare, Zahl der von ihm gebrauchten Wörter, 224.
Sibirien, tungusische Stämme in — 250.
— türkische Stämme in — 257.
— Dialekte 258.
Sibulla, Bedeutung d. Worts, 85.

Si—Sp

Sibylla von Cumæ, ihre Orakel griechisch abgefasst, 85.
Sigfusson, s. Sæmund, 160.
Sigismund, Kaiser, u. der böhmische Schulmeister, 35.
Sir, Ursprung d. Worts, 190, 191.
Sirjänen-Stämme, s. Syrjänen.
Sister, Urspr. d. engl. Worts, 44.
Skalda des Snorri Sturluson, 162.
Slavische Stämme, ihre Niederlassung in Mœsien, 164.
— die eigentlichen slavischen Sprachen, 167.
Slavonische Sprache, 167.
Smith, Adam, Ansicht über d. Ursprung der Sprache, 27.
— über Formation d. Gedankens und der Sprache, 319.
Smith, Sydney, über die menschl. Ueberlegenheit etc., 278.
Snorri Sturluson, Prosa-Edda, 162.
— Heimskringla, 162.
— Skalda, 162.
Song-yun, der chinesische Pilger in Indien, 121.
Spac, Wurzel u. ihre Sprossen, 215.
Species, Ursprung des lateinischen Worts, 218.
Spiegel, Ursprung des Worts, 217.
Sprache, Wissenschaft der — gehört zu den physischen Wissenschaften, 1, 19.
— gehört der Neuzeit an, 3.
— ihr Name, 3.
— Bedeutung, 4.
— bietet den utilitarischen Tendenzen d. Neuzeit wenig, 8.
— Wichtigkeit d. Sprachwissenschaft in den politischen und socialen Fragen, 10.
— Schranke zwischen Mensch u. Thier, 11.
— Wichtigkeit, 20.
— ihr Reich, 23.
— Wachsthum im Gegensatz zur Geschichte 25.
— Dr. Whewell über die Classification der — 25.
— Prüfung der Einwürfe gegen dis Sprachwissenschaft als physische Wissenschaft, 26.

Sprache, als Menschenerfindung, 26.
— als histor. Wissensch., 29.
— histor. Veränderungen, 30.
— fast unveränderlich bei hochgebildeten Völkern, 32.
— ihr Wachsthum, 34.
— kann der Mensch die Sprache verändern oder verbessern? 36.
— Ursachen des Wachsthums, 37.
— Process d. Wachsthums: lautlicher Verfall, 38.
— dialekt. Wiedererzeugung, 44.
— Gesetze des Wechsels, 59.
— eitle Versuche einzelner Grammatiker und Puristen, die Sprache zu verbessern, 61.
— Zusammenhang der Sprache mit der Geschichte, 63.
— unabhängig von geschichtl. Ereignissen, 64.
— keine Möglichkeit einer Mischsprache, 67.
— die empirische Stufe im hist. Fortschr. d. Sprache, 72.
— Speculationen der Brahmanen und Griechen, 72.
— die classificatorische Stufe, 96.
— empirische oder formale Grammatik, 98.
— genealog. Classification, 103.
— Katalog von Hervas, 352.
— Leibnitz, 353.
— Hervas, 113.
— Adelung, 116.
— Catharina die Grosse, 117.
— Wichtigkeit der Entdeckung des Sanskrit, 119, 141.
— Werth der vergleichenden Grammatik, 141.
— Blick auf die neuere Gesch. der Sprache, 143.
— Unterscheidung der radicalen u. formalen Elemente, 180.
— Bestandtheile, 209.
— morphologische Classification, 231, 240.
— die inflexionale Stufe der Sprache, 579.
— über d. Problem eines gemeins. Urspr. der Sprachen, 276.
Sprache, ältere Theorien, 295.
— Methodik der Untersuch., 297.
— Fähigkeiten des Menschen u. der Thiere, 299.
— das innere Vermögen, dessen äusseres Zeichen u. Offenbarung d. Sprache ist, 304.
— universelle Ideen, 305.
— allgemeine Ideen u. Wurzeln, 305.
— das primum cognitum und primum appellatum, 319.
— erkennen und nennen, 316.
— Sprache und Vernunft, 330.
— Laut und Gedanke, 331.
— natürliche Auslese der Wurzeln, 332.
— keine Willkür in d. Sprache, 336.
— Ursprung u. erste Divergenz der Sprache, 337.
— die radicale Stufe, 240.
— die terminationale, 240, 244.
— die inflexionale, 240.
Sprachen, Zahl d. bekannten — 22.
— das Unterrichten in fremden Sprachen eine verhältnissmässig neue Erfindung, 75.
— warum die alten Griechen nie fremde Sprachen lernten, 75.
— der „Sprachenberg", 77.
— genealogische Classification d. Sprachen, 137.
— Zurückführung d. Hauptdial. in Europa und Asien auf gewisse Sprachenfamilien, 144.
— die geneal. Classification nicht auf alle Sprachen anwendbar, 145.
— Verwandtschaft der Wurzeln, 146.
— vergleichende Gramm., 179.
— formale u. radicale Elemente, 181.
— alle formalen Sprachelemente sind urspr. substantiell, 184.
— Grade d. Verwandtsch., 239.
— alle Sprachen sind schliessl. auf Wurzeln zurückzuführen, 239.

Sq—Te

Squirrel, Urspr. d. engl. Worts, 314.
Stetigkeit der Sprache, 25.
Stewart, Dugald, seine Meinung über den Urspr. der Sprache, 27.
— Zweifel an dem Alter u. der Aechtheit d. Sanskr., 120.
— seine Ansicht über die Verwandtschaft d. Griechischen und Sanskrit, 135.
— über d. Ursp. d. Sprache, 293.
Stoische Philosophie in Rom, 90.
Strabo über die Barbaren, 103.
Sturluson, s. Snorri.
Sugar, Urspr. d. engl. Worts, 313.
Syrien, Urspr. d. dortigen Türken, 259.
Syrische Sprache, Zeit der Bibelübersetzung ins Syr., 232.
— Peschito, 232.
— Verfall u. gegenwärt. Stellung der Sprache, 232.
Syrjänen-Stämme, ihre Wohnsitze, 271.
— ihre Sprache, 271, 273.

Talmud von Jerusalem und von Babylon, literarisches Idiom der Juden im — 233.
Targums, Sprache, in welcher sie geschrieben, 233.
— die berühmtesten, 233.
Tarikhu-Hind des Al-Birúni, 123.
Tataren-Stämme, 251.
— — Schrecken des Namens, 252.
— — die goldene Horde, 252.
Tatarische Sprache, 252.
— — bisweilen so viel als turanisch, 252.
Tavastisch, Dial. d. Finnischen, 270.
Te als Bildungssilbe des deutschen Imperfects, 195, 197.
Terminationale Stufe, 243.
Terminologie, Ausbildung d. grammatischen — in Rom, 93.
— Vergleich d. grammatischen — der Griechen u. Hindús, 96.
Testament, das neue — ins Pers. übersetzt, 124.
— Zahl der Wörter im alten — 224.

Te—Tu

Teutonische Sprachclasse, 148.
— — das Englische ein Zweig derselben, 66.
— — vier Hauptkanäle der teuton. Sprache, 162.
Tharschisch, Flotte, 169.
That, das Imperfect, 197.
Themistokles kennt die persische Sprache, 77.
Theoretische Stufe d. Wissensch., 16.
Thiere, Fähigkeiten der — 301.
— Instinct und Verstand, 302.
— die Sprache als die Scheidewand zwischen Mensch und Thier, 303.
— der alte Name für Thier, 327.
Thomerel, M., über das Verhältniss der sächsischen zu den normannischen Wörtern im Engl., 68.
Thrazier, alte Autoren über die — 103.
Thun als Hülfsverb, 196.
Thunder, Urspr. d. engl. Worts, 313.
Tiberius Gracchus, seine Kenntniss des Griechischen, 86.
Tiberius, Kaiser, und der Grammatiker, 34.
Tibetanisch, Bildung der Adjectiva im — 94.
Timur, mongol. Reich des — 254.
Tochter, Ursprung des Worts, 44.
Tooke, Horne, über grammatische Endungen, 210.
— über die interjectionale Wurzeltheorie, 260.
Torgod Mongolen, 254.
Tschingis-khán begründet das Mongolenreich, 251.
Tschudischer Zweig der finnischen Sprachen, 268.
Tungusische Idiome, neue Phase d. gramm. Lebens derselben, 51.
Tungusische Sprachclasse, 251.
— geograph. Gränze ders., 251.
— Grammatik, 251.
Turanische Sprachfamilie, 30, 243.
— Ursprung des Ausdrucks Turanisch, 201.
— turanische Raçen, 204.
— turan. Namen, von griech. Schriftstellern erwähnt, 204.

Turanische Sprachfamilie, Bestandtheile d. turan. Spr., 229.
— turanisch eine terminationale oder agglutinative Sprachfamilie, 243, 246.
— Abtheilungen der turanischen Sprachfamilien, 243.
— der Name turanisch, 244.
— charakteristische Züge der turan. Sprachen, 244, 245.
— Aufzählung der Sprachen d. turanischen Familie, 250.
— genealog. Tafel, 378, 379.
Türken, ihre Geschichte, 255.
— Ursprung der Türken Kleinasiens und Syriens, 255.
— Ursprung und Vordringen d. Osmanli, 259.
— Verbreitung des Osmanli-Dialekts, 259.
Türkische Sprachclasse, 254.
— — Grammatik, 261.
— — Conjugationssystem, 263, 274.
Türkische Sprache, Einfluss der Fremdwörter, 67.
— — zwei Vocalclassen, 250.
— — sinnreiche Grammatik, 261.
— — neigt sich zu inflexionalen Formen hin, 288.
Turkomannen oder Kisil-basch, ihr Ursprung, 257, 260.
Turner, Sharon, über das Verhältniss der norman. zu den sächs. Wörtern im Englischen, 69.
Turvasa, 205.

Uebersetzungen aus d. Sansk., 123.
Ugrischer Zweig d. finnischen Sprachclasse, 272.
Ulfilas, seine Sprache, 31.
— über seine Bibelübers., 151.
— zu seiner Lebensgesch., 153.
Umbrische Sprache u. Liter., 164.
Umgestaltung der Sprache, 32.
— des Englischen, 32.
— des Deutschen, 33.
Ungaren, Vorfahren der — 271.
— ihre Sprache, 272.
— Verwandtschaft derselben mit den ugro-finnischen Dialekten, 272.

Upanischads, von Dárá aus d. Sanskr. ins Pers. übersetzt, 126.
— von Anquetil Duperron ins Französische übersetzt, 126.
Uralische Sprachen, 267.
Uranfänge d. Wissenschaft, 5.
Uran 'hat-Stämme am Chulym, 259.
Urdu-zeban, eigentlicher Name des Hindustaní, 268.
Usbeken, ihre Geschichte, 257.

Vâch, d. Göttin d. Sprache, 73, 344.
Varro, de re rustica über Mago, 79, 345.
— sein Werk über lateinische Sprache, 91.
— wird Cäsar's Bibliothekar, 92.
Vasco da Gama bringt einen Missionär nach Calicut, 126.
Vaterunser in versch. Sprachen, 108.
Veda's, 97.
— Unterschied zwischen d. Spr. d. Veda's und dem spätern Sanskrit, 97.
— die Brahmanen lassen sie nicht übersetzen, 125.
— Erzählung von Feizi, 126.
Veraltete Wörter, 32.
Verben, Bildung ihrer Endungen in den arischen Dialekten, 187.
— neuere Formationen, 188.
Verfall, lautlicher — im Process beim Wachsth. d. Spr., 38.
— Beispiele desselben, 38, 41.
— classischer Sprachen, 55.
Vergleichende Grammatik, 179 flg.
Verwandtschaft, Anzeichen wahrer — in d. animal. und vegetab. Welt, 14.
— der Wurzeln, 146.
— Grade d. Verw., 239, 283.
Very und much, 36.
Vibhakti in d. Sanskr.-Gramm., 97.
Virtus, die altrömische — und die griechische Wissenschaft, 88.
Vogulen, 271.
Vyâkarana, Sanskritn. f. Gramm., 97.

Wachsthum der Sprache, 34, 54.
— — durch Mitwirken Einzelner? 37.

Wa—Wu

Wachsthum der Sprache, Ursachen des — 37.
— — unbewusstes — 37.
Wallachische Sprache, 163.
Wandelungen der Sprache, 31.
— — bei rohen Volksstämmen, 32.
Wenden, ihre Sprache, 167.
Whewell, Dr., üb. d. Sprachwiss., 25.
Wiedererzeugung, dialektische, 45.
Wilde Stämme, schneller Wechsel in ihren Sprachen, 31, 49.
Wilkins, über die Verwandtsch. des Sanskrit und Griechischen, 132.
Windische Sprachen, 166.
— — Abtheil. u. Unterabtheil., 166.
Wissenschaften, Uranfänge, 5.
— Gleichförmigkeit ihrer Geschichte, 18.
— von Philosophen und selbst Dichtern gefördert, 17.
— physische u. historische, 19.
— die empirische Stufe, 4.
— die Wissenschaft muss praktisch sein, 7.
— classificatorische Stufe, 12.
— theoretische oder metaphysische Stufe 15.
Witsen, Nicholas, der holländische Reisende, s. Wortsamml., 111, 35.
Wörterbuch, vergleichendes — Catharina der Grossen, 117.
Wotjäken, ihr Idiom, 271.
— Wohnsitze, 272.
Wurzeln oder Radicale, 211.
— Verwandtschaft, 146.
— Classen d. Wurzeln, 220.
— demonstrat. u. prädikat., 224.
— wie viele Formen sich aus diesen Bestandtheilen zusammensetzen lassen, 230.
— alle Sprachen lassen sich schliesslich auf Wurzeln zurückführen, 240.
— die radicale Stufe d. Sprache, 241.
— allgem. Ideen und — 306.

Wu—Zw

Wurzeln, Ursprung der — 307.
— Bau-wau-Theorie, 308.
— Pah-pah-Theorie, 315.
— natürliche Auslese der — 332.

Xavier, Franz, predigt das Evangelium in Indien, 126.
— seine Sprachkenntniss, 126.

Yakuten, s. Jakuten.
Yea und yes bei Chaucer, 189.
Yes'r und yes'm, 189.

Zahl der Sprachen, 23.
Zahlwörter, 43.
Zehn, 39.
Zend, Rask's Studien des — 138.
— Burnouf's Stud. des — 129.
Zend-avesta, 138.
— hohes Alter des — 171.
— die Wörter Zend und Zend-avesta, 171.
— Anquetil's Uebersetzung, 172.
— Rask's u. Burnouf's Arbeiten, 172.
— Auctorität des — für das Alter des Worts Arya, 208.
Zenodotus setzt im Homer den Artikel vor Eigennamen, 81.
— Beobachtungen über den Dual im Homer, 83.
Zeus, Grundbedeutung d. Worts, 10.
Zigeunersprache, 176.
Zoroaster oder Zarathustra, seine Schriften ins Griech. übersetzt, 80.
— von Anquetil übersetzt, 139.
— seine Gâthâs, 174.
— Zeit, in welcher er lebte, 174.
— nicht identisch mit Jaradaschti in den Veda's, 174.
Zoroastrier, 171.
— Ursitz ders., 360.
Zucker, Ursprung des Worts, 314.
Zwanzig, Ursprung des Worts, 40.
Zwei, 39.

Schlussbemerkung.

*Da der für mein Vorwort bestimmte Raum durch die Vorrede des Verfassers eine in diesem Falle sehr erfreuliche Beschränkung erlitten hat, so möge es mir erlaubt sein, hier am Ende des Werkes noch einige Bemerkungen einzuregistriren, welche zum Theil ganz passend in jener Gegend stehen, in welcher das Unkraut der „Corrigenda, Addenda und Druckfehlerverzeichnisse" zu wuchern pflegt.

Es könnte mir vielleicht zum Vorwurf gemacht werden, dass ich Stellen, welche Professor Max Müller aus deutschen Quellen geschöpft hat, nicht immer streng in der ursprünglichen Fassung wiedergegeben und also gewissermassen zurückübersetzt habe; ich kann aber versichern, dass die ganz unverändert eingefügten Worte des vom Verfasser benutzten Originals, welche ich an einigen Orten sogar schon in meinem Manuscripte stehen hatte, bei genauerer Erwägung mit dem Gusse der Müller'schen Darstellung nicht recht zusammenschmelzen wollten und dass sich dann scheinbar geringe Modificationen, welche sich der Verfasser erlaubt hatte, als wichtig erwiesen, so dass ich sie schliesslich beibehielt.

Ueber die Formen bin, bist (vergl. S. 144), schreibt mir der Verfasser, dass er sie von bhu (fui) herleitet, so dass sie mit der Wurzel as gar nichts zu thun haben.

Auf S. ~~144~~ ist aus Versehen die Mahâbhârata stehen geblieben. 124

Schliesslich ist wohl noch zu erwähnen, dass das Original von der deutschen Kritik bereits vielfach beachtet und lebhaft empfohlen wurde; in Frankreich hat ihm vor Kurzem der geistreiche Barthélemy St. Hilaire im Journal des Savants eine tief eingehende Kritik gewidmet. In England sind in kurzer Zeit drei Auflagen (bei Longman) verkauft worden, von denen der Bearbeiter auch die dritte noch während des Druckes benutzen konnte.*

Böttger.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berichtigungen.

Seite 79, Zeile 1 „Berosus“ statt Borosus.
S. 83, Z. 1 „Dionysius“ statt Dionisius.
S. 126, Z. 7 von oben ist [58]) einzuschalten.
S. 227, Z. 15 v. o. „he gives“ statt hegives.
S. 242, Z. 18 v. o. „inflexionale“ statt inflectionale.
S. 384, Sp. 2, Z. 12 v. u. „Wachsthum“ statt Wachthum.

Druck der H. Heybruch'schen Hofbuchdruckerei in Dessau.

Peter Greiner
Buchbinderei
München 15

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Friedrich Max,

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache

Bd.: 1

Leipzig 1863

L.gen. 62 xb-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583046-0